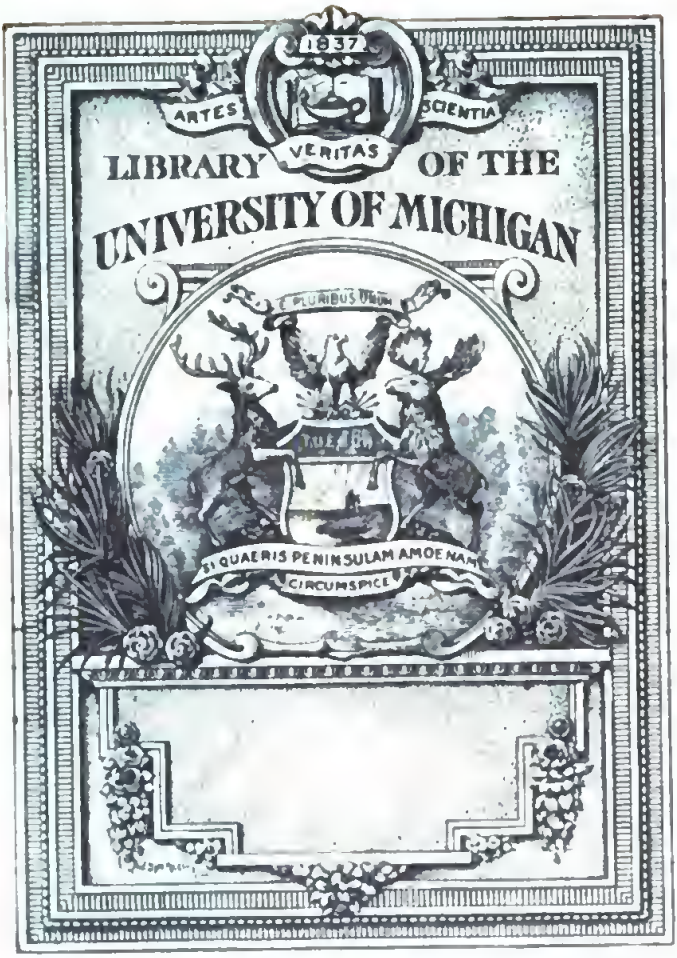
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. L. Smith

830,6 B58

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen.

Herausgegeben von

C. Falkenhorst.

12 Bände in Oktav, mit vielen Illustrationen und fein in Ganzleinwand gebunden.

Preis à Mark 2.50.

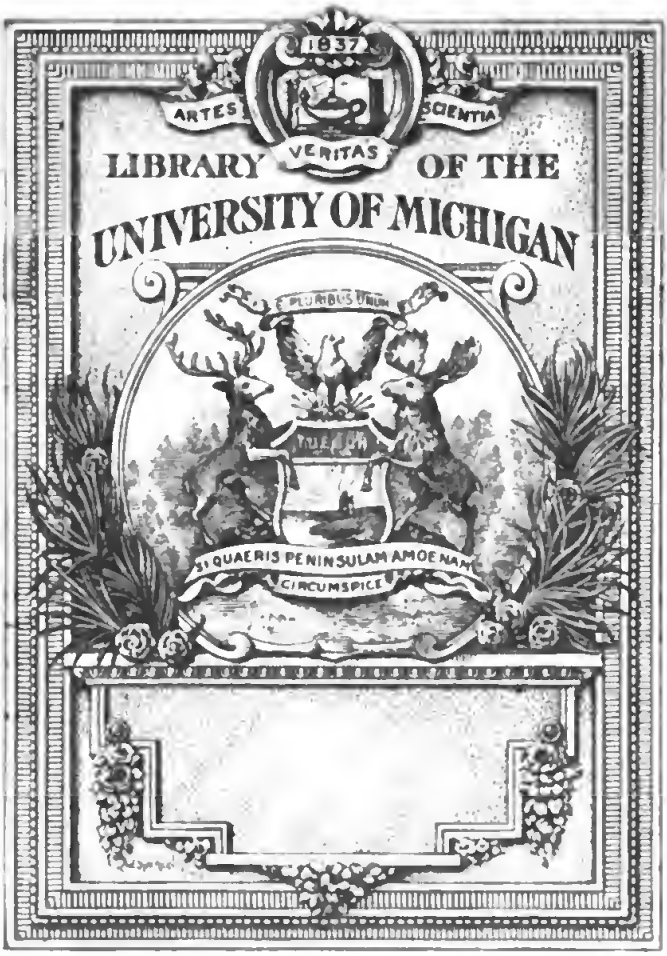
Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich.

Inhalt:

Bd. 1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan.
„ 2. Emin Pascha, Gouverneur von Hatt-el-Estiwa.
„ 3. Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil.
„ 4. Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie.
„ 5. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.
„ 6. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils.
„ 7. In Meerestiefen. Geschichte der Erforschung und Eroberung der Meere.
„ 8. Prschewalskis Reisen in Centralasien.
„ 9. Nordpolfahrten.
„ 10. Luftfahrten.
„ 11. Weltentdecker und Weltumsegler. } Zubelschriften zur Feier der Entdeckung Amerikas
„ 12. Amerikanische Staatenzerstörer u. Staatengründer. }

Die Verlagshandlung hat sich bei Herausgabe dieser Bibliothek die Aufgabe gestellt, den Bedingungen einer echt populären Darstellung gerecht zu werden. Die Darstellungen sind so kurz gehalten, daß jedermann Zeit finden kann, sie zu lesen; dennoch enthalten sie das Wichtigste, was zur Orientierung über die behandelten Reisen nötig ist und zwar in einer Form, die nicht ermüdend, sondern anregend wirken wird. Die feingebundenen Bände bilden eine Zierde für jede Hausbibliothek

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.



THE GIFT OF

Dr. H. L. Ottz

830,6 B58

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen.

Herausgegeben von

C. Falkenhorst.

12 Bände in Oktav, mit vielen Illustrationen und fein in Ganzleinwand gebunden.

Preis à Mark 2.50.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich.

Inhalt:

Bd. 1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan.
„ 2. Emin Pascha, Gouverneur von Hatt-el-Estiwa.
„ 3. Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil.
„ 4. Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie.
„ 5. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.
„ 6. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils.
„ 7. In Meerestiefen. Geschichte der Erforschung und Eroberung der Meere.
„ 8. Prschewalskis Reisen in Centralasien.
„ 9. Nordpolfahrten.
„ 10. Luftfahrten.
„ 11. Weltentdecker und Weltumsegler.
„ 12. Amerikanische Staatenzerstörer u. Staatengründer. } Jubelschriften zur Feier der Entdeckung Amerikas.

Die Verlagshandlung hat sich bei Herausgabe dieser Bibliothek die Aufgabe gestellt, den Bedingungen einer echt populären Darstellung gerecht zu werden. Die Darstellungen sind so kurz gehalten, daß jedermann Zeit finden kann, sie zu lesen; dennoch enthalten sie das Wichtigste, was zur Orientierung über die behandelten Reisen nötig ist und zwar in einer Form, die nicht ermüdend, sondern anregend wirken wird. Die feingebundenen Bände bilden eine Zierde für jede Hausbibliothek.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1892.

Neunter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Der Todtenkopf. Roman von Friedrich Meister (Fortsetzung) 5

Frei und gebunden. Novelle von L. Westkirch . . 77

Vendettal. Eine Geschichte aus Korsika. Von Woldemar Urban 148

Ein deutscher Kämpfer. Biographische Skizze. Von Schmidt-Weißenfels 187

In der Station. Bilder aus dem Verkehrsleben. Von Ulr. Myers 199

Ein König im Reich der Lüfte. Schilderung aus der Vogelwelt. Von Ludwig Haschert 209

Unsere Gewerbegerichte. Sozialpolitische Studie. Von Eugen Schmitt 222

Mannigfaltiges:

Eine Begegnung mit Friedrich dem Großen . . 234

Interessante Sammlung von Spielkarten . . . 235

Sitten bei Brautwerbungen 236

Vom Pferdeausspannen 237

Inhaltsvolle Briefe 237

Eine Vergleichung der Stärke des preußischen Heeres ꝛc. 238

Die Dicke der menschlichen Haut ꝛc. 238

Die Macht der Gewohnheit 239

Ländlich-sittlich 239

Komische Beweisführung 240

Schnelles Wachsthum 240

Ein treuer Diener 240

Digitized by Google

Der Todtenkopf.

Roman

von

Friedrich Meister.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Ein rauher Winterabend war mit Sturm und Schneetreiben hereingebrochen.

Auf der verschneiten Landstraße rollte die Personenpost, von Osten kommend, dem Städtchen Garitz zu. Einige hundert Schritte vor dem Norderthor hielten die dampfenden Pferde an; ein Mann stieg aus, schlug die Wagenthür zu und ging auf ein vereinzelt am Wege stehendes Häuschen los, während die gelbe Postkutsche sich wieder rumpelnd in Bewegung setzte.

Der Mann war Gustav Höhn. Er öffnete die Thür des Häuschens; ein Windstoß riß sie ihm fast aus der Hand, und er hatte Mühe, die Klinke wieder zuzudrücken und den anstürmenden Schnee auszuschließen.

Er legte Mantel und Pelzmütze ab und trat in die Stube. Die Wittwe Höhn saß am Ofen und spann. Als sie ihn erkannte, setzte sie ruhig das Spinnrad auf die Seite und erhob sich.

„Du hast schlechtes Wetter zur Reise gehabt," sagte sie. „Heute Abend hätte ich Dich nicht mehr erwartet."

„Es ist ganz plötzlich gekommen, so daß ich keine Zeit mehr hatte, Dir vorher zu schreiben. Ist Dir's gut gegangen?"

„Ich danke, ich kann nicht klagen. Zieh Dir die schweren Stiefel aus."

„Noch nicht. Ich muß noch einmal hinaus."

„Doch heute Abend nicht mehr, Gustav!"

„Wollen sehen."

„Erst setze Dich aber und nimm etwas zu Dir."

Er gehorchte, wenngleich mit einigem Widerstreben. Das Herz der Mutter war voll warmer Freude über seine Rückkunft, äußerlich aber ließ sie sich nichts anmerken. Während sie sich am Eßschrank zu schaffen machte, betrachtete sie ihn mit zärtlichem Stolz, zugleich aber bemerkte sie mit Kummer, daß er angegriffen und vergrämt aussah.

„Du siehst nicht wohl aus, Gustav," sagte sie, das Geschirr auf den Tisch setzend.

„Nicht? Das kommt wohl von der Kälte."

„Mag sein. Du hast mir aber noch gar nicht gesagt, warum Du so unerwartet gekommen bist."

„Der Inspektor ist wieder gesund, und da wollte ich mich nicht länger herumdrücken; das hätte schlecht ausgesehen."

„Dann gehst Du also nicht wieder zurück?"

„Nein."

„Und wie wird's mit dem Hof?"

„Was soll da werden? Ich habe dem Eigenthümer gesagt, daß ich gar nicht daran denken könnte, das Anwesen zu übernehmen."

„Weiß Herr Halenbeck, daß Du heute kommen wolltest?"

„Nein. Ich wußte es ja selber nicht, bis vor drei Tagen, wo ich hörte —"

Er hielt inne. Seine Lippen bebten.

Die Mutter setzte ihm eine Tasse vor und schenkte Warmbier ein, das sie aus der Ofenröhre genommen hatte.

„Du wolltest noch etwas sagen," bemerkte sie, als ob sie seine Erregung gar nicht wahrgenommen hätte.

„Ja. Vor drei Tagen hörte ich, daß morgen Else's Hochzeit sein sollte. Ist das wahr?"

„Die Leute sagen's wenigstens."

„Du redest, als ob mich das gar nichts anginge."

„Das thut's auch nicht, sollte ich meinen. Zwischen euch Beiden ist doch Alles aus."

„Das glaubte ich zuerst auch, aber das war ein Irrthum!" rief er mit losbrechender Erregung.

Die Wittwe richtete sich kerzengerade auf und schaute ihn streng und beinahe verächtlich an.

„Schäme Dich, Gustav," sagte sie. „Ich würde mir eher Herz und Augen und Zunge ausreißen, ehe ich mich so erbärmlich machte, wie Du! Das Mädchen thut, was man ihr befiehlt, und ihr Vater ist's, der ihr befiehlt. Er hat das Recht dazu, denn er weiß, was ihr dienlich ist. Schäme Dich," hier wurde ihre Stimme weicher, „bedenke, wer Du bist — sei ein Mann!"

Er senkte den Kopf, dann aber sprang er plötzlich auf.

„Ich weiß wohl, daß ich nicht mehr der bin, der ich war, aber ich kann mir nicht mehr helfen," rief er finster. „Ich wollt's vergessen, aber es gelang mir nicht. Ich habe Alles versucht, ich wollte mich zwingen, mit aller Gewalt — umsonst!"

„Ich glaube nicht, daß Dir's rechter Ernst damit war."

„Nicht rechter Ernst!" rief er stöhnend. „Ich habe sie frei gegeben, und das war, wie wenn ein Verhungernder seinen letzten Bissen Brod hergeben soll. War das nicht Ernst? Ich habe ihr gesagt, sie solle ihrem Vater gehorchen, und damit warf ich die letzte Hoffnung von mir,

die ich noch hatte. Ich ging in die Fremde, um sie zu vergessen. Ich bekam keine Nachricht von ihr, ich wollte keine. Ich arbeitete von früh bis spät, um mir die Gedanken an sie aus dem Kopfe zu bringen. Ich habe den Herrgott auf den Knieen gebeten, mir zu helfen, und trotzdem hat sie mir Tag und Nacht vor Augen gestanden. Jedes Frauenzimmer erinnerte mich an sie. . . . Und doch gab ich den Kampf nicht auf. Ich habe mich gewehrt, so lange es ging. . . . Und das soll kein rechter Ernst gewesen sein?"

„Ich glaub' Dir's, Gustav, ich glaub' Dir's. Jetzt aber hast Du Alles wieder verdorben durch Dein Zurückkommen."

„Mutter, ich konnte nicht anders. Ich hörte, daß am vierundzwanzigsten die Hochzeit sein sollte, und da war's, als ob eine unwiderstehliche Macht mich packte und hierher schleppte. Ich wurde unzurechnungsfähig wie ein Spieler, der seinen Ruin vor sich sieht und dennoch den letzten Einsatz macht. Ja, wenn's ein Anderer wäre — aber der Zaruba soll's nicht sein, der nicht!"

Die Wittwe erschrak vor der wilden Heftigkeit dieses letzten Ausrufs und vor der leidenschaftlichen Wuth, die ihres Sohnes Züge dabei verzerrte. Es überkam sie wie eine Ahnung schweren Unglücks.

„Gustav," bat sie, „fasse Dich, beruhige Dich doch, mein Sohn! Du kannst ja nichts mehr daran ändern!"

„Vielleicht doch," entgegnete er dumpf.

„Dir nützt's aber auf keinen Fall."

„Ich will schon zufrieden sein, wenn ich sie dem Menschen aus den Fingern gerissen habe."

„Warum? Der Baron wird ihr nichts Böses zufügen, der ist der Schlechteste noch lange nicht. Gustav, Gustav, bedenke wohl, was Du thun willst. Ich kenne Dich gar nicht wieder, mein Sohn. Du sagst, daß Du sie liebst, die Liebe aber gibt dem Menschen keine bösen Gedanken

ein. . . . Ich weiß es beſſer, mein Sohn; der Neid iſt's, der Neid gegen den Mann, der mehr Glück hat, als Du."

„Mag's ſein, was es will," entgegnete er knirſchend. „Ich laſſe mich nicht irre machen. Gib mir die Papiere, die der Vater uns hinterlaſſen hat."

„Was willſt Du damit?"

„Ich brauche ſie. Die Zeit iſt da, Zaruba hat ſich geweigert, mir gerecht zu werden."

„Wann hat er das gethan?"

„Ehe ich von hier wegging. Gib mir die Papiere, Mutter; ich bin deswegen zurückgekommen. Du wirſt ſie mir hoffentlich nicht vorenthalten wollen!"

Die letzten Worte klangen wie eine Drohung.

Sie blickte ihn zaudernd an. Dann ging ſie an die eiſenbeſchlagene Truhe, öffnete ſie und nahm ein ſchwarz geſiegeltes Päckchen heraus, das ſie wortlos ihrem Sohne einhändigte. Aus ihrem Auge aber ſprachen Neugierde und Unwillen zugleich.

Guſtav brach die Siegel auf und zerriß die Papierhülle.

Der Inhalt beſtand aus zwei Schriftſtücken. Der junge Mann entfaltete das erſte und las:

„Karzig, am 2. September 1760.

Mein beſter Höhn!

Helfen Sie mir. Sie ſind meine letzte Zuflucht. Allmächtiger Gott! Wohin hat mein Leichtſinn mich geführt! Sie waren meines ſeligen Vaters Freund. Helfen Sie mir, um meines Vaters willen! Ich habe mein Ehrenwort gebrochen, mein dem König handſchriftlich verpfändetes Ehrenwort. Noch weiß es Niemand. Retten Sie unſeren alten Namen vor der Schande. Ich habe zehntauſend und fünfhundert Thaler im Spiel verloren. In drei Tagen muß ich das Geld ſchaffen oder eine gute Bürgſchaft bringen.

Nach der Bataille von Roßbach hatte der König die Gnade, meine Spielſchulden zu bezahlen, weil er von

meiner Bravour Meldung erhalten. Ich mußte ihm jedoch mein adelig Wort geben, fortan die Karten und Würfel zu laſſen. In vergangener Nacht bin ich an Seiner Majeſtät und an mir ſelber zum Schurken geworden. Leiſte ich in drei Tagen nicht Zahlung oder Bürgſchaft, ſo ergeht die Anzeige an das Regiment, dann aber wird der König ſein Wort halten und mich infam kaſſiren und auf der Feſtung karren laſſen, wie er mir angedroht hat. Ehe es aber dazu kommt, ſchieße ich mir eine Kugel vor die Stirn. Wozu ſoll das Leben die Reputation überdauern?

Helfen Sie mir, beſter Höhn! Sie ſollen Alles wieder haben. Nie mehr will ich eine Karte anrühren; ich ſchwöre es bei dem Andenken meines Vaters! Das iſt allerdings auch nur ein Verſprechen, wie jenes andere — aber Sie ſollen mir glauben, Sie müſſen mir glauben! Ich lege dieſem Schreiben das Reſkript des Regiments bei, das mir damals das Ehrenwort abverlangte.

Ich wäre ſelber zu Ihnen gekommen, aber ich kann mein Auge nicht aufheben zu dem Ihren, weil ich Ihren Blick nicht ertragen könnte, auch nicht die Verachtung, die vielleicht um Ihre Mundwinkel zuckt. Das wäre ſchlimmer als der Tod.

Senden Sie mir aber durch den Boten ein freundlich Wort, ſo eile ich zu Ihnen. Helfen Sie mir, damit ich ein neues Leben anfangen kann. Meine Bleſſur hat mich zum Invaliden gemacht, ſo daß ich mich fortan ganz der Aufbeſſerung meines Beſitzes weihen kann. Wollen Sie mir aber nicht helfen, dann bin ich übermorgen aus der Reihe der Lebenden geſchieden. Dann verbrennen Sie dieſen Brief und das Reſkript und ſchweigen über meine ſchlimme Conduite.

Ihr unglücklicher

Fritz v. Zarnba."

Guſtav kniff die Lippen aufeinander, ſah die Mutter

mit einem langen Blick an und griff dann zu dem zweiten der Schreiben.

Dasselbe war ein dienstliches Reskript mit der Unterschrift des Obersten v. Seydlitz. Dem Rittmeister v. Zaruba wurde darin eröffnet, daß Seine Majestät die Bezahlung seiner Spielschulden aus der königlichen Schatulle angeordnet, nachdem besagter Rittmeister sein Ehrenwort schriftlich verpfändet haben werde, niemals wieder zu hasardiren ꝛc.

Das Geheimniß war offenbar.

Der alte Höhn hatte den Baron vor dem Zorn des Königs, vor Entehrung und Festungsstrafe bewahrt, dafür aber vorsorglich die Beweisstücke zurückbehalten, als Bürgschaft dafür, daß er durch seine aufopfernde Handlungsweise nicht selber in Schaden geriethe.

Gustav stieß einen Ruf triumphirender Schadenfreude aus. Da fühlte er die Hand der Mutter auf seiner Schulter.

Er blickte auf, die böse Leidenschaft in seinen Zügen und in den funkelnden Augen.

Die Wittwe wendete ihr Gesicht ab.

„Ich kann Dich nicht ansehen," sagte sie mit zuckenden Lippen. „Solch' ein Gesicht hat wohl der Judas gehabt, als er seinen Herrn verkaufte."

„Mutter!" rief er zurückfahrend.

„Die Spielschuld ist längst bezahlt," fuhr die Wittwe fort. „Können der König und das Gericht ihm da noch etwas anhaben?"

„Er hat damals sein dem König verpfändetes Ehrenwort gebrochen und ist also ein Schurke geworden, ein dreifacher Schurke, am König, an sich selber und an uns! Wenn der König das erfährt, dann läßt er ihn auf der Festung karren, wie einen Spitzbuben. Hahaha! Der Krüssow wird die Augen aufreißen! Der wird froh sein, daß er den Handel noch bei Zeiten wieder rückgängig machen kann!"

„Gustav! Du freust Dich darüber?"

„Gewiß, Mutter, das habe ich gehofft und gewünscht! Ich wollt's ihm vergelten — Auge um Auge, Zahn um Zahn! Jetzt habe ich die Waffe in der Hand, und ich will ihn treffen und niederschmettern, tiefer, als ich je gelegen habe!"

„Wirst Du aber dadurch wieder auf die Beine kommen? Wird Dir's etwas nützen? Nein, mein Sohn. Wer mit Koth wirft, der besudelt sich die Hände. Du kannst den Baron in Schande bringen, Du kannst's dem alten Krüssow leid machen, daß er sich solchen Schwiegersohn kaufen wollte, aber auch an dem Mädchen und an Dir wird von dem Schmutz kleben bleiben. Die Leute werden den Baron bedauern, ich selber würde das thun, auf Dich aber werden sie mit Fingern weisen und sagen: das ist der Mann, der die alte Schuld eines Andern wieder hervorzerrte, die doch sein eigener Vater zu verbergen geholfen hat. Wirst Du Dich dann auch noch freuen?"

Der junge Mann starrte vor sich hin und gab keine Antwort.

Die Wittwe aber fuhr fort: „Ich bin fest überzeugt, Dein Vater hat diese Papiere nicht zu dem Gebrauch aufgehoben, den Du jetzt davon machen willst. Gustav, komm' doch zu Dir! Wenn die Else Krüssow das Mädchen ist, wofür ich sie immer gehalten habe, dann muß sie einen Menschen verachten, der sich zum feigen Angeber erniedrigt. Pfui, Gustav! Ein rechter Mann gewinnt ein Weib durch seinen Werth und nicht durch eines Anderen Schande!"

Diese Rede der Mutter rief die besseren Empfindungen in des jungen Mannes Brust wieder wach.

„Du kannst wohl so reden," murmelte er. „Du weißt aber nicht, wie's hier innen wühlt und schmerzt."

„Das mag sein, aber jede Krähe hält ihr eigenes Junges für's schwärzeste, und jeder Mensch seine eigene

Sorge für die ſchlimmſte. Weißt Du denn, wie's mir um's Herz iſt, wenn ich meinen einzigen Sohn ſo in Kummer und Noth ſehen muß, und wenn ich höre, wie er das Vertrauen mißbrauchen will, das ſein ſeliger Vater in ihn geſetzt hat?"

Guſtav ſaß ſchweigend und regungslos; ſeiner vorherigen Aufgeregtheit war eine düſtere, grübelnde Erſchlaffung gefolgt. Die Mutter ſtand neben ihm und beobachtete ihn mit Herzensangſt. Aber ſie hütete ſich, ihn zu ſtören.

Endlich rang ſich ein Stöhnen aus ſeiner Bruſt und er ſprang auf.

„Mag er ſie nehmen," rief er leidenſchaftlich, „mag er ſie haben! Glücklich werden ſie nimmermehr. Von mir aber ſoll Keiner ſagen, daß ich meines Vaters Vertrauen getäuſcht habe, auch nicht, daß ich mir meines Feindes Wehrloſigkeit zu nutze machte!"

Er ſtieß die Ofenthür mit dem Fuß auf, ergriff die Schriftſtücke, zerknitterte ſie und warf ſie in die lodernde Torfgluth.

„Da!" rief er, die flockigen Aſchenreſte der verbrannten Papiere mit der Feuerſchaufel zerſtörend. „Das waren die Beweiſe ſeiner Ehrloſigkeit und auch ſeiner Geldſchuld. Sie ſoll wenigſtens einen Mann kriegen, der nicht jeden Augenblick in's Gefängniß geſchleppt werden kann!"

Er richtete ſich auf.

„Das habe ich Elſe's wegen und meinetwegen gethan!" ſagte er, während Grimm und Haß auf's Neue ſein Geſicht entſtellten. „Nun gebe aber auch der Himmel, daß er und ich einander vor der Hand nicht begegnen!"

Seine Finger öffneten und ſchloſſen ſich krampfhaft, als ſeien ſie begierig, Jemand zu faſſen und zu würgen.

Plötzlich griff er nach ſeinem Stock im Winkel und ging der Thüre zu.

Die Mutter erſchrak. „Bleib' hier, Guſtav," bat ſie, ſeinen Arm haltend, „geh' nicht mehr fort, es iſt eine ſchlimme, bitter kalte Nacht! Höre nur, wie der Wind heult; der Schnee muß ſchon fußhoch liegen. Wo willſt Du hin? Dir kann in dem Wetter und in der Finſterniß etwas zuſtoßen! Bleib' hier, Guſtav, bleib' hier, mein Sohn!"

„Laß mich gehen, Mutter," antwortete er mit veränderter Stimme, aber anſcheinend ganz ruhig. „Ich muß Luft und Bewegung haben — wenn ich hier im Zimmer bleibe, dann werde ich verrückt. Laß mich getroſt gehen, wenn ich wiederkomme, wird mir beſſer ſein."

Er machte ſich ſanft, aber entſchloſſen von ihr los und ging hinaus.

Der Schneeſturm fuhr ihm in's Geſicht und blendete ihn. Er beſchützte die Augen mit dem Arm und eilte in die Finſterniß hinein, in der er ſogleich verſchwand. Die Mutter ſtand in der offenen Hausthür; ſie achtete nicht auf den ungeſtümen Wind, auch nicht auf den treibenden Schnee, der ihr das Geſicht zerſtach, ſie ſtand und ſchaute trübe und ſchmerzverloren nach der Richtung, in der ihr Sohn davongeeilt war.

Zehntes Kapitel.

Im Karziger Herrenhauſe ging es hoch her. Der Baron v. Zaruba hatte eine Anzahl von Freunden und Bekannten bei ſich zu Gaſte geladen, um in ihrer Geſellſchaft ſeinen Abſchied aus dem Junggeſellenſtande feſtlich zu begehen. Trotz des ſchweren Schneefalles waren die Meiſten pünktlich eingetroffen. Seit langer Zeit ſcharrten und ſtampften wieder einmal feurige Roſſe vor den Raufen und Krippen der Zaruba'ſchen Stallungen, und da einige der angekommenen Herren auch ihre Diener mitgebracht hatten, damit

den Pferden die nöthige Abwartung zu Theil werden konnte, so war ein Geräusch und ein Treiben in dem alten Hause und seiner nächsten Umgebung, wie die ehrwürdige Haushälterin seit schier undenklicher Zeit nicht mehr erlebt hatte.

Das „Schloß", wie man in Garitz und in der Umgegend den Familiensitz der Zarubas zu nennen gewohnt war, hatte seit Kurzem wieder das respektable Gewand angelegt, welches ihm eigentlich zukam. Außen und innen war Alles nach Möglichkeit renovirt, ausgebessert und gereinigt worden. Die Fenster, in deren keinem es mehr zerbrochene Scheiben gab, erstrahlten im Schimmer der inneren Beleuchtung und erschienen noch wärmer und anheimelnder im Gegensatz zu dem kalten, weißen Schnee, der immer noch stetig herabrieselte und jede Fußspur der Menschen und Pferde schleunigst wieder zudeckte.

„Wenn's so fortfährt, dann werden wir uns auf dem Rückwege wohl durchschaufeln müssen," war die Bemerkung fast eines jeden der Gäste beim Eintritt in den behaglich erwärmten Bankettsaal.

Man beglückwünschte den Schloßherrn bald höflich und in wohlgesetzter Rede, bald mit mehr oder minder passenden Scherzen. Die meisten der Herren kannten Zaruba und seine Verhältnisse ganz genau und gaben sich daher auch gar nicht erst den Anschein, als sei die Thatsache ihnen freud, daß er nur mit Hilfe des Geldes seines zukünftigen Schwiegervaters im Stande gewesen war, sein Haus vorläufig einigermaßen wieder herzurichten und sich im Allgemeinen wieder zu arrangiren.

„Ja, ja," lachte einer der Gäste, die Alle viel älter waren, als der Wirth, „von Zaruba kann man wahrhaftig noch lernen, wie man sich ein behagliches Nest baut!"

„Der Meinung bin ich auch," pflichtete ein Anderer bei; „wir wollen uns ein Beispiel an ihm nehmen. Aber

mir ſcheint, als ſähe er gar nicht ſo fidel aus, wie man's von ſo einem glücklichen Bräutigam erwarten könnte. Allerdings, die Freiheit iſt eine ſchöne Sache; man kann ſie, wenn nöthig, vielleicht mit guter Miene aufgeben, aber wenn man ſie verkauft, dann iſt wohl doch manches Aber dabei — hab' ich nicht Recht?"

Zaruba lachte, im Stillen aber ärgerte er ſich darüber, daß er ſolche Bemerkungen nicht gleichmüthiger aufnehmen konnte. Seine Lage war im Grunde doch eine demüthigende; er hatte thatſächlich ſeine Freiheit nicht aufgegeben, ſondern verkauft. Die fröhliche Stimmung der Gäſte aber riß ihn bald mit fort, auch wußte er, daß gar Mancher von ihnen herzlich gern mit ihm getauſcht hätte. Die anmuthige Tochter des reichen Gutsbeſitzers war immerhin ein Preis, wie er nicht alle Tage ausgeboten wurde; da konnte man ſchon darüber hinwegſehen, daß der Vater nicht von Adel, ſondern eigentlich nur ein durch ſchlaue Spekulationen zu Gelde gekommener Bauer war.

Nur Einer befand ſich unter der heiteren Geſellſchaft, der ſich jeglichen Scherzes enthielt und ſich damit begnügt hatte, dem Baron herzlich und mit warmem Ernſt zu gratuliren. Das war der greiſe Major v. Winterberg, der älteſte Freund des Hauſes Zaruba; er ſollte auch der am meiſten geehrte Gaſt bei der Hochzeit ſein. Er war ein Mann von über ſiebenzig Jahren, mit ſchneeweißem Haar und Schnurrbart, aber noch von ſolcher Rüſtigkeit, daß er ſeinen einige Meilen entfernt gelegenen Grundbeſitz noch ſelber bewirthſchaftete, trotzdem er bereits Söhne und Töchter von Zaruba's Alter beſaß.

Die Abendmahlzeit war vorüber, und in den tiefen Fenſterniſchen ſtanden ſchon ganze Batterien leerer Weinflaſchen, als der Major an ſein Glas ſchlug, um die Aufmerkſamkeit der Anweſenden zu feſſeln. Er ſaß neben Zaruba, auf deſſen Arm ſeine linke Hand ruhte, während er redete.

„Meine Herren," begann er mit einer noch immer vollen und kräftigen Stimme. „Unstreitig könnte ich von jedem der hier Anwesenden der Vater sein, trotzdem werde ich's jetzt Ihnen Allen im Punkte der Galanterie zuvorthun, indem ich mein Glas erhebe und auf das Wohl der Dame trinke, die morgen um diese Zeit bereits die Herrin auf Karzig, dem alten Stammsitze der Zarubas, sein wird."

Ein allseitiger Beifall und lautes Hochrufen ertönte, dann fuhr der Major fort:

„Ich will Ihnen nun, wenn Sie gestatten, eine Geschichte erzählen, meine Herren, die, wenn es Ihnen anfänglich auch nicht so scheinen sollte, dennoch hier sehr am Platze ist. Dein Großvater, lieber Fritz," hier wandte er sich an Zaruba, „dessen Bild dort oben links von dem Porträt Deiner seligen Mutter hängt, war, wie Du weißt, meines seligen Vaters bester Freund. Von ihm handelt meine Geschichte; er selber hat über den Vorfall nie gesprochen, mein Vater aber kannte Alles genau und hat mir mehr als einmal den Hergang erzählt.

Dein Großvater selig nun hatte sich in seinen jungen Jahren, es kann ungefähr anno 1674 gewesen sein, sterblich in die hübsche Tochter des damaligen Bürgermeisters von Garitz, eine Mamsell Orlovius, verliebt. Wie es aber so geht, heirathete die Mamsell nicht ihn, sondern einen Herrn v. Wulffen, den damaligen Besitzer des nicht weit von hier gelegenen Rittergutes Zechendorf. Dein Großvater nahm sich die Sache sehr zu Herzen; er schloß sich hier auf Karzig förmlich ein und wollte eine lange Zeit von der Welt und den Menschen nichts mehr wissen.

Dann kam das Jahr 1677. Die Wulffens waren nach Stettin gezogen, wo ein Verwandter des Zechendorfers, der Oberst v. Wulffen, Kommandant der schwedischen Besatzung war. Der Große Kurfürst aber legte sich mit dem brandenburgischen Heer, sammt den lüneburgischen

und münſteriſchen Söldnern, vor die Stadt, um ſie den Schweden zu entreißen. Die Belagerung währte fünf Monate, da die Beſatzung und die Bürger ſich bis auf's Aeußerſte wehrten. Vom 14. Auguſt bis zum 27. Dezember dauerte die aus zweihundert Feuerſchlünden unterhaltene Beſchießung, dann endlich öffneten ſich die Thore der Veſte.

Dein Großvater und mein Vater dienten im kurfürſtlichen Heer; Dein Großvater, Wolfram v. Zaruba, ſtand in der Kompagnie meines Vaters. Der Zechendorfer aber diente als Lieutenant bei den Schweden in Stettin. Zaruba brannte vor Begierde, ſeinem bevorzugten Nebenbuhler im Kampfe zu begegnen, und die Augen funkelten ihm vor tödtlichem Haß, wenn er auf dieſe Möglichkeit zu ſprechen kam.

Einſt, nach einem blutig zurückgeſchlagenen Ausfall der Belagerten, galt es die Verfolgung der verſprengten Feinde. Lieutenant Zaruba war dabei beſonders eifrig, da er immer hoffte, daß der Zufall ihm den Mann vor die Klinge führen werde, den er als ſeinen Todfeind betrachtete.

Er war mit ſeinem kleinen Kommando in die Nähe einer abſeits von den Feſtungswerken gelegenen, halb zerſtörten Niederlaſſung gelangt, in der noch einige Flüchtlinge ſtecken ſollten. Man machte ſich an die Durchſtöberung der zerſtreut liegenden Gebäude; einige Weiber und Kinder ergriffen zeternd die Flucht, eine alte Frau aber meldete, daß in dem größten der Häuſer ſchon ſeit dem vorletzten Ausfall, der vor etwa acht Tagen ſtattgefunden hatte, ein verwundeter ſchwediſcher Offizier verborgen gehalten werde.

Zaruba ließ das Haus umzingeln, und die Soldaten drangen hinein. Man ſtieß auf keinerlei Widerſtand; das Gebäude ſchien verlaſſen und leer zu ſein. Zaruba ſtand draußen, auf ſeinen Degen geſtützt. Da kam ein Soldat

aus der Thür, ein schreiendes Kind im Arm und gefolgt von einer jungen Frau mit aufgelöstem Haar und stellenweis zerrissenen Kleidern.

Im Nu war sie von einem Haufen Soldaten umringt, und der Träger des Kindes verschwor sich, das Würmchen auf die Pike zu stecken, wenn sie nicht bekenne, wo dessen Vater, der Schwede, sich versteckt halte.

Das junge Weib flehte in herzzerreißender Angst um des Kindes Leben, aber die verlangte Aussage verweigerte sie beharrlich.

Die Soldaten setzten die Pikenschäfte auf die Erde, und der Kindesräuber hielt das kleine Mädchen hoch empor, bereit, es auf die scharfen Spitzen niederzudrücken.

Die Frau jammerte herzzerreißend, den Schlupfwinkel des Flüchtlings aber verrieth sie nicht.

Man sagte ihr, daß man bis Sechs zählen, dann aber ihr Kind unfehlbar spießen würde. Eins — zwei — drei — vier — sie stand wie ein Marmorbild. Da fiel ihr Blick auf Zaruba, der in grimmem Schweigen der Scene zuschaute. Ein heftiges Zittern befiel sie und mit einem jammervollen Aufschrei sank sie zu Boden, denn wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke, daß von jenem Manne für das Kind und die Frau Paul's v. Wulffen keine Gnade zu erhoffen sei.

Zaruba betrachtete die Unglückliche mit brennenden Blicken — sein Feind und Alles, was diesem theuer war, befand sich jetzt in seiner Gewalt. Er konnte sich rächen, ohne auch nur einen Finger rühren zu müssen. Er brauchte nur zu schweigen, und die Herzensqualen, die er damals ausgestanden hatte, fanden jetzt ihre Vergeltung.

Plötzlich aber sprang er herzu, stieß die Soldaten auseinander, ergriff das Kind und legte es in die Arme der Mutter, die ihn mit weit geöffneten, fragenden Augen anstarrte. Sie brachte kein Wort über die Lippen, als sie

aber gewahrte, wie die Soldaten jetzt das Haus an allen vier Ecken in Brand steckten, erhob sie sich schnell, das Kind krampfhaft an sich drückend. Zaruba hatte sich wieder in einige Entfernung zurückgezogen. Sie eilte ihm nach.

‚Sie waren einst mein Freund!‘ begann sie mit fliegendem Athem. ‚Gott hat es gefügt, daß ich Ihre Freundschaft verlieren sollte, aber Sie sind ein Mann, ein Edelmann, und ich bin ein armes, verzweifelndes Weib. Dort in dem brennenden Hause liegt mein Gatte, schwer verwundet und unfähig, sich zu rühren; wenn ihm nicht Hilfe kommt, muß er elend in den Flammen sterben. Sie sind sein Feind, sein doppelter Feind — aber, o Gott! er ist der Vater meines Kindes und — ich liebe ihn!‘

Zaruba starrte in die Flammen, die das zumeist von Holz aufgeführte Gebäude bereits ergriffen hatten. Er kämpfte mit sich selber; er sah das verstörte Gesicht der Frau, er hörte das Schreien des Kindes.

‚Madame,‘ sagte er, ‚Ihr Gatte ist mein Todfeind, aber das soll mich nicht hindern, Ihr Freund zu sein. Er hat mir Alles genommen, aber Ihre Achtung und meine Selbstschätzung soll er mir nicht nehmen.‘

In diesem Augenblick kam mein Vater über das Feld herangesprengt. Er erkannte die junge Frau und errieth sogleich den ganzen Hergang.

‚Winterberg,‘ rief Zaruba ihm zu, ‚Freund, machen Sie Kehrt, damit Sie nicht sehen, was hier vorgeht! Nehmen Sie die Leute mit, ich selber werde Ihnen den Verräther ausliefern!‘

Ohne ein Wort zu erwiedern, rief mein Vater die Soldaten zusammen und führte sie nach dem entfernten Sammelplatze der Kompagnie.

Zaruba fragte jetzt die junge Frau nach Wulffen's Versteck. Sie aber zögerte mit der Antwort, weil sie ge-

hört hatte, wie er dem Hauptmann verſprach, den Verräther auszuliefern.

‚Sie dürfen mir vertrauen, Madame!‘ rief er ungeduldig. ‚Antworten Sie ſchnell!‘

Da nannte ſie ihm den Ort und er ſtürzte in das Haus. Die Flammen verſengten ihm Hut und Koller, der Rauch blendete und erſtickte ihn faſt und hier und da krachten und ſtürzten bereits die Balken. Er aber arbeitete ſich durch bis zu dem Verſteck, wo der Zechendorfer lag. Er hob den ſchon beſinnungslos Gewordenen auf und ſchleppte ihn aus dem feurigen Grabe hinaus in's Freie, wo die Frau auf den Knieen lag und den Beiſtand Gottes für den opfermüthigen Mann erflehte.

Er legte den Geretteten neben ſie auf den Boden. Sie neigte ſich über ihn; er lebte noch. Dann ſchaute ſie ihren Freund an. Das Haar war ihm vom Kopfe gebrannt und ſeine linke Hand zeigte ſchwere Wunden; die Narben hat er zeitlebens behalten. Sie riß einen Streifen von ihrem Kleide und verband ihm die Hand; dann holte ſie Waſſer aus dem Brunnen und benetzte ihres Gatten Geſicht, während das kleine Mädchen zu ſeinem Vater herankroch und ihn ſtreichelte.

Es war inzwiſchen Abend geworden und mein Vater marſchirte mit ſeiner Kompagnie in's Lager zurück. Zaruba aber trieb ein Fuhrwerk auf und dazu einen Burſchen, der ſich bereit erklärte, den verwundeten Mann nebſt Frau und Kind während der Nacht in Sicherheit zu bringen.

Ehe der Wagen davonfuhr, hob Frau v. Wulffen ihr Kind empor und hieß es ihren Retter küſſen. Das kleine Ding ſchlang ſeine Aermchen um Zaruba's Hals und liebkoſte ihn, während er zitterte und bebte und gar nicht wußte, wie ihm geſchah. Die Mutter aber drückte unter Thränen ſeine Rechte an ihre Lippen.

Er blickte auf den Verwundeten, der noch immer ſeine

Beſinnung nicht wiederlangt hatte. ‚Er wird davonkommen,‘ ſagte er. ‚Ich wünſche von Herzen, daß Sie noch glücklich werden mögen. Denken Sie zuweilen auch an mich; ich zahle einen hohen Preis für ein freundliches Plätzchen in Ihrer Erinnerung.‘

Sie verſtand ihn nicht; ſie ahnte nicht, wie hoch der Preis war, den er zu zahlen bereit war. Später aber hörte ſie Alles von meinem Vater.

Der Wagen rollte im Dunkel der ſinkenden Nacht davon, und Zaruba ſuchte nun gleichfalls den Sammelplatz des Regiments auf. In der Frühe des nächſten Morgens begab er ſich zu meinem Vater.

‚Ich verſprach Ihnen, den Verräther zur Stelle zu ſchaffen, Herr Hauptmann,‘ ſagte er. ‚Ich bin's ſelber. Hier iſt mein Degen.‘

Mein Vater ſah ihn ganz erſtaunt an. Er glaubte zuerſt, der Lieutenant v. Zaruba habe den Verſtand verloren. Dann aber kam ihm das Verſtändniß der Sachlage. Er zog den Freund auf die Seite.

‚Es iſt gut, daß Niemand Sie gehört hat,‘ ſagte er. ‚Ich weiß, was Sie gethan haben; es war ein toller, gefährlicher Streich, aber hol' mich der Geier, Sie haben brav gehandelt! Nehmen Sie Ihren Degen zurück, ich kann ein Geheimniß bewahren.‘

‚Das hieße, auch Sie in die Folgen meines Verraths verwickeln,‘ entgegnete Zaruba. ‚Ich muß auf meiner Meldung beſtehen.‘

Die Sache kam vor den Regimentskommandeur, Oberſt v. Treſchenfeld, der Zaruba verhaften ließ und dem Kurfürſten den Fall unterbreitete. Friedrich Wilhelm, ſonſt der edelſte Fürſt, befand ſich durch die lange und beſchwerliche Belagerung der hartnäckigen Feſtung fortwährend in gereizter Stimmung, trotzdem nahm er von einer kriegsgerichtlichen Verfolgung Abſtand und verfügte

einfach die Kaſſation Zaruba's. Der aber nahm den Spruch gelaſſen hin; er widmete ſich fortan ſeinen Privatgeſchäften, ſchloß ſpäter eine ſehr glückliche Heirath und lebte in Ruhe hier auf Karzig bis an ſein Ende.

Das iſt meine Geſchichte. Sie enthält eine Moral, lieber Fritz. Sollteſt Du jemals in die Verſuchung kommen, eine unedle That zu begehen, dann denke an Deinen braven Großvater Wolfram v. Zaruba.

Und nun komme ich zur Hauptſache, meine Herren. Unſer Freund Zaruba wird morgen eine Verwandte jener Frau v. Wulffen zum Altar führen, die Jungfrau Elſe Krüſſow, deren Mutter ebenfalls aus dem Hauſe Orlovius ſtammte. Wenn der alte Wolfram dies hätte vorausſehen können, ſo würde er ſich vielleicht darüber gefreut haben. Ich kann mir nicht helfen, aber ich meine, daß durch dieſe Heirath die Geſchichte, die ich Ihnen ſoeben erzählte, erſt ihren rechten Abſchluß erhält. Damals befand ſich eine Orlovius in höchſter Noth, und ein Zaruba erſchien als Retter; heute — ich will durch den Vergleich nicht verletzen — ſitzt ein Zaruba in der Klemme, und eine Orlovius bringt ihm Hilfe. . . . An die Gläſer, meine Herren! Trinken wir dem Gedächtniß des edlen Wolfram v. Zaruba und auf das fröhliche Gedeihen ſeines Geſchlechts!"

Die Tafelrunde entſprach dieſer Aufforderung mit lautem Jubel.

Der Baron Fritz v. Zaruba aber ſaß in tiefen Gedanken, den Kopf auf die Hand geſtützt und die Finger vor den Augen.

Anfänglich hatte er der Erzählung des Majors mit einem Lächeln gelauſcht, welches die Gäſte bewegen ſollte, die Redſeligkeit des älteſten Freundes ſeiner Familie in Geduld zu ertragen. Nach und nach aber war er unruhig geworden und ſein Geſicht hatte ſich verfinſtert, als

sei er unter dem Einfluß unangenehmer Gedanken. Schließlich hatte er den Kopf aufgestützt und seine Züge verdeckt.

Jetzt richtete er sich plötzlich auf, ließ ein gezwungenes Lachen hören, brachte einen Toast auf den Major v. Winterberg aus und eilte dann, nach einer halb unverständlichen Bitte um Entschuldigung, aus dem Bankettsaal und spornstreichs in sein im anderen Flügel des Hauses gelegenes Arbeitszimmer.

Hier setzte er sich an den Schreibtisch; sein Gesicht war erhitzt, aber ein fester Entschluß prägte sich auf ihm aus. Einige Minuten lang saß er, an der Feder kauend und in's Leere starrend. Dann begann er eilfertig zu schreiben und nicht eher hörte er auf, bis ein mehrere Bogen langer Brief fertig und mit seiner vollen Namensunterschrift versehen vor ihm lag.

Er faltete ihn zusammen und versiegelte ihn mit dem großen Wappenring, den er am Finger trug. Darauf hing er seinen Mantel um, setzte eine Jagdmütze auf, steckte den Brief zu sich und verließ das Zimmer. Leise und vorsichtig, um nicht gesehen oder gehört zu werden, schritt er über den Flur zur Hausthür. Er öffnete sie und schaute hinaus.

Draußen wirbelte der Schneesturm noch immer die fallenden Flocken durcheinander. Zaruba schlüpfte in's Freie, zog die Thür hinter sich zu und verschwand in der Finsterniß.

Elftes Kapitel.

Gustav Höhn watete mit keuchender Hast durch den Schnee, der die Wege und Felder bereits kniehoch bedeckte. Schon nach wenigen Minuten hatte er in der Dunkelheit die Landstraße verloren und war auf den holperigen Acker gerathen. Er achtete nicht darauf; wie in halbem Wahnwitz stürmte er dahin, instinktiv den fernen, bewaldeten

Hügeln zu. Es zog und drängte ihn nach der wildesten, abgelegensten Einsamkeit, um dort seine Verzweiflung, fern von menschlichen Ohren, in den heulenden Sturm hinausschreien zu können.

Die Windstöße waren so heftig, daß er sich vor ihnen kaum auf den Füßen erhalten konnte; aber er senkte den Kopf und strebte vorwärts. Er spürte nichts von der Kälte, denn sein Blut kochte wie im Fieber, und sein Gehirn schien in Feuer zu stehen. Er wurde auch nicht müde; es war ihm, als sei er von einem bösen Geist besessen, der nur durch die größte körperliche Anstrengung ausgetrieben werden könne.

Dabei drehten sich seine Gedanken nur um einen einzigen Punkt.

Was hatte er gethan? Eigenhändig und mit Ueberlegung hatte er das einzige Mittel vernichtet, das ihm noch zu dem ersehnten Glück seines Lebens hätte verhelfen können!

Die hochherzige Regung, die ihn zu diesem Opfer getrieben, erschien ihm jetzt wie Feigheit, und er bereute, was er gethan hatte.

„Ich habe gehandelt wie ein elender Schwachkopf," stöhnte er, mit dem Schneesturm kämpfend; „und ich hielt mich für brav und edel! Das war keine Großmuth, das war nichts als schnöde Eitelkeit, mit der ich mich vor mir selber brüstete!"

Stampfend vor Wuth stolperte er vorwärts.

„Ein rechter Kerl, der da wußte, wie sehr ein Weib an ihm hängt — und ich weiß, wie Else an mir hängt — der hätte bis zum letzten Athemzuge für sie gekämpft — mit allen Mitteln — mit allen Mitteln!"

Er eilte blindlings weiter. Rings um ihn her breitete sich die weite, weiße Ebene aus, auf der hier und da ein röthliches Licht schimmerte, das aus dem Fenster einer

vereinzelt liegenden Hüfnerwohnung kam. Vor ihm, in kurzer Entfernung, lag der Wald, der ſich bei ſeinem Näherkommen vor ihm zurückzuziehen ſchien. Der Wind fuhr ſauſend und ſingend durch die Nadelkronen, von denen ab und zu ein ſchwerer Schneeballen dumpf aufſchlagend herniederſtürzte.

Er kam über die kleine Brücke am Ellernbruch, auf der er von Elſe Abſchied genommen hatte. Damals hatte ſeine beſſere Natur den Sieg errungen. Er erinnerte ſich, daß er Elſe auf den Aberglauben aufmerkſam gemacht hatte, der ſich an das Abſchiednehmen auf Brücken knüpfte; war er in ſeinem Falle nun nicht zur Wahrheit geworden? Hatten ſie ſich nicht für immer und ewig getrennt? Würde ſie morgen nicht das Weib jenes Mannes, der ihn um Alles betrogen hatte, was auf dieſer Welt für ein Menſchenherz Werth hat?

Der Sturm ſchnob mit verdoppelter Heftigkeit, und der Schneewirbel wurde ſo dicht, daß er ſelbſt den nahen Wald nicht mehr erkennen konnte. Von dem unwiderſtehlichen Winde getrieben, taumelte er willenlos über Stock und Stein, über Eisflächen und Sturzäcker, zuweilen auf ſchneefreiem, hartem Boden, zuweilen bis zur Hüfte in Schneewehen verſinkend.

Die bittere Kälte war ihm nach und nach bis in's Mark gedrungen, ohne jedoch die Gluth in ſeinem Gehirn dämpfen zu können. Seine Empfindung wurde ſtumpf, ſeine Gedanken begannen ſich zu verwirren, und in halber Geiſtesabweſenheit tauchte der Gedanke in ihm auf, irgendwo in einen Abgrund zu ſtürzen und dadurch dies qualvolle Leben auf einmal zu enden. Dabei aber ſtrebte er inſtinktiv noch immer unaufhaltſam vorwärts.

Er wußte längſt nicht mehr, in welcher Richtung er ſich bewegte. Da ſah er eine dunkle Maſſe dicht vor ſich — eine Hütte. Richtig, ſeine taſtende, verklammte Hand be-

rührte eine Thür und einen Fensterladen. Die erstere öffnete sich und ein rother Schein erleuchtete die wirbelnden Flockenmassen auf eine kurze Strecke.

„Wer ist da draußen?“ rief eine rauhe Stimme, welche Gustav als die des alten Feldhüters erkannte, der unweit des Karziger Herrenhauses in einem selbsterbauten Häuschen ein Eremitendasein führte.

„Pulver und Bomben! Könnt Ihr nicht antworten?“ rief der Alte noch einmal, in einen Militärmantel gehüllt und mit einer Flinte in der Rechten aus der niederen Thür tretend. „Ach, Sie sind's, Herr Höhn! Was bringt Sie denn hierher? Und in solchem Wetter! Treten Sie näher, Herr Höhn, Sie haben sich verirrt, wie's scheint; das ist bei dem Schneetreiben auch kein Wunder!“

Gustav aber war bereits wieder an der Hütte vorüber und in der Finsterniß unsichtbar geworden. Einige Minuten lang behielt er jetzt die Richtung nach der Gegend des Garitzer Norderthores, dann aber gerieth er auf's Neue in die Irre. Er sagte sich, daß er den Wald auf der rechten Seite behalten müsse, zugleich aber gewahrte er Bäume auf beiden Seiten und nun wußte er nicht, welches der Wald sei und welches der Gehölzstreifen, der eine Strecke, dem Walde gegenüber, neben der Landstraße herlief.

Das Schneetreiben nahm an Heftigkeit noch immer zu, er konnte kaum noch die Augen öffnen, da die herangepeitschten Flocken ihm die Augäpfel zerstachen.

Jetzt stieß er an ein niederes Gemäuer; tastend that er noch einige Schritte — es war das Geländer der steinernen Brücke, die über den Kolk führte. Er war also in unmittelbarer Nähe des Schlosses, des Ortes, den er, nächst der Krüssow'schen Besitzung, am ängstlichsten zu vermeiden bestrebt war.

Der Schnee erfüllte die ganze Breite der Brücke bis

zur oberen Kante des drei Fuß hohen Mauergeländers. Höhn blieb ſtehen; er wußte nicht, an welchem Ende der Brücke ſich das Parkthor befinden mußte. Wenn er die Richtung wieder gewinnen wollte, hatte er dies zunächſt feſtzuſtellen.

Er ging längs des Geländers vorwärts und ſah ſich nach etwa zwanzig Schritten dem hohen Portale gegenüber. Er fuhr zurück, als wär's die Pforte der Hölle. Dann wendete er ſich um; jetzt wußte er den Weg, der ihn nach Hauſe führte.

Auf der Mitte der Brücke rannte er, vom Sturm geblendet, gegen einen Mann, der ihm mit gebeugtem Kopfe und feſt in einen großen Mantel gehüllt entgegenkam.

Beide ſchauten auf, Beide ſtießen Rufe der Ueberraſchung aus.

„Guſtav Höhn!"

„Baron Zaruba!"

Der Baron war einfach erſtaunt, der Ruf des Anderen aber klang wie ein Schrei der Angſt und des Abſcheu's.

Auge in Auge ſtanden ſie einander gegenüber — Beide ſtumm. In dem Sturm war eine augenblickliche Pauſe eingetreten, und durch einen Riß in den jagenden Wolken lugte der bleiche Mond herab. Die Brücke glich einer glatten Schneefläche, die den tiefen, dunklen Abgrund überſpannte, ohne daß etwas von dem Mauerwerk ſichtbar wurde.

Die beiden Männer waren nicht nur ſtumm, ſondern auch regungslos; ſie ſtanden wie angefroren.

Zaruba brach den Bann zuerſt. „Ich freue mich, Sie zu ſehen, Höhn," rief er aufrichtig. „Ich wußte gar nicht, daß Sie wieder hier ſind; aber es iſt mir lieb, ſehr lieb, denn ich habe Ihnen Wichtiges zu ſagen. Und ich bin recht froh, daß ich meine Sache heute Abend gethan habe, ehe ich Ihre Rückkunft erfahren hatte und ehe

ich wußte, weswegen Sie gekommen ſind. Sie können mir's glauben, das iſt eine große Freude für mich!"

Er war der Meinung, daß Guſtav ſich eingeſtellt habe, um ihn durch die von ſeinem Vater hinterlaſſenen Papiere öffentlich in Schande zu bringen.

Der aber hatte kaum etwas von den Worten des Barons verſtanden. Eine fürchterliche Wuth wallte in ihm auf, die alle ſeine Sinne umnebelte.

„Gehen Sie mir aus dem Wege!" ſchrie er den Baron an, ſich ſelber zum Ausweichen anſchickend.

„Menſchenskind, was iſt Ihnen denn?" fragte Zaruba halb erſtaunt, halb unwillig. „Warten Sie doch, ich habe Ihnen etwas zu ſagen."

Guſtav zitterte wie in Todesangſt. „Gehen Sie mir aus dem Wege!" rief er beinahe flehend. „Mann, um Gottes willen, um Ihrer ſelbſt willen, kommen Sie mir nicht zu nahe! Gehen Sie, Herr Baron, ich beſchwöre Sie! Kein Wort mehr! So gehen Sie doch! O, wie habe ich gebetet, daß wir niemals einander begegnen möchten — und nun bringt uns der böſe Feind hier zuſammen! Mann! Wenn ich an morgen denke und Sie hier vor mir ſehe! Mann! Ich ſtehe für nichts mehr. — Gehen Sie, kommen Sie mir nicht mehr vor die Augen — fliehen Sie mich, wie Sie den Tod fliehen würden!"

„Ach was, hören Sie auf mit dem Geſchwätz!" verſetzte der Baron unwirſch. „Sie werden gleich aus einem ganz anderen Ton ſingen."

„Aus dem Wege!" ſchrie Guſtav in höchſter Wuth.

Er wollte an dem Baron vorüber, dieſer aber erfaßte ihn am Rock und hielt ihn feſt. Anton erhob ſeinen ſchweren Schwarzdornſtock, als wolle er den Andern damit niederſchlagen; aber er beſann ſich noch zur rechten Zeit und warf den Stock von ſich, um der Verſuchung zu entgehen.

„So hören Sie mir doch einen Augenblick zu, Sie unſinniger Menſch!“ rief der Baron, der Guſtav's Rock noch immer gepackt hielt. „Ich habe eine Neuigkeit für Sie, die Sie hören müſſen —“

„Fluch und Verdammniß über Sie!“ brüllte Höhn, und mit der Kraft eines Wahnſinnigen ſtürzte er ſich auf den Baron, ergriff ihn am Halſe und ſchleuderte ihn zur Seite.

Zaruba taumelte, ſein Fuß glitt aus, und mit einem ſchrecklichen Aufſchrei, der das Echo vom Walde her wachrief, ſtürzte er über das niedere Brückengeländer hinab in die Tiefe.

Guſtav ſah ihn verſchwinden, und in demſelben Augenblick erinnerte er ſich mit fürchterlicher Klarheit, daß genau unterhalb dieſer Stelle, fünfzig Fuß tief, der Kolk lag.

Minutenlang herrſchte tiefes Schweigen, dann ſchlug der laute Ruf einer fremden Stimme an das Ohr des ſchuldigen Mannes; ſie erſchien ihm wie die Stimme des Rächers; ſeine Haare ſträubten ſich, Grauen und Entſetzen packten ihn, und er floh davon, ſo ſchnell ſeine Füße ihn tragen wollten.

Zwölftes Kapitel.

Im Krüſſow'ſchen Hauſe herrſchte eine feſtliche Bewegung, denn heute war Elſe's Hochzeitstag. Die Trauzeugen, einige angeſehene Bürger aus der Stadt mit ihren Frauen, hatten ſich bereits eingefunden und ſaßen in der Stube des Brautvaters in ruhiger Erwartung bei Kuchen und Wein.

Der Gutsbeſitzer befand ſich in roſigſter Laune und hatte für Jeden ein kräftiges Scherzwort; doch auch ſeinen innerlichen Stolz ſah man ihm an und die neue Würde, der er ſich als Schwiegervater eines Barons bewußt war.

Gegen zwölf Uhr erſchienen der Prediger und der Rathsherr Halenbeck; ganz in Pelze gehüllt entſtiegen ſie dem von zwei ſtattlichen Braunen gezogenen Wagen des Letzteren.

Von verſchiedenen Seiten begann man nach dem Bräutigam zu fragen, der aber ließ noch auf ſich warten. Die Uhr ſchlug halb Eins, und Zaruba war noch immer nicht da.

„Der Baron wird geſtern Abend wieder einmal luſtiger geweſen ſein, als er vertragen kann," bemerkte Halenbeck. Damit trat er hinaus vor die Hausthür, um die ſchneebedeckte Straße hinabzublicken. Der Sturm der vergangenen Nacht war einer Windſtille gewichen, und heller Sonnenſchein lag blendend weit und breit über der ſchönen Winterlandſchaft.

Auch Krüſſow kam heraus, um nach ſeinem Schwiegerſohn auszuſchauen. Seine Linke ſteckte tief in der Hoſentaſche, mit der Rechten rieb er in ſteigender Ungeduld ſein friſch raſirtes Kinn.

„Was zuviel iſt, iſt zuviel," murmelte er endlich aufgebracht. „Etwas laß ich mir ſchon gefallen. — Wo kann er nur ſtecken?"

„Kommt er dort hinten nicht?" fragte Halenbeck.

„Nicht doch, Rathsherr, das iſt ja die Poſt. Ich denke, ich ſchicke 'mal auf's Schloß. Am Ende iſt da was paſſirt."

Damit ging Krüſſow, von Halenbeck gefolgt, in's Haus zurück. Ein Knecht mußte aufſitzen und nach Karzig reiten. Der Frohſinn des Alten war verſchwunden.

Elſe ſaß in vollem Brautſchmuck in ihrem kleinen Zimmer, und die Schweſter war eifrig bemüht, die letzte ordnende Hand an all' den Staat zu legen.

Die Braut ſaß ganz ſtill. Sie hielt die Hände im Schoß, ihr Antlitz war bleich und regungslos, wie aus

Stein gemeißelt, ihre Augen blickten trübe, ſtumpf und trocken.

Sie dachte an Guſtav. Dieſer war zurückgekehrt, weshalb, das wußte ſie nicht; ſie glaubte es aber zu ahnen und ſie fürchtete ſich. Ihre Zuſage durfte ſie jetzt nicht mehr zurückziehen. Wenn Guſtav gekommen war, ſie für ſich zu beanſpruchen, dann war er zu ſpät gekommen. Sie harrte des Bräutigams und des Geiſtlichen; ſie mußte das Weib eines Andern werden!

Wenn er ihr nun aber treu geblieben war; wenn er das Geld verſchmähte, das ſie ihm mit Aufopferung ihres Lebens verſchaffte; wenn er ſie mißverſtehen, ihr Vorwürfe machen, ſie verachten ſollte —! Sie wagte dies nicht auszudenken. . . . . .

Sie ging hinunter. Die Gäſte begrüßten ſie, bewunderten ſie eine Weile, dann aber ſteckten ſie die Köpfe zuſammen.

„Wenn's ſo ſchon anfängt, wie ſoll das erſt enden?“ flüſterte eine der Frauen ihrer Nachbarin zu.

Endlich kam der Bote zurück. Krüſſow lief ihm auf der Straße entgegen und rief ihm ſeine Fragen zu, noch ehe das Pferd zum Stehen gekommen war.

Zaruba hatte geſtern Abend ſeine Freunde bei der Tafel verlaſſen, angeblich nur auf einen Augenblick, und war ſeitdem verſchwunden. Keine Seele hatte ihn wiedergeſehen, weder im Schloſſe noch außerhalb deſſelben. Einige der Herren waren daher die Nacht auf Karzig geblieben und hatten, unter der Leitung des Majors v. Winterberg, allenthalben Nachforſchungen angeſtellt. Fände ſich eine Spur, ſo würde der Major ſogleich Nachricht ſenden.

Der Gutsbeſitzer ſtand ganz ſtarr. „Da iſt etwas paſſirt!“ rief er endlich. „Meinen Mantel, Bertha! Sattle mir den Schimmel, Chriſtian! Ich will ſelber

auf's Schloß reiten. Rathsherr, ſorgen Sie für die Gäſte, bis ich wieder da bin!"

Die Geſellſchaft in dem Gutshofe wußte nicht, was ſie ſagen oder denken ſollte, als Halenbeck die Neuigkeit hereinbrachte.

Elſe allein ſaß ſchweigend und unbewegt, als ob ſie nicht betheiligt ſei.

Der Schimmel war geſattelt, und Krüſſow wollte das Thier ſoeben zum Hofthor hinausführen, als ein alter Mann von der Landſtraße hereintrat. Ein fadenſcheiniger, geflickter Soldatenmantel ſchützte ihn anſcheinend nur mangelhaft gegen den ſchneidenden Froſt. Auf dem Kopf trug er die Pelzmütze der preußiſchen ſchwarzen Huſaren mit dem metallenen Todtenkopf und den gekreuzten Knochen davor, und in der froſtblauen Hand einen langen Stecken. Das lange graue Haar flatterte ihm wirr um das Geſicht, da es im Genick nur loſe in einen Schopf zuſammengebunden war. Ein eisgrauer Bart bedeckte die untere Hälfte ſeiner hageren, verwitterten Züge.

„Biſt Du etwa den Herren begegnet, die geſtern Abend auf dem Schloſſe waren?" rief Krüſſow dem Alten entgegen, der kein Anderer war, als Zaruba's einſiedleriſcher Feldhüter.

„Nein," verſetzte dieſer, an ihm vorbei auf das Haus zugehend.

„Den Baron ſelber haſt Du wohl auch nicht geſehen?"

„Doch, den Herrn Rittmeiſter hab' ich geſehen."

Krüſſow packte ihn am Arm. „Wann haſt Du ihn geſehen? Und wo?"

„Geſtern Abend."

Der Gutsbeſitzer ließ ihn los und wendete ſich enttäuſcht ab.

Halenbeck aber, der ſoeben aus der Thür trat, ging auf den Feldhüter zu und ſagte ruhig: „Könnt Ihr mir

ſagen, Weber, um welche Stunde Ihr den Baron geſtern Abend geſehen habt?“

„Gewiß; das kann ſo kurz vor Mitternacht geweſen ſein.“

Krüſſow horchte auf und kam wieder herbei.

„Und wo habt Ihr ihn geſehen?“ fragte der Bankier weiter, Krüſſow mit der Hand zurückhaltend.

„Bei mir im Quartier.“

„Was wollte denn der Baron bei Euch?“

„Der Herr Rittmeiſter gab mir einen Brief für Krüſſow's Tochter, die Jungfer Elſe. Den ſollte ich gleich heute Morgen herbringen. Jetzt iſt's zwar Mittag geworden, aber das wird ja wohl nicht ſchaden. Heute früh war ein guter Freund bei mir, und da haben wir die Zeit verplaudert.“

„Beim Schnaps habt Ihr geſeſſen!“ rief Krüſſow grob. „Her mit dem Brief!“

„Nee, Krüſſow, Sie kriegen ihn nicht,“ verſetzte der Alte, zwei Schritte zurücktretend. „Ihrer Tochter Elſe ſoll ich ihn in die Hand geben, perſönlich in die Hand, das hat mir der Rittmeiſter auf die Seele gebunden. Kein Anderer ſoll ihn kriegen.“

Krüſſow wollte wüthend auffahren, der Rathsherr aber zog ihn auf die Seite. „Ruhig, Krüſſow,“ ſagte er. „Machen Sie keinen unnützen Lärm. Führen Sie den Mann zu Ihrer Tochter. Auf eine Minute früher oder ſpäter kommt's jetzt nicht mehr an.“

„Meinetwegen,“ murrte Jener. „Komm' mit, Todtenkopf.“

Sie gingen hinein. Die Gruppen der Gäſte theilten ſich vor den Dreien und gaben den Weg zur Braut frei. Der Feldhüter, der vor der Thür ſeine Pelzmütze abgenommen und unter den linken Arm geklemmt hatte, zog den Brief aus einer inneren Taſche hervor und überreichte

ihn dem jungen Mädchen mit einer linkiſchen, kurzen Verbeugung.

„Von Herrn Rittmeiſter v. Zaruba," ſagte er.

Elſe erbrach langſam und mit zitternden Fingern das Siegel dann entfaltete ſie das Papier und begann zu leſen. Schon nach den erſten Zeilen ſtieg ihr eine helle Röthe in die Wangen.

„Lies laut!" befahl ihr Vater.

Sie fuhr zuſammen und ſah zuerſt ihrem Vater und darauf dem Rathsherrn in die Augen.

Der Letztere warf einen ſchnellen Blick über die in der Runde ſtehenden Anweſenden; er hatte ſie verſtanden.

„Hier nicht, Krüſſow," ſagte er halblaut zu dieſem. „Oder laſſen Sie Ihre Tochter den Brief zuvor allein durchleſen."

„Nein, Rathsherr," verſetzte der Gutsbeſitzer hitzig, „laut ſoll ſie ihn leſen, und hier vor all' den Freunden. Wenn Ihrer Tochter an dem Tage, der ihr Hochzeitstag werden ſollte, ſolch' eine Schande begegnet wäre, vor allen Gäſten und Bekannten, dann würden auch Sie verlangen, daß Jeder erfahren ſoll, was der Schurke noch für ſich zu ſagen hat, damit Keiner etwa glaube, die Schuld liege an Ihnen oder an Ihrer Tochter. Meine Gäſte ſollen wiſſen, daß Niemand mir oder meiner Elſe etwas nachſagen kann!"

„Vater!" ſagte das junge Mädchen leiſe und flehend, indem ſie die Hände vor's Geſicht ſchlug.

„Du lieſt den Brief laut vor!" wiederholte Krüſſow ſeinen Befehl. „Du haſt keinen Grund, Dich zu ſchämen; was fremde Leute auch reden und klatſchen werden, unſere Freunde hier ſollen wenigſtens erfahren, wie ſich Alles zugetragen hat. Bitte, Herr Paſtor, leſen Sie, wenn meine Tochter mir nicht gehorchen will."

Der Paſtor trat in ſeinem Talar herzu. „Ihr Vater

hat Recht, liebes Kind," ſagte er ſanft. „Es iſt beſſer für Sie, wenn Klarheit in die Sache kommt."

Elſe erhob den Kopf. „Wenn der Vater Recht hat," verſetzte ſie in entſchloſſenem Tone, „dann will ich den Brief wohl auch ſelber leſen."

Und mit ruhiger, feſter Stimme begann ſie:

„Karzig, Mittwoch Abend.

Liebe Elſe!

Was ich Ihnen niemals perſönlich zu ſagen im Stande geweſen wäre, das ſollen Sie jetzt ſchriftlich von mir vernehmen. Stände ich vor Ihnen, dann würde Alles in dem einen Wunſche untergehen, Sie zu meinem Weibe zu machen; mein Entſchluß würde in alle Winde verwehen, wie ſchon ſo mancher meiner Entſchlüſſe vordem. Ich muß es niederſchreiben und dann den Brief aus meinem Bereich ſchaffen, ſo lange ich noch die moraliſche Kraft habe, zu handeln, wie ein Ehrenmann in meiner Lage zu handeln verpflichtet iſt.

Ich will jetzt thun, was ich vor Wochen ſchon hätte thun müſſen, damals, als Sie mich darum baten. Aber noch iſt's nicht zu ſpät, Sie zu retten. Was zwiſchen uns vorgefallen iſt, das wird, Ihrerſeits wenigſtens, bald vergeſſen ſein; wenn man uns aber morgen verbindet, dann nähme unſer Elend nicht eher ein Ende, bis man mich in die Gruft legte. Darum will ich Sie vor der Verſuchung bewahren, meinen Tod herbeizuwünſchen, mich aber vor dem quälenden, eiferſüchtigen Argwohn, daß Sie ſolche Gedanken hegten.

Liebe Elſe, ich werde Sie nicht heirathen.

Ahnen Sie, was dieſe Worte mich koſten? Mehr, viel mehr, als Sie glauben. Mir iſt, als müſſe ich das Mark aus meinem Gebeinen hergeben. Schöne Reden kann ich nicht machen, auch keinen Liebesbrief ſchreiben. Mein Leben war nicht darnach beſchaffen, außerdem empfinde

ich jetzt eher Zorn als Zärtlichkeit gegen Sie und die Umſtände, die mich zu dieſem Entſchluſſe zwingen. Trotz alledem ſind Sie mir mehr, als meine Mutter mir war — und die war das einzige weibliche Weſen, das ich liebte und ſchätzte, bis ich Sie kennen lernte.

Ich gebe mir alle Mühe, Ihnen die Gefühle und Gedanken darzulegen, die mich gegenwärtig bewegen, aber mein Verſtand iſt niemals ſonderlich ſcharf geweſen und gegenwärtig iſt er ſtumpfer als jemals. Ich will's Ihnen ſo ſagen: ich verehre Sie hoch, liebe Elſe, und ich liebe Sie. Das aber ſei Ihnen der Beweis: in letzter Stunde, wo nichts mich mehr hindert, Sie zu der Meinen zu machen, verzichte ich auf alle Anſprüche auf Sie, und nur aus dem Grunde, weil ich glaube, daß Sie Ihres Verſprechens gegen mich ledig zu ſein wünſchen, und daß es Ihnen eine Freude ſein wird, ſich wieder frei zu wiſſen und einen anderen Mann heirathen zu können.

Aber nicht nur meine Liebe wird auf dem Rade dieſes Entſchluſſes zerknickt und gebrochen. Ich verzichte damit zugleich auf die Gelegenheit, mich von meinen Schulden zu befreien, die mir täglich die bitterſten Demüthigungen bereiten und deren Stachel ich bisher durch Begehen von allerlei Thorheiten zu entfliehen verſucht habe. Die Summe, die mir Ihr Vater als Ihr Heirathsgut auszuzahlen verſprach, hätte mir aus dem Sumpfe herausgeholfen — Ihretwegen verzichte ich auch darauf.

Sie haben Alles, was noch gut in mir war, an die Oberfläche gebracht. Als meine Frau hätten Sie vielleicht noch einen brauchbaren Menſchen aus mir gemacht. Aber auch ſo werde ich fortan beſſer ſein, als ich geweſen bin, weil ich Sie geliebt habe und weil mir das Bewußtſein bleibt, wenigſtens einer Menſchenſeele einmal einen Dienſt geleiſtet zu haben, der mich einige Opfer koſtete.

Ich weiß, was Sie bewog, mir Ihr Jawort zu geben,

und der Gedanke, daß Sie so viel für einen Anderen thun konnten, mich aber so gering schätzten, peinigte mich unabläſſig — und doch liebte ich Sie nur um so mehr. Als ich Sie nach Ihrer Krankheit wiederſah, da erkannte ich, wie wenig Ausſicht mir blieb, einen Platz in Ihrem Herzen zu gewinnen. Damals ſchon war ich nahe daran, Sie frei zu geben, aber noch fehlte mir die Kraft dazu.

Heute ſage ich mir Folgendes: Heirathen wir, dann werden drei Menſchen elend bis an das Ende ihres Lebens. Heirathen wir nicht, dann wird nur Einer unglücklich. Mag daher die Majorität gewinnen; es iſt beſſer, daß Zwei in's irdiſche Himmelreich eingehen, als daß Drei einander im Fegefeuer verwünſchen und vermaledeien.

Ich aber mache dann, daß ich fortkomme, weit fort. Ich darf nicht in Ihrer Nähe bleiben; das Fieber in mir muß ſich erſt abkühlen. Es könnte ſein, daß mein Entſchluß mir wieder leid würde. Iſt's nicht verächtlich, ſeine Schwäche ſo genau zu kennen und doch ſo machtlos dagegen zu ſein?

Sagen Sie Guſtav Höhn, daß er das Geld, das er durch mich verloren hat, ehrlich wieder erhalten ſoll; freilich kann ein Jahr bis dahin vergehen, vielleicht werden's auch zwei Jahre, aber jetzt wird er ja wohl nicht mehr drängen. Sagen Sie ihm auch, daß ich allein in Ihrem Intereſſe und keineswegs in dem ſeinen dieſen Schritt that, noch weniger aus Furcht vor ſeinen Drohungen.

Auch das Geld, das Ihr Vater mir vorgeſchoſſen hat, wird zurückgezahlt werden. Der Bankier Halenbeck wird ihm beſtätigen, daß ich nach einigen Jahren eingeſchränkten und zurückgezogenen Lebens in der Lage ſein werde, meinen Hauptverpflichtungen zu genügen. Er ſoll ſich daher keine Sorgen machen.

Die Leute werden vielleicht allerlei über dieſe zurückgegangene Heirath reden; laſſen Sie ſich davon nicht

anfechten. Sie dürfen einem Jeden erzählen, daß ich überſelig geweſen wäre, Sie ohne einen Pfennig Mitgift heimzuführen, wenn Sie mir nur einen kleinen Bruchtheil der Liebe hätten widmen können, die Sie einem Glücklicheren aufgehoben.

Vielleicht finden Sie Gelegenheit, den Major v. Winterberg zu ſprechen; er iſt mein Freund und achtet Sie hoch. Zeigen Sie ihm dann dieſen Brief, und er wird Ihnen ſagen, daß ich manches begangen habe, was dem Namen meines Hauſes keine Ehre brachte, daß ich aber, meiner letzten Handlung nach, doch kein ganz ſchlechter Menſch ſein kann.

Leben Sie wohl, theuerſte Elſe! Aus dem Grunde meines Herzens rufe ich Ihnen zu: werden Sie glücklich! Der Wunſch iſt aufrichtig; durch ihn habe ich den böſen Geiſt überwunden, der aus meinen leeren Taſchen zu mir ſchrie und mich überreden wollte, um jeden Preis Ihres Vaters Geld zu erlangen. Es kann ſein, daß ich dieſen Schritt bereuen werde, es iſt ſogar wahrſcheinlich; was aber auch kommen mag, ſtets werde ich ſein und bleiben

Ihr wahrer Freund

Fritz v. Zaruba."

— — — — — — — — — — — —

Als die Hochzeitsgäſte ſich von ihrem Erſtaunen über dieſe Mittheilung nach und nach erholt hatten, bildete ſich Jeder ſeine eigene Meinung darüber. In den Augen der Frauen und Mädchen war die Handlungsweiſe des Barons einfach unverzeihlich. Die Verbindung war ihm leid geworden, und nun machte er leere Ausreden. Man bedauerte die arme Braut und erging ſich in lauten Schmähungen gegen den ungetreuen Bräutigam.

Der alte Krüſſow wollte vor Zorn berſten; er ſuchte ſich jedoch zu beherrſchen und rang nach Worten, fand aber keine; nur ab und zu kamen abgebrochene, unzuſammenhängende Verwünſchungen über ſeine Lippen.

Elſe faltete den Brief langſam zuſammen; ihre Augen ſchwammen. Ihr war zu Muthe wie einem Verurtheilten, dem auf dem Schaffot noch im letzten Augenblick die Begnadigung verkündet wird. Das Uebermaß ihrer Freude überwältigte ſie faſt; trotzdem aber war ſie auch nicht unempfindlich gegen die Demüthigung, die dieſe Erlöſung mit ſich brachte.

„Vater," ſagte ſie ruhig, als dieſer in ihre Nähe kam, „der Baron iſt ein Ehrenmann. Er hat nur mein Beſtes im Auge gehabt. Ich bin ihm von Herzen dankbar."

Ein allgemeines Schweigen folgte dieſen Worten. Man konnte nicht begreifen, wie die am ſchwerſten Betroffene zuerſt eine Entſchuldigung für den Sünder zu finden vermochte.

Krüſſow ließ ein kurzes, hartes Lachen hören. „Na, wenn Du damit zufrieden biſt," ſtieß er bitter und höhniſch hervor, „dann kann ich's ja auch ſein."

Er hätte noch viel mehr geſagt, wenn in dieſem Augenblick nicht der alte Major v. Winterberg in Begleitung einiger der Herren, die geſtern Abend Zaruba's Gäſte geweſen waren, in's Haus gekommen wären.

„Das iſt Recht, Herr Major!" rief Krüſſow dem alten Herrn entgegen. „Treten Sie näher und ſehen Sie ſich den Spaß an, den Ihr Freund, der Herr Baron v. Zaruba, ſich heute mit uns gemacht hat!"

„Wir haben noch keine Spur von ihm entdecken können," ſagte der Major. „Wiſſen Sie bereits etwas Näheres?"

Elſe reichte ihm den Brief. Er nahm ihn, klemmte die goldgefaßten Gläſer auf die Naſe, las und ſchaute dann das Mädchen forſchend an.

„Verhält ſich das ſo mit dem Anderen, dem Glücklicheren?" fragte er gedämpft.

Elſe ſenkte den Kopf. „Ja," antwortete ſie leiſe.

„So ſo, mein Töchterchen; ſo ſo," ſagte der alte Herr, ihr gütig die Wangen klopfend. „Ich will nicht erſt

wiſſen, warum Sie ihm dann doch Ihr Wort gegeben haben, aber ich meine, Zaruba hat gehandelt, wie ein Edelmann handeln mußte, wenn auch zu recht ungeeigneter Zeit — ja, zu recht ungeeigneter Zeit."

„Der Anſicht ſind Sie alſo auch?" rief der Gutsbeſitzer.

„Gewiß, lieber Herr Krüſſow, der Anſicht bin ich, und bald werden Sie ebenſo denken. Ich bin aber recht froh, daß ich nun weiß, was aus meinem Freunde geworden iſt; wir hatten ſchon gefürchtet, es könnte ihm ein Unglück zugeſtoßen ſein. In einigen Tagen werden wir nun wohl von ihm hören."

„Na," ſagte Krüſſow mit ſeinem grimmen Lächeln, „wenn wir nun doch keine Hochzeit haben ſollen, ſo wollen wir wenigſtens den Hochzeitsbraten nicht umkommen laſſen. Bertha, laß auftragen!"

Die Hochzeitsgäſte nahmen ſchmunzelnd an der reich beſetzten Tafel Platz, auch der Paſtor blieb auf dem Gute; der Major aber und ſeine Begleiter verabſchiedeten ſich und fuhren nach Karzig zurück.

Elſe legte ihre Hand auf den Arm des Rathsherrn. „Ich möchte Ihnen etwas ſagen," flüſterte ſie ihm zu.

Er nickte lächelnd und folgte ihr in ein anderes Zimmer. Hier nahm ſie haſtig ihren Brautſchmuck ab und warf ihn bei Seite.

„Sie müſſen mir einen großen Gefallen erweiſen, Herr Rathsherr," ſagte ſie.

„Gern, wenn's in meinen Kräften ſteht."

„Guſtav Höhn ſoll wieder zurück ſein, wie ich gehört habe."

„Auch ich hörte ſo etwas; geſehen habe ich ihn aber noch nicht."

„Möchten Sie ihm wohl dieſen Brief bringen, damit er ihn lieſt? Und wollen Sie mir den Brief dann perſönlich wieder zuſtellen?"

An dem Briefe lag ihr wenig, wohl aber lag ihr daran, zu erfahren, was Guſtav ſagen würde, wenn er ihn geleſen und daraus erſehen hatte, daß aus der Hochzeit nichts geworden war.

Der gutmüthige Bankier ſagte ihr die Erfüllung dieſer Bitte zu. Er bedauerte das Mädchen und hätte ihr willig und gern einen noch größeren Gefallen erwieſen. Außerdem freute er ſich, der Erſte ſein zu können, der dem braven Höhn eine Nachricht überbrachte, die dieſem doch ſicherlich willkommen ſein mußte. . . .

Elſe war allein. Niemand hatte ihr zugemuthet, an dem Mahle theilzunehmen, und dieſe Rückſicht that ihr wohl. Sie entledigte ſich des Brautkleides und warf ſich auf's Bett. Es war ihr wirr im Kopf, die Schläfe pochten, ſie vermochte keinen geordneten Gedanken zu faſſen, und dabei wußte ſie nicht, ob ſie lachen oder weinen ſollte. Endlich that ſie beides zugleich.

Dreizehntes Kapitel.

Der Rathsherr Halenbeck verließ die Geſellſchaft auf dem Gutshofe bei Zeiten, um das Elſe gegebene Verſprechen noch an demſelben Nachmittage halten zu können. Die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen über die hügeligen Schneefelder, als ſein Wagen vor dem Häuschen am Norderthor hielt. Die Wittwe öffnete die Thür.

„Guten Abend, Frau Höhn," rief der aus dem Wagen kletternde Rathsherr ihr munter zu.

„Guten Abend," antwortete die Wittwe. „Ich hörte Sie kommen. Wollen Sie zu mir?"

„Ja, auf ein paar Minuten," ſagte er, dem Knechte auf dem Bocke einen Wink gebend, umzuwenden. „Morgen werden wir Thauwetter haben. Nun, wie geht's Ihnen?"

„Ich kann nicht klagen."

„Und was macht Ihr Sohn?“

Sie waren in's Haus getreten und der Rathsherr ſchaute ſich nach dem um, den er ſuchte.

Die Wittwe athmete auf, wie erleichtert. „Haben Sie ihn denn nicht geſehen?“ fragte ſie.

„Ich? Nein. Ich hörte, daß er wieder hier ſei, und da bin ich gekommen, um ihm eine angenehme Neuigkeit zu bringen. Wo ſteckt er denn? — Gott erbarm' ſich, Frau! Iſt Ihnen etwas?“

Bei dem Schein des durch das Fenſter leuchtenden Abendroths gewahrte er ihre trüben, tiefliegenden Augen und die Verſtörtheit auf ihrem ſonſt ſo ruhigen und kalten Geſicht.

„O, jetzt nicht mehr,“ verſetzte ſie. „Aber als Sie kamen, da fürchtete ich, Sie brächten mir die Nachricht, daß dem Guſtav etwas zugeſtoßen ſei.“

„Warum fürchteten Sie das?“

„Ich habe mich um den Jungen geängſtigt,“ antwortete ſie in ihrer gewöhnten, gemeſſenen Art. „Er kam geſtern ſo unerwartet zurück und dann war er ganz außer ſich wegen Elſe Krüſſow's Hochzeit. Zuletzt lief er in Sturm und Finſterniß hinaus, ohne einen Biſſen genoſſen zu haben; er verſprach, bald wieder zu kommen, aber ich habe die ganze Nacht auf ihn gewartet und dann heute noch den ganzen Tag, und er iſt noch nicht da.“

„Deswegen brauchen Sie ſich nicht ſo zu beunruhigen. Er wird weiter gegangen ſein, als er anfangs beabſichtigte, und dann iſt er die Nacht bei einem Bekannten geblieben. Sie wiſſen ja, der Guſtav war von jeher hier herum überall zu Hauſe und wohl gelitten.“

„Aber jetzt iſt's ſchon wieder Abend, und er kommt noch nicht.“

„Wer weiß, was ihn aufhält. Morgen iſt Weihnachten — vielleicht iſt er nach Neu-Stettin gefahren, um dort Einkäufe für Sie zu machen.“

„Möglich," ſagte die Wittwe, ſich niederſetzend. Ihre Augen aber behielten den bangen, angſtvollen Blick.

„Ja, ja, ſo wird's ſein," fuhr Halenbeck ſelbſtzufrieden fort, denn er glaubte an die Richtigkeit der von ihm gefundenen Erklärung.

„Ich will's hoffen. Aber es war eine gefährliche, unheimliche Nacht. Ich fürchtete ſchon, daß der Sturm den Schornſtein herabſtürzen würde — und dazu der Schneefall."

„Was fragt Guſtav nach dem Schneefall? Der kennt doch jeden Weg und Steg auf Meilen in der Runde. Quälen Sie ſich nicht unnöthig, Frau. Schelten Sie ihn tüchtig aus, wenn er heimkommt, und dann bringen Sie ihn wieder zur Vernunft mit meiner Neuigkeit."

„Was wiſſen Sie denn?"

„Elſe Krüſſow hat ſich nicht verheirathet."

„Nicht verheirathet?"

„Nein, und ſie wird ſich auch wohl erſt verheirathen, wenn Ihr Guſtav ſie nimmt. Alles war heute fertig und bereit, nur der Bräutigam iſt nicht gekommen."

Das Geſicht der Wittwe wurde noch verſtörter. „Iſt der Baron verunglückt?" fragte ſie heiſer.

„Das glaubten wir Alle auch erſt, aber der tolle Zaruba mag uns ſchön ausgelacht haben. Er iſt auf und davon, weil die Sache ihm leid geworden iſt. Niemand weiß wohin, da er ſich nirgends verabſchiedet hat. Nur der Elſe hat er noch einen Brief geſchrieben. Eine Schande iſt's, dem armen Mädchen ſo mitzuſpielen; ich glaube allerdings, daß ihr Herz nicht davon brechen wird. Wenn er ſie aber nicht nehmen wollte, dann hätte er das früher ſagen und ſie nicht erſt dem Gerede der Leute preisgeben müſſen."

Er ſchilderte die Vorgänge des Tages, und die Wittwe hörte ihm aufmerkſam zu. Es ſchien, als ſei ihr eine ſchwere Laſt von der Seele genommen.

„Das hat er in guter Abſicht gethan," ſagte ſie, als der Rathsherr geendet hatte. „Er iſt nicht ſchlecht, ganz und gar nicht, das hab' ich immer geſagt. Er wird nur zu ſehr gedrückt von ſeinen Schulden."

„Das iſt ſchon recht, aber etwas vernünftiger leben und wirthſchaften könnte er doch. Nun, wir wollen hoffen, daß ihm dies eine Lehre iſt, von der er Nutzen hat. Die Elſe wünſcht, daß Guſtav den Brief lieſt; ſie bat mich, damit hierher zu fahren."

Er plauderte noch eine ganze Stunde mit der Wittwe, weil er die Heimkehr des jungen Mannes gern abgewartet hätte. Endlich ſtand er auf.

„Ich kann die Pferde nicht länger in der Kälte ſtehen laſſen," ſagte er, den Pelzmantel wieder umnehmend und nach dem langen Meerrohr greifend. „Sie können dem Guſtav ja nun Alles erzählen; zeigen Sie ihm auch den Brief. Den ſoll er mir morgen wiederbringen, weil ich verſprochen habe, ihn der Elſe perſönlich zurückzugeben. Außerdem muß ich ihn auch wegen ſeiner eigenen Angelegenheiten ſprechen."

Die Wittwe geleitete ihren Beſuch bis vor die Hausthür. Es war ſtockfinſter geworden. Der Rathsherr empfahl ihr noch einmal, ſich nicht unnöthige Sorgen wegen ihres Sohnes zu machen, der ſicher nun bald eintreffen müſſe, und dann fuhr er der Stadt zu.

Sie ſchloß die Thür und kehrte in die von einem Talglicht erleuchtete Stube zurück. In deren Mitte blieb ſie ſtehen und ſah ſich rund um, ob ſie vielleicht etwas zu thun fände, was ihr das Warten auf Guſtav erleichterte und abkürzte. Das Spinnrad hatte ſie vorhin erſt bei Seite geſtellt. Seufzend zog ſie es wieder hervor und ſetzte ſich damit an den Ofen. Die Arbeit wollte ihr nicht von der Hand; alle Augenblicke riß der Faden und mußte wieder angeknüpft werden.

Das geschäftige Schnurren des Rades ließ das Zimmer weniger öde erscheinen. Ab und zu hielt sie inne, um zu lauschen; aber kein bekannter Schritt ließ sich vernehmen.

Nach und nach drehte sich das Rad langsamer. Die Hände arbeiteten nur noch mechanisch und die grauen Augen der Frau blickten traumverloren zurück in die Vergangenheit.

Sie dachte an den munteren, frohsinnigen Knaben, der ihre ganze Liebe, ihren ganzen Ehrgeiz in Anspruch genommen hatte. Bei jedem Thaler, den sie in den Kasten that, hatte sie seine Zukunft im Sinne gehabt. Sie hatte hart gearbeitet und eine innige Freude an der noch härteren Arbeit ihres Mannes empfunden, weil sie stets von dem Gedanken beseelt gewesen war, je mehr sie schafften, desto besser würde es später um Gustav stehen. . . .

Langsamer und langsamer drehte sich das Rad. Ihre Gedanken wendeten sich jetzt der Zukunft zu, die aber lag in tiefem, schwarzem Schatten.

Da bewegte sich draußen die Klinke; die Hausthür öffnete sich leise und schloß sich wieder; dann that sich die Stubenthür auf und wieder zu, und der Riegel wurde vorgeschoben. Frau Höhn wendete sich um und sah Gustav an der Thür stehen.

„Ich glaubte schon, Du wolltest gar nicht mehr heimkommen," sagte sie ohne jede äußere Aufregung.

Sie schob das Spinnrad von sich und rückte ihren Stuhl zur Seite, um den Platz am Ofen für ihn frei zu machen.

Er blieb an der Thür stehen und beschattete die Augen mit der Hand, als ob das Licht ihn blende. Darauf näherte er sich dem großen Lehnsessel, der nur für ihn da war, und sank erschöpft in das Polster, die Hand noch immer vor den Augen.

„Bist Du bei Deinen Bekannten gewesen?" fragte die Mutter, wieder nach dem Spinnrad langend.

„Nein."

Die Antwort klang fremd, tonlos und nicht lauter als ein Flüſtern.

Sie muſterte ihn forſchend, durchdringend. Seine Kleider waren beſchmutzt, hier und da ſogar zerriſſen. Er hielt den Kopf auf die Hand geſtützt, ſo daß ſie jetzt ſein Geſicht nicht ſehen konnte.

„Wo warſt Du?“ fragte ſie noch einmal.

„Ich bin über Land geweſen.“

„Wohin?“

„Dort hinaus.“

Er wies mit dem Daumen über die Schulter.

„Du wirſt Dich auf den Tod erkältet haben. Haſt Du denn gar keinen Verſtand mehr? Meinſt Du denn, Du überwindeſt Dein Herzeleid beſſer, wenn Du Dich auf's Krankenbett bringſt? Haſt Du auch etwas zu eſſen gehabt?“

„Ich kann nichts eſſen.“

Sie betrachtete ihn, Schmerz, Aerger und Rathloſigkeit im Blick.

„Wenn Du doch draußen in der Fremde geblieben wäreſt!“ ſagte ſie nach minutenlangem Schweigen.

„Ja, Mutter, ich wollte auch, daß ich in der Fremde geblieben wäre!“ ſtieß er leidenſchaftlich hervor. „O, ich wollt', ich könnte Dich bewahren vor dem, das da kommen muß — aber ich kann's nicht, ich kann's nicht!“

Die letzten Worte erſtickten in Schluchzen.

„Guſtav, ſag' mir, was Dir iſt!“ bat die Mutter, plötzlich ſanft und liebevoll werdend. „Lieber ſähe ich Dich wie geſtern Abend! Aber leg' Deinen Rock ab, er iſt ganz naß; Du wirſt ſonſt noch kränker, als Du ſchon biſt.“

Sie half ihm den ſchweren Rock ausziehen. Er hob ſein Geſicht auf; es war bleich und hager und ſah mit ſeinen ſtumpfen, gläſernen Augen aus wie das eines Todten. Mit einem Schreckensruf fuhr die Mutter zurück.

„Gott ſei uns gnädig!“ rief ſie. „Guſtav, was haſt Du begangen?“

Er ſchauderte und fiel in den Seſſel zurück. „Mir iſt — mir iſt nicht wohl,“ ächzte er.

„Ich will Dir eine heiße Suppe kochen,“ ſagte die Mutter und ſchloß den Wandſchrank auf, der die Vorräthe und das Geſchirr enthielt. „Ich fürchte aber, Du haſt Dir einen Schaden zugefügt, den kein Trank kuriren kann.“

Die Thür klapperte. Er fuhr auf und ſchaute erſchrocken hin. Es war nur der Wind geweſen; er lehnte ſich wieder in den Seſſel.

Die Wittwe hatte ihn beobachtet; ihr Herz krampfte ſich zuſammen. „Der Herr Rathsherr Halenbeck war gegen Abend hier; er hätte Dich gern geſprochen,“ ſagte ſie.

„Was wollte er von mir?“

„Er hatte eine Neuigkeit für Dich; Elſe Krüſſow hat heute keine Hochzeit gehalten.“

„Das weiß ich“ — ſeine froſtſchmerzenden Lippen verzerrten ſich.

„Weißt Du auch, wie das gekommen iſt?“

„Wie ſollte ich,“ verſetzte er, das Geſicht in den Schatten wendend.

„Das iſt von dem Baron ſelber ausgegangen; der hat wie ein rechter Ehrenmann gehandelt. Er ſah, daß das Mädchen ihn nicht mochte, trotzdem ſie ihm das Jawort gegeben hatte, und da hat er ſie des Wortes entbunden. Hier iſt der Brief, den er ihr geſchrieben hat; ſie ſchickte ihn, damit Du ihn leſen ſollſt.“

Er nahm den Brief und durchflog ihn; während des Leſens richtete er ſich auf.

„Wann kam dies nach Krüſſow's Gut?“ ſtieß er heraus, als er zu Ende war.

„Um die Zeit, wo die Trauung vor ſich gehen ſollte; der alte Weber, dem der Baron den Brief geſtern Abend

ſchon gegeben hatte, ſollte damit heute in aller Morgenfrühe zu Krüſſows gehen, aber die guten Bekannten und die Flaſche hielten ihn auf, wie immer."

Guſtav ſank wieder zuſammen; der Hoffnungsſchimmer war wieder verſchwunden; er ſtöhnte. Als er dem Baron geſtern Abend auf der Brücke begegnete, da kam dieſer aus der Hütte des Feldhüters zurück, dem er den Brief für die Elſe eingehändigt hatte. Das war's, was er ihm hatte mittheilen wollen. Und in derſelben Stunde, wo Jener ihm das größte Opfer brachte, das in ſeinen Kräften ſtand, mußte er ihn umbringen!

„Iſt's Dir nun nicht beſſer, Guſtav?" fragte die Mutter, die keinen Blick von ihm verwendete. „Biſt Du nicht froh, daß die Elſe jetzt wieder frei iſt?"

„Geſtern hätte mich's gefreut, heute nicht mehr."

„Warum heute nicht ſo gut wie geſtern?"

„Das kann ich Dir nicht ſagen," antwortete er dumpf. „Haſt Du vielleicht gehört, wo Zaruba hin iſt?"

Die Frage ging ihm nur ſchwer aus der Kehle.

„Nein. Seit er geſtern Abend bei Weber war, hat ihn Niemand mehr geſehen."

„Iſt's ganz ſicher, daß er fort iſt?"

„Ganz ſicher. Man kennt ihn ja; kaum hat er ſich etwas in den Kopf geſetzt, dann führt er's auch ſchon aus. Der iſt fort."

„Ja, dann iſt er fort. Im Brief ſteht's ja auch deutlich, daß er fort wolle, weit fort, daß Niemand ihn mehr ſehen ſoll. Die Sache iſt ja ſo klar, wie nur möglich."

Er drückte die Hände ineinander und athmete tief auf.

„Ich bin gerettet!" rief es in ſeinem Innern.

Scheu ſah er auf; die Worte hatten ſo deutlich in ſeinen Ohren geklungen, daß er fürchtete, ſie laut geſprochen zu haben. Auf dem Geſicht der Mutter malten ſich Argwohn, Zweifel und tiefer Kummer.

Da rüttelte Jemand an der Thür.

„Herein!“ rief die Wittwe.

Die Thür war verriegelt; der Ankömmling ſtieß heftig dagegen.

Guſtav ſprang auf.

„Laß Niemand herein, Mutter!“ flüſterte er in Angſt. Dann griff er ſich an den Kopf. „Was rede ich da — mach' nur auf.“

Vierzehntes Kapitel.

Frau Höhn blickte ihren Sohn tief erſchrocken an. Der ſpäte Beſuch rüttelte noch immer an der Thür.

„Warum haſt Du den Riegel vorgeſchoben?“ fragte ſie leiſe.

„O, ich weiß nicht. Ich dachte nicht daran. Oben in Preußen ſperrt man alle Thüren zu. Es war wohl noch die alte Gewohnheit.“

Ihr Auge ſagte ihm, daß ſie ihm nicht glaubte. Sie wendete ſich kurz ab und ſchob den Riegel zurück.

„Guten Abend, Frau Stadtpächterin. Verzeihung, wenn ich ungelegen komme. Fürchten Sie denn Räuber oder Panduren, daß Sie Ihre Thür ſo feſt verrammeln?“

Der Eingetretene war Weber, der alte Feldhüter.

„Ihr ſeid's, Weber?“ ſagte Guſtav mit unſicherer Stimme. „So ſpät noch auf den Beinen?“

„Früh oder ſpät, mir iſt's Alles eins. Ich habe mir ein Pfund Rauchkraut in der Stadt gekauft, beim Krämer am Norderthor, und da ich gleich in der Nähe war, wollt' ich mit vorſprechen, um zu ſehen, wie's Ihnen geht.“

„Das iſt recht, Weber,“ verſetzte Guſtav, noch immer in einiger Verwirrung. „Mutter, reich' uns den Wachholder her.“

„Sie ſind der ganze Vater, Herr Höhn!“ rief der alte Huſar, die Augen lüſtern auf die Flaſche richtend,

die die Wittwe aus dem Wandſchrank nahm. „Der ſelige Herr Stadtpächter war ein gar zu lieber Mann, ganz wie Sie, Herr Höhn. Kaum ließ man ſich bei ihm ſehen — Mutter, reich' uns den Wachholder her — hieß es da gleich — Mutter, reich' uns den Wachholder her — hahaha! Nicht wahr, Frau Stadtpächterin? Aber Sie brauchen nicht zu glauben, daß ich wegen dem Schnaps hierherkam. Ich habe nämlich was gefunden — Herr Höhn, haben Sie nichts verloren?"

„Ich? Was ſoll ich verloren haben? Ich vermiſſe nichts."

„So? Na, was ſagen Sie hierzu?"

Der Alte brachte die linke Hand zum Vorſchein, die er bisher hinter ſich gehalten hatte, und in derſelben Guſtav's Schwarzdornſtock. Der junge Mann erſchauderte und trat einen Schritt zurück.

„Wo — wo habt Ihr den gefunden?" ſtammelte er.

„Auf der Brücke beim Schloß," ſagte der Alte vergnügt und anſcheinend ganz unbefangen. „Da, nehmen Sie ihn nur. Ich hab' ihn gleich an dem Fuchskopfe erkannt, das iſt ein rares Stück Schnitzwerk; Ihr Vater hielt große Stücke darauf, und Sie hatten den Stock ja auch bei ſich, als Sie geſtern Abend an meinem Bau vorbeikamen. Solch' einen Stock vermißt man nicht gern, und darum hab' ich ihn gleich mitgebracht, als ich zur Stadt ging."

Guſtav nahm den Stock, ſtellte ihn in die Ecke am Ofen und ſetzte ſich dann dem Gaſte gegenüber. Er muſterte das braune, runzelige Geſicht des Alten, um zu entdecken, ob dieſer etwas wiſſe oder einen Verdacht hege. Die harten Linien aber blieben ihm unleſerlich.

Weber war ein Veteran der ſchleſiſchen Kriege. Als der „Obriſte" v. Mackroth im Jahre 1741 den Stamm des Huſarenregiments errichtete, welches noch heute die ſchwarze Uniform und die Mütze mit dem Todtenkopf trägt,

da war er, damals schon kein junger Mann mehr, unter den Ersten, die sich freiwillig dem tapferen Obersten zur Verfügung stellten. Die Thaten des Regiments sind in der Geschichte verzeichnet. Wenn solch' ein schwarzer Reiter sich mit dem Säbelgefäß vor die Mütze stieß, „Bassa Masonga!“*) rief und seinem Pferde die Sporen gab, dann mochte Gott dem gnädig sein, der ihm vor die Klinge kam.

Weber hatte bei der Leibeskadron gestanden. Bei Chotusitz nahm er einen österreichischen Offizier gefangen, der ihm, wie es dazumal Kriegsgebrauch war, sogleich seinen Geldbeutel und seine Uhr einhändigte. Der Husar besah das Geld, nahm sich einen Dukaten und gab dem Offizier Börse und Uhr zurück. „Herr Lieutenant,“ sagte er, „Sie sind ein Gefangener und brauchen Ihr Geld; dieser hier“ — indem er an seinen Säbel schlug — „gibt mir alle Tage so etwas.“ Der Oberst machte ihn dafür auf der Stelle zum Unteroffizier. Gleich zu Anfang des siebenjährigen Krieges aber wurde er schwer verwundet und mußte sich in seine Heimath zurückbegeben. Die Husarenmütze aber legte er nie wieder ab, aus welchem Grunde man ihn bald nur noch den Todtenkopf hieß.

Das war der Mann, dessen verwittertes, narbenbedecktes Antlitz Gustav Höhn jetzt vergeblich zu studiren suchte.

Die Wittwe hatte schweigend, aber mit offenbarem Widerwillen den Branntwein eingeschenkt.

„Gesundheit!“ sagte der Alte, das große Glas leerend und dann mit den Lippen schmatzend. „Mohrenelement! Das nenne ich Machandel!**) Wissen Sie, Herrschaften, nicht daß ich den Schnaps so gern mag, aber mich selber mag ich, wenn ich recht viel davon im Leibe habe. Hahaha!

---

*) Litauischer Fluch.

**) Provinzialismus für Wachholderschnaps.

Frau Stadtpächterin, das iſt ein Zwillingsglas," ſetzte er lachend hinzu, „das muß noch einen Bruder haben."

Die Wittwe goß, ohne ein Wort zu ſagen, das Glas wieder voll.

„Geſundheit, Herrſchaften!" grinste Weber, und mit ſeinen funkelnden, von hundert Fältchen umgebenen Augen erſt die Mutter und dann den Sohn anblinzelnd. „Sie ſehen nicht aus wie ſonſt, Herr Höhn; warum verſuchen Sie nicht auch 'mal den Machandel?"

Er ſtürzte das Glas hinunter, ſetzte es verkehrt auf ſein Knie und betrachtete es mit komiſchem Leidweſen.

„Sie haben doch ſchon gehört, daß heute auf dem Krüſſow'ſchen Gute keine Hochzeit geweſen iſt?" fuhr er fort.

„Ja, das habe ich gehört," verſetzte Guſtav. „Wißt Ihr nicht, wo der Baron geblieben iſt?"

„Ich weiß nicht mehr und nicht weniger, als alle Anderen. Er hat der Jungfer den Stuhl vor die Thüre geſetzt und dann iſt er durch die Lappen gegangen, um das Gezeter nicht anhören zu müſſen."

„Habt Ihr ihn denn nicht noch geſehen?"

„Doch; geſtern Abend kam der Herr Baron ſelber und in eigener Perſon zu mir in mein Quartier und gab mir einen Brief für die Jungfer Krüſſow, den ich heute auch ordonnanzmäßig beſtellt habe. Im Schloß war Beſuch, und recht luſtiger, aber der Herr Baron war ſo nüchtern, als ob er direkt aus der Kirche käme"

„Ihr glaubt wohl nicht, daß ihm etwas zugeſtoßen ſein kann?" fragte Guſtav zögernd.

Er machte übermenſchliche Anſtrengungen, ſeine Aufregung zu unterdrücken.

„Das kann man nicht wiſſen. Die Nacht war zwar böſe, aber der Teufel läßt ſeine Freunde ſo leicht nicht zu Schaden kommen," lachte der Alte.

Guſtav ſchauerte zuſammen. „Wenn er nur gewartet

hätte!" stöhnte er ganz abwesend vor sich hin. „Wenn er nur selber zu ihr gegangen wäre!"

Knirschend biß er die Zähne aufeinander.

Die Wittwe faßte ihn bei der Schulter; er besann sich schnell und sah des Feldhüters scharfe, funkelnde Augen auf sich gerichtet.

„Was sagtet Ihr, Weber?" fuhr er auf den Mann ein.

„Nichts habe ich gesagt, aber mir scheint, als ob's seit gestern Abend noch schlechter mit Ihnen geworden ist, Herr Höhn."

„Wie? Was? Was soll das heißen?" rief Gustav wild.

„Nichts, Herr Höhn. Aber Sie brauchen einen armen Menschen nicht gleich aufzufressen."

Höhn stützte die Stirn in die Hände.

„Nichts für ungut, Weber," murmelte er. „Mein Unglück hat mir den Kopf verdreht; Ihr könnt's Euch wohl denken."

„Das kann ich, Herr Höhn. Aber Kolonne geschlossen und vorwärts! Sie kommen schon noch durch. Wenn der Feind Salvenfeuer abgibt, muß ein Jeder sich ducken. Ich hab's oft genußt, und Sie müssen's auch. Es kann Ihnen gar nicht fehlen; die Jungfer ist wieder ledig, also — zur Attacke und drauf! Hab' ich nicht Recht?"

Gustav saß unbeweglich. Eine Todtenstille herrschte im Zimmer.

Der Veteran rutschte ein paarmal auf dem hölzernen Schemel hin und her, bald die Wittwe und bald sein leeres Glas anschauend. Endlich erhob er sich zögernd.

„Jetzt muß ich zurück in's Quartier," sagte er, seine Pelzkappe unter den Arm klemmend. „Da Sie doch so gütig sind, Frau Stadtpächterin" — hier hob er verschmitzt blinzelnd das leere Glas auf.

Die Wittwe regte sich nicht. Gustav aber griff hastig nach der Flasche und schenkte das Glas noch einmal voll.

Er hatte sich vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, was den Alten zu so ungewöhnlicher Stunde hergeführt haben könnte. Der Stock allein war nicht der Grund, das fühlte er instinktiv, andererseits aber hatte er auch nicht das geringste Anzeichen einer bösen Absicht in dem Wesen des alten Husaren zu entdecken vermocht.

Weber leerte sein Glas auf die Gesundheit der Herrschaften und ging dann seiner Wege.

Die Wittwe hatte während der ganzen Zeit die beiden Männer scharf beobachtet. Sie war überzeugt, daß man ihr etwas verbarg, etwas, wovor sie sich zu fürchten hatte. —

Gustav, der die ganze vergangene Nacht und den ganzen Tag wie von Furien verfolgt im tiefen Walde herumgeirrt war, ohne auch nur einmal zu rasten, fand auch in dem Schlafe dieser Nacht keine Ruhe. Wilde Träume schreckten ihn und laut stöhnend warf er sich umher. Die Mutter lauschte angstvoll; zuweilen erhob sie sich und trat an sein Bett, um ihn zu betrachten. Bleich und mit eingefallenen Zügen lag er da, ab und zu schmerzvoll das Gesicht verziehend; sie hörte ihn wimmern wie ein Kind, so daß sie die Thränen nicht zurückhalten konnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Morgen des zweiten Weihnachtstages fand die Wittwe Höhn auf dem Wege nach dem Gute. Seit vierundzwanzig Stunden herrschte Thauwetter. Das Flüßchen war angeschwollen und wälzte seine dunkelfarbigen Fluthen schneller als sonst durch die noch immer hoch mit Schnee bedeckten Gelände. Die Landwege glichen schwarzen Schlammgräben, die hier und da schmutzige Schneeinseln einschlossen. Hügel und Wald lagen hinter dichtem, grauem Nebel verborgen.

„Ei, sieh da, die Frau Höhn!“ sagte Krüssow, der in

seinem Hofe stand, bei ihrem Näherkommen. „Ich habe Sie lange nicht gesehen. Aber kommen Sie hinein in die Stube, hier draußen ist's kalt."

„Ich dank' Ihnen," antwortete die Wittwe kurz. „Ich habe nur ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen, und das kann hier so gut geschehen, wie drinnen."

„Sie brauchen nicht so stolz zu sein," entgegnete er mit der Miene eines Mannes, der seinerseits auf jegliches Uebergewicht verzichtet. „Hochmuth kommt vor dem Fall, das wissen Sie wohl."

„Gewiß, und Sie haben's ja auch erfahren."

Er schnitt ein Gesicht und klimperte mit dem Gelde in seiner Tasche.

„Mit Ihnen ist schlecht Freundschaft halten, Frau Höhn," sagte er unwirsch. „Wenn Sie einmal nicht wollen, dann wollen Sie nicht. Und doch ist's gescheidter, Vergangenes vergangen sein zu lassen."

„Ich will das Alte sicher nicht wieder aufrühren, zumal jetzt nicht, wo ich Sie um einen Liebesdienst zu bitten habe."

„So, das war's also? Na, wenn ich Ihnen mit ein paar Thalern aushelfen kann, so soll's herzlich gern geschehen."

„Um Geld komme ich nicht, und wenn es sich überhaupt um mich handelte, dann hätte ich Sie am allerletzten aufgesucht, das können Sie mir glauben."

Der Gutsbesitzer schnitt wieder ein Gesicht. „Sie verstehen's, Einem etwas nachzutragen," sagte er grimmig.

„Nicht doch," entgegnete sie in sanfterem Ton. „Aber es fällt Einem schwer, Leute um etwas zu bitten, von denen man weiß, daß sie Einem nur ungern entgegenkommen."

„Das paßt aber nicht auf mich. Lassen Sie hören, wie ich Ihnen dienen kann."

Die Wittwe zögerte. Ihre dünnen Lippen bebten ein wenig, und das war das einzige Zeichen der Qualen, die ihr Inneres durchwühlten.

„Meinem Sohn, meinem Guſtav ſollen Sie helfen," kam es leiſe, tonlos aus ihrem Munde.

„Wenn ich für ihn etwas thun kann, ſo wird es mich freuen."

„Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich noch einmal als Bittende zu Ihnen kommen würde, aber es blieb mir nichts übrig; es gilt meinen Sohn — es gilt vielleicht ſein Leben!"

Der Gutsbeſitzer machte erſtaunte Augen. „Was iſt denn mit ihm?" fragte er.

„Sie ſollen der Elſe erlauben, zu ihm zu gehen und mit ihm zu reden — o, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich die Beiden wieder zuſammenbringen will. Daran denke ich ebenſo wenig, wie Sie. Aber der Guſtav ſieht die Dinge anders, als wir. Er iſt krank, im Kopf und im Herzen — Gott allein mag wiſſen, was über ihn gekommen iſt. Wenn aber ein Menſch ihm noch helfen kann, dann iſt's Ihre Tochter Elſe."

„Aber Frau, was ſoll die Elſe bei ihm?"

„Sie ſoll zu ihm reden, daß er wieder ruhig wird und Vernunft annimmt. Gelingt *ihr* das nicht, dann gibt's für ihn keine Hilfe mehr auf der Welt."

„Ich möchte Ihnen nicht gern was abſchlagen — aber ich kann nicht einſehen, was die Elſe da groß nützen ſoll. Sie ſagen zwar, Sie wollen die Beiden nicht wieder zuſammenbringen — aber, wenn ſie nachher wieder von ihm geht, wird der Junge dann nicht noch ſchlechter d'ran ſein?"

Die Wittwe nahm ihren Mantel zuſammen und wendete ſich, ohne ein Wort zu erwiedern, der Thür zu.

Der Alte ging ihr nach und ergriff ſie am Arm. „Sie brauchen nicht ſo kurz angebunden zu ſein," rief er

unwillig. „Sie können die Else meinetwegen mitnehmen. Kommen Sie herein in die Stube, ich will das Mädchen rufen. Aber merken Sie sich — einmal und nicht wieder.“

Sie folgte ihm in das Wohnzimmer, auf den angebotenen Stuhl aber setzte sie sich nicht.

Nach einer kleinen Weile trat Else herein. Sie sah bleich und angegriffen aus und schaute die Wittwe aus trüben Augen fragend und ungewiß an.

„Ich habe Ihren Vater gebeten, Sie mit mir zu Gustav gehen zu lassen,“ sagte diese. „Sie haben die Erlaubniß dazu.“

„Ich weiß. Ist er krank?“

„Ja, aber nicht körperlich.“

„Mein Gott, was ist's?“

„Das sollen Sie eben herausfinden, damit ich weiß, woran ich mit ihm bin.“

„Ich bin sogleich bereit.“

Eine Minute später erschien das junge Mädchen im Mantel und Pelzkappe wieder im Zimmer. Seit zwei Tagen hatte sie sehnsüchtig, aber vergeblich darauf gewartet, daß der Rathsherr Halenbeck ihr den Brief des Barons wiederbringen und ihr zugleich von Gustav berichten sollte. Jetzt wurde ihr ganz unerwartet die Gelegenheit, den Geliebten persönlich zu sehen und zu sprechen, und sie ergriff dieselbe mit Eifer.

Während sie miteinander die schlammigen Wege außerhalb der Stadtmauer entlang schritten, schilderte die Wittwe in ihrer kurzen, trockenen Weise das Benehmen, welches ihr Sohn seit seiner Rückkehr zur Schau trage.

Else war schmerzlich betroffen und doch empfand sie auch ein Gefühl der Befriedigung. Nur ihretwegen, so sagte sie sich, war Gustav so verzweifelt, aber jetzt ging sie ja zu ihm, um ihm Trost zu bringen und sein Herz vielleicht mit neuer Zuversicht zu erfüllen.

Als ſie das Häuschen erreicht hatten, ging Elſe, auf einen Wink der Wittwe, voran, um Guſtav zuerſt und allein zu begrüßen.

Sechzehntes Kapitel.

Guſtav Höhn ſaß im Lehnſtuhl, regungslos. Der Kopf war ihm auf die Bruſt geſunken. Da trat Elſe herein, mit ſchüchternem, glücklichem Lächeln und freudig leuchtenden Augen.

Das Rauſchen ihrer Gewänder, ihr Schatten auf den weißen Dielen ließen ihn aufblicken. Er ſchauderte und mochte ſeinen Augen nicht trauen, als er Elſe erkannte. Er ſaß ſprachlos, als ſei ihm ein Geſpenſt erſchienen.

Der Anblick ſeines hageren, eingefallenen Geſichtes und ſeiner hohlen Augen, in deren Tiefen das Entſetzen wohnte, raubte dem jungen Mädchen mit einem Schlage jede Spur von Frohſinn und erfüllte ſie mit banger Angſt.

„Du biſt kränker, als ich glaubte, Guſtav," begann ſie, während ihre Augen ſich mit Thränen füllten. „Bin ich ſchuld daran? Kann ich etwas thun, um Dir zu helfen?"

„Was willſt Du hier?" rief er ihr heiſer entgegen.

„Ich wollte Dich ſehen, Guſtav. Ich hörte, daß Du krank ſeieſt, und da kam ich her, um Dich ein wenig aufzuheitern."

Ein Froſtſchauer ſchüttelte ſeinen ganzen Körper. Er betrachtete ſie von der Seite, argwöhniſch, lauernd und wild. Zugleich aber fachte der Klang ihrer Stimme die Liebe in ſeinem Herzen zu hellſter Gluth an. Aber auch die Eiferſucht, bisher unter der Laſt ſeiner Schuld erſtickt, loderte wieder auf — war ſie nur aus Mitleid gekommen, oder war es wirklich möglich, daß ſie ihn noch liebte? Hatte er ſelber mit eigener Hand die furchtbare

Kluft gegraben, die ihn von ihr trennte, die keine Macht der Welt mehr überbrücken konnte? War's möglich, daß nun auch sie um seiner Sünde willen leiden sollte? Erst seine Mutter und dann Else — die beiden Wesen, für die er Alles, Alles geopfert haben würde — sollten sie wirklich in die Folgen seines Verbrechens hineingerissen werden? Fürwahr, der Satan wußte sein Netz zu weben!

„Hast Du denn gar kein freundlich Wort für mich?" flehte sie mit bebender Stimme.

Er sprang auf. „Ja, ich weiß ein freundlich Wort für Dich," sagte er, nach Athem ringend. „Geh' nach Hause und komm' nie wieder in meine Nähe! Sieh mich nie mehr an und verbirg Dich im fernsten Winkel, wenn mich der Zufall an Dir vorbei führt!"

Sie trocknete die Augen und warf den Kopf empor. „Das hätte ich von Dir nicht erwartet," entgegnete sie stolz; ihre Stimme aber bebte noch immer ein wenig. „Ich glaubte, daß Du mich nicht eher richten würdest, bevor Du mich gehört hättest."

„Ich — Dich richten!" schrie er auf. „Wie sollte ich mich unterstehen, eines Menschen Thun zu richten! Ich!"

Sie sah ihn fragend an. „Du verbietest mir, wieder in Deine Nähe zu kommen — doch wohl nur darum, weil ich bereit war, den Baron zu heirathen?"

Er erschauerte von Neuem. „Nein, deswegen nicht; und doch — und doch! Denn wenn Du nicht eingewilligt hättest, wenn Du mir treu geblieben wärest, dann stände ich nicht hier als der, der ich bin!"

„Du könntest Dir wenigstens die Mühe nehmen, zu fragen, weswegen ich einwilligte," versetzte Sie ruhig und offen. „Mein Vater hatte es befohlen, aber Deinetwegen hätte ich ihm zu widerstehen gewußt; Du selber hattest mir's gerathen, aber auch das hätte mich nicht bewogen. Da hörte ich, daß Du Dein Glück machen könntest, wenn

Du nur Geld genug in Händen hätteſt; Geld aber konnteſt Du nur auf eine Art erhalten, und da es außerdem nicht nur meines Vaters Wille, ſondern auch Dein Rath war, daß ich ihn nehmen ſollte, da willigte ich ein. Deinetwegen, Guſtav, nur Deinetwegen — und Du weißt nicht, wie ich dabei gelitten habe!"

„Alſo meinetwegen!" wiederholte er bitter, verzweifelnd. Welches Glück hätte er heute gefunden, wenn er ein wenig länger Geduld gehabt hätte!

Sie mißverſtand den Ton dieſer Worte. „Glaubſt Du mir nicht?" fragte ſie gereizt.

„O doch, ich glaube Dir," ſagte er müde.

Schnell beſänftigt legte ſie die Hand auf ſeine Schulter. „Guſtav," ſagte ſie, „ich bitte Dich, ſage mir, was Dir fehlt. Beweiſe mir durch Dein Vertrauen, daß Du mir glaubſt und mir keine Vorwürfe machſt. Wer weiß, vielleicht kann ich Dir beiſtehen."

Er blickte ſie weich und innig an. „Setz' Dich, Elſe," bat er; „lege Deinen Mantel und Deine Kappe ab."

Sie gehorchte, ließ ihn dabei aber nicht aus den Augen. Er ging zur Thür und ſah, ob ſie geſchloſſen war. Als er den Riegel vorſchob, ſchlüpfte ſeine Mutter aus der Küche auf den Hausflur und ſtellte ſich horchend an die Stubenthür.

Er kehrte zu Elſe zurück. Sein Blick und ſein Weſen aber hatten ſich jetzt gänzlich verändert. Das Mädchen erſchrak; er bemerkte dies und verſuchte zu lächeln, der Ausdruck ſeines Geſichts wurde jedoch dadurch nur um ſo beunruhigender.

„Ich mag Dir wohl ſeltſam vorkommen," ſagte er, die Hände hinter dem Rücken feſt ineinander krampfend. „Ich kann Dir nur rathen, mich nicht anzuſehen."

Ihr Blick aber hing an ſeinem Antlitz wie gebannt, ſie konnte ihn nicht abwenden, obwohl ſie gewahrte, daß ſie ihm damit wehe that.

Er ſchlug die Augen zu Boden.

„Ich habe Dir etwas zu ſagen, da Du nun doch einmal hier biſt. Du wirſt mich dann leichter vergeſſen können.“

„Ich Dich vergeſſen!“

Eine unbeſtimmte, bange Furcht überkam ſie; was mochte er ihr mitzutheilen haben?

„Warum ſoll ich Dich vergeſſen?“ fragte ſie. „Hat mein Vater etwas damit zu thun? Guſtav, ich verſtehe Dich nicht!“

„Das iſt gut; verſuche auch nur ja nicht, mich zu verſtehen. Du könnteſt ſchlimm überraſcht werden. Seit den letzten zwei Tagen bin ich in der Gewalt des böſen Feindes; er hat mich und läßt mich nicht wieder los. O Elſe, ſiehſt Du denn nicht, daß ich ein Schuldbeladener, ein Verdammter bin? Siehſt Du denn nicht, daß Du mich fliehen mußt, weil ich Dich liebe?“

„Gott ſei Dir gnädig, Guſtav!“ murmelte ſie. „Eins ſehe ich: Du biſt von Sinnen!“

„So iſt's!“ rief er. „Von Sinnen bin ich, d'rum ſehe ich Alles anders, wie ſonſt. So ſehe ich zum Beiſpiel in Dir die Urſache all' meines Elends — die Urſache meines Unterganges. Der Gedanke an Dich trieb mich wieder hierher — der Gedanke an Dich machte mich ſo blindwüthig an jenem Abend! Geh', geh' fort — Dein Anblick iſt mir eine Qual — geh', ehe ich Dich haſſen lerne!“

Sie ſank weinend auf einen Stuhl. „Dich werde ich niemals haſſen, was auch kommen möge,“ ſchluchzte ſie.

Er lachte hart auf. „Du würdeſt anders denken, wenn Du wüßteſt, was für Einer ich bin — wenn Du wüßteſt, daß ich von Rechts wegen an den Galgen gehörte!“

Sie zuckte zuſammen bei dieſer ſchrecklichen Andeutung, dann aber antwortete ſie: „Auch das könnte an meiner

Geſinnung nichts ändern. Mein Herz muß Dich lieben, es kann nicht anders; gerade wie meine Augen und Ohren ſehen und hören und nicht anders können. Aber, o mein Gott! was muß ich heute ſehen und hören!"

Er ſtieß einen dumpfen Schrei aus, nahm ſie in ſeine Arme und preßte ſie heftig an ſeine Bruſt.

„Meine arme Elſe!" brach er ſchluchzend aus. „Meine arme, arme Elſe!"

Sie umſchlang ſeinen Nacken und ſah ihn flehend an. „Sag' mir, was es iſt, Guſtav!" bat ſie. „Vertraue Dich mir an, fürchte nicht, daß ich an Dir irre würde, oder Dir gar Vorwürfe machte. Wenn Du mir ein Unrecht gethan haben ſollteſt — gleichviel wie — ſo verzeihe ich Dir. Aber vertraue mir!"

Dies brachte ihn wieder zur Beſinnung. Er löſte ihre Arme ſanft von ſeinem Halſe und trat zurück.

„Ja, ich habe Dir ein ſchweres Unrecht angethan dadurch, daß ich Dich mich berühren und ſo liebreich zu mir ſprechen ließ. Ich brauche noch einige Zeit, um Gedanken zu faſſen, zwei oder drei Tage — dann magſt Du Alles erfahren. Vertraue mir, Elſe, vertraue mir aber auch, wenn ich Dir nichts ſagen ſollte. Denn dann ſchweige ich um Deinetwillen und um meiner Mutter willen."

Elſe nahm ihren Mantel. „Du wirſt mich dann rufen laſſen, nicht wahr?" ſagte ſie.

„Ich werde Dich rufen laſſen; komme nicht eher, was Du auch vielleicht hören magſt; willſt Du mir das verſprechen?"

„Ich verſpreche es."

Sie reichte ihm die Hand.

„So müſſen wir uns trennen, Guſtav?" fragte ſie leiſe und ruhig.

Er nickte ſtumm.

„Und es wäre gut für Dich, wenn wir uns niemals wieder sähen," antwortete er dann.

„Ich werde Dir in allen Stücken gehorchen, Gustav. Leb' wohl."

„Leb' wohl."

Er sank schwer auf einen Stuhl und legte den Kopf auf die auf dem Tisch gekreuzten Arme. Die Trennung ging so ruhig vor sich, als wäre gar kein Sturm vorhergegangen, und kaum zeigte sich eine Spur von dem Weh in Beider Herzen, das doch so bitter und so unheilbar war.

Als Else zur Thür hinaus und auf den Flur trat, stand ihr die Wittwe gegenüber, den Rücken gegen die Wand gelehnt, die Arme gekreuzt und jeden Ellenbogen in einer Hand.

„Sie brauchen mir nichts zu erzählen," sagte die Frau gedämpft, aber fest und beinahe schroff. „Ich habe Alles gehört. Ich danke Ihnen für den Besuch; angenehm wird er für Sie nicht gewesen sein."

„Nicht so, wie ich hoffte," entgegnete das junge Mädchen sanft. „Aber wenn Sie mich brauchen, komme ich wieder. Ich möchte ihm so gern helfen."

Damit machte sie sich auf den Heimweg.

Frau Höhn trat jetzt in die Stube. Sie faltete ihren Mantel zusammen und legte ihn in die große Truhe. Sie ging in die Küche und sah nach dem Herde; dann kam sie wieder herein, um den Tisch zu decken. Sie schaute ihrem Sohn in's Gesicht — der war fest eingeschlafen.

Die schlaflosen Nächte und die qualvollen, ruhelosen Tage hatten ihn erschöpft; nach Else's Weggang war eine Art von Besinnungslosigkeit über ihn gekommen.

Die Wittwe setzte sich leise nieder und betrachtete ihn mit thränenvollem Mitleiden. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihn zu stören. So saß sie lange, lange. Draußen sank der Abend nieder.

Gustav's Schlaf wurde von schweren Träumen heimgesucht. Er stöhnte laut und kläglich, und allerlei wilde Reden kamen halb unverständlich über seine Lippen.

„Er stürzt —" stieß er hervor. „Er stürzt — allmächtiger Gott! — Der Kolk ist tief —"

Er warf seinen Kopf auf dem Tische hin und her.

„Erbarmen, mein Gott, Erbarmen! Ich kann's nicht mehr ertragen!"

Verwirrt, erschrocken fuhr er auf und schaute um sich — er war daheim. Er wollte aufathmen — da sah er zu seinen Füßen knieend, das Haupt und die gefalteten Hände am Boden, die Gestalt seiner Mutter. Jetzt erkannte er, daß seine Schuld ihr nicht mehr verborgen war.

„Vater unser, der du bist im Himmel!" betete die arme Frau, „o gib mir Kraft, in der Stunde meiner Noth zu sagen: Dein Wille geschehe!"

Dann wurde es todtenstill im Gemach.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Mutter hatte sich erhoben und stand neben ihrem Sohne am Tisch. Ihre Hände ruhten auf seinem Haupte; ihre Augen waren trocken.

„Mein Kind ist ein Mörder," murmelte sie wie träumend, als könne sie das Entsetzliche noch nicht fassen. „Mein Kind ist ein Mörder — und doch ist's noch immer mein Kind; ja noch mehr mein, als zuvor — noch mehr mein in seiner Schande — noch mehr mein, wo es schon unter dem Galgen steht. Es hatte sich viel zwischen uns gedrängt im Leben, zwischen mich und mein Kind — jetzt aber hat die Sünde mir's wiedergebracht, mein armes Kind, das schon allein gehen wollte und doch nicht konnte."

Sie streichelte sein Haar, als wäre er wirklich noch ein kleiner Knabe. Dann hob sie ihm den Kopf auf.

„Laß mich Dich anſehen," ſagte ſie, ihn forſchend betrachtend. „Ich ſuche das Kainszeichen auf Deinem Geſicht, aber ich finde es nicht. Du ſiehſt aus wie mein Kind, wie mein lieber, lieber Knabe. Ich ſollte Dir fluchen, aber ich kann's nicht. Woran ſoll man erkennen, daß Du nun ein Gezeichneter biſt, der ſich und Allen, die zu ihm gehören, Schande und Verderben bringen muß? Wo iſt das Zeichen? Meine Augen ſind trübe und ich kann nichts ſehen. — Still — was war das?"

„Nur der Wind, Mutter," antwortete Guſtav dumpf und heiſer.

„Ja, der Wind. Jeder Windſtoß, jedes Klappern der Thür erinnert mich an das, was Du geworden biſt — und was ich geworden bin. Denn ich muß Deine Schuld theilen, weil ich darum weiß und weil ich Dich dennoch nicht dem Richter ausliefern kann — eine Mutter darf ihr Kind doch nicht an den Galgen bringen. Gott mag mir vergeben, wenn ich hierin Unrecht thue."

Guſtav ſtand auf. Er ſchluchzte nicht mehr. „Das kann ich nicht mehr mit anhören," ſagte er ſeltſam ruhig und gefaßt. „Mit ſolchen Zweifeln darfſt Du Dich nicht quälen, Mutter. Ich ſelber will gehen und mich angeben. Geſetz und Recht ſollen ihren Lauf haben."

Sie ſtarrte ihn lange an, kalt und ſteinern. Dann ging ſie an den Schrank und an die Truhe, nahm allerlei ihm gehörende Kleidungs- und Wäſcheſtücke heraus und begann ein Bündel davon zu machen.

Er ſchaute ihr ruhig zu, indem er eine melancholiſche Genugthuung dabei empfand, ſie wieder in ihrer alten Geſchäftigkeit zu ſehen.

„Das Geſetz iſt ſtark genug, ſelber zu nehmen, was es verlangt," ſagte ſie rauh; „Du brauchſt ihm dabei nicht zu helfen. Du haſt jetzt nur zu thun, was man Dich heißt. Wenn Du nicht an den Namen Deines Vaters

und an mich gedacht haſt, als der Böſe Dich zu der ſchwarzen That anſtiftete, dann denke wenigſtens jetzt daran."

„Ich werde Dir gehorſam ſein, Mutter," verſetzte er demüthig.

Sie war eifrig mit der Herſtellung des Bündels beſchäftigt, ihre Hände aber bebten heftig bei der Arbeit.

„Jetzt haſt Du's alſo gelernt," entgegnete ſie mit ſtockender Stimme. „Die Lektion iſt Dir theuer zu ſtehen gekommen. Hätteſt früher klug werden können, aber ich war zu ſchwach, und Du zu halsſtarrig. Jetzt tragen wir Beide die Folgen."

„Die Schuld iſt mein, Mutter, nicht Dein."

„Ich muß aber dafür bezahlen, als wenn ſie mein wäre. Da nützt kein Geſchwätz. Wir müſſen das Verbrechen ſühnen — Du mit Deinem Leben und ich mit dem meinen."

„Ich bin bereit dazu."

Sie knotete die Ecken des Tuches zuſammen, welches ſie um das Bündel geſchlagen hatte.

„Um ſo beſſer," ſagte ſie, nur mit äußerſter Mühe ihre rauhe Feſtigkeit bewahrend. „Höre nun das Urtheil, das Deine Mutter Dir ſpricht. Du kannſt hier nicht bleiben, Du mußt aus dem Lande gehen, weit fort, und darfſt nie wieder zurückkommen. Die Welt iſt groß; ſchlage Dich in der Fremde rechtſchaffen durch, ſei demüthig gegen Jedermann, er ſei hoch oder gering, gut oder ſchlecht, denn Du darfſt nie vergeſſen, daß Du von Allen der Schlechteſte biſt. Vielleicht wird der Herrgott Dir dann dereinſt gnädig ſein."

„Wann ſoll ich fortgehen?"

„Jetzt in dieſer Minute. Dort iſt Dein Zeug und hier iſt das Geld, das der Herr Halenbeck mir gegeben hat, als Du fort warſt. Ich habe nicht viel davon ge-

braucht; es ſollte ein Nothgroſchen ſein — ich hätte mir nicht träumen laſſen, daß die Noth ſo bald ſchon und ſo fürchterlich hereinbrechen würde."

Sie hatte bei dieſen Worten einen leinenen Beutel aus der Truhe gelangt und Guſtav in die Hand gegeben.

„Ich darf alſo niemals wieder heim kommen?" fragte er tonlos.

„Niemals."

„Soll ich ausgeſtoßen und geächtet ſein . . . ?"

„Beſſer geächtet ſein, als eine Vogelſcheuche am Galgen."

„Und Du, Mutter?"

„Ich? Ich bin zu alt, um noch in die Fremde zu ziehen. Mein Sterbehemd liegt dort im Kaſten. Aber nun geh', lauf' bis an's Ende der Welt, wo Niemand Dich kennt. Fort, fort, ehe es zu ſpät iſt!"

Er griff nach dem Bündel und ging zur Thür. Hier blieb er ſtehen und blickte zurück.

„Leb' wohl, Mutter," ſagte er mit brechender Stimme.

„Leb' wohl, mein Sohn, mein armes, armes Kind!"

— — — — — — — — — — — —

Die Hausthür ſchloß ſich hinter ihm, und er ſchritt hinaus in die Dunkelheit. Ihm war, als könne die Sonne nie wieder aufgehen, als ſei er in die Wüſte getrieben, wo nie mehr ein freundlich Wort aus Menſchenmund ihn erreichen würde. Durch Schlamm und Waſſerpfützen eilte er vorwärts, er wußte nicht wohin.

Nach einem langen Marſche gewahrte er, daß er bei Krüſſow's Gut angelangt war. Er blieb ſtehen und betrachtete das Haus, deſſen ſchwarze Umriſſe ſich unbeſtimmt von dem dunklen Himmel abhoben. In einem der Fenſter war noch Licht; der ſchwache Schimmer erſchien ihm wie ein letzter Hoffnungsſtrahl, der ihm den Weg zeigen wollte zu einem glücklichen Leben.

Es war das Fenſter von Elſe's Stübchen. Vielleicht

dachte ſie in dieſem Augenblick ſeiner, vielleicht betete ſie für ihn. Auch ſie hatte er heute zum letzten Male geſehen.

„Jetzt wäre ſie mein," ſagte er knirſchend zu ſich ſelber, „wenn ich das Geld gehabt hätte, das elende, das verfluchte Geld! Daß ſolch' ſchnöder, verächtlicher Mammon die Urſache ſo großen Jammers werden konnte! Wäre das Geld dageweſen, dann hätte ich die Wirthſchaft nicht verloren, und dann lebte auch Zaruba heute noch. Wie konnte der Herrgott zulaſſen, daß durch das Geld ſoviel Elend in die Welt kam?"

Während er noch zu dem Fenſter emporſchaute, ſtrich der Schatten einer Frauengeſtalt über den Vorhang und gleich darauf erloſch das Licht.

Er eilte weiter. Immer hinein in die Nacht. Er verſuchte ſich einzureden, daß er die Gefahr, vor der er entfloh, nicht fürchte, daß er gar keinen Grund habe, ſie zu fürchten. Dabei meinte er bei jedem Schritt, in dem Getöſe des Windes die Stimme der Verfolger zu vernehmen. Die kahlen, ſchwarzen Bäume zu beiden Seiten des Weges ſchienen ihre dürren Zweige nach ihm auszuſtrecken, um ihn zu ergreifen und feſtzuhalten, bis die Rächer ihn erreichten.

Trotz alledem aber ſpürte er in ſich einen Drang, wieder umzukehren, vor Allem nach dem Orte, wo er die unſelige That vollführt hatte.

In dem Häuschen am Norderthor ſchien Alles ſeinen gewohnten Gang zu gehen. Die Wittwe lag nach wie vor ihrer regelmäßigen Thätigkeit ob, Stuben und Küche waren ſo ſauber, als kenne ihre Inhaberin keinen Kummer und als wären alle Gedanken derſelben nur der Arbeit gewidmet.

Nach einigen Tagen ſchickte der Rathsherr Halenbeck

einen Boten; Guſtav ſolle ſich zu einer Beſprechung im Geſchäft deſſelben einfinden. Die Wittwe ließ antworten, daß ihr Sohn eine Reiſe angetreten habe.

Nach Verlauf einer Woche brachte der Poſtbote ein kleines Packet. Es kam von ihm. Die Hand der Mutter bebte, als ſie es in Empfang nahm.

Es enthielt, in vielen Papierhüllen, den kleinen Beutel mit Geld, den ſie ihm mit auf den Weg gegeben hatte, und einen Brief ohne Datum und ohne Ortsangabe.

„Liebe Mutter," ſo lautete er, „ich ſchicke Dir hiermit das Geld zurück; Du brauchſt es, ich aber nicht. Ich bin unter die Soldaten gegangen. Der Offizier, der mir den Werbethaler gab, ſagte mir, daß wir ſogleich nach Böhmen ſollten und noch weiter hinunter in's Reich. Er verhieß mir auch Beute in Hülle und Fülle, ich aber denke nur an die Kugel. Das darf Dich nicht ſchmerzen. Du biſt muthig, Du weißt, daß ſolch' ein Ende eine Gnade für mich wäre. Wir ſtoßen nächſte Woche zum Regiment. Will's Gott, hörſt Du noch einmal von mir. Leb' wohl."

Achtzehntes Kapitel.

Es war eine finſtere Märznacht. Der Thauwind brauste von Süden her über die Ebene, die Macht des langen Winters war gebrochen, und auf den Feldern zeigte ſich keine Spur von Schnee mehr. Heulend fuhr der Frühjahrsſturm durch die Kronen der regenſchwarzen Waldbäume, deren Aeſte und Zweige die winterliche Starrheit verloren hatten und, den friſch aufſteigenden Lebensſaft bereits wieder in ſich ſpürend, ſich elaſtiſch hin und her wiegten.

Das im Sommer ſo träge fließende Waſſer in der Schlucht unter der Karziger Brücke hatte ſich in einen ſchäumenden Gießbach verwandelt, der wirbelnd in den

Kolk stürzte und jenseits über Stock und Stein, zwischen Wurzelknorren und moosigem Geröll, weiter strömte.

Auf dem Grunde der Schlucht, unmittelbar am Wasser, bewegte sich die dunkle Gestalt eines Mannes. Sie machte sich mit allerlei Leinen zu schaffen, deren Enden im Wasser lagen. Er hantirte mit denselben wie ein erfahrener Fischer, und nach einer Weile hatte er ein langes Netz voll hüpfender und zappelnder Fische an's Land gezogen. Eilfertig sammelte er die Beute in einen Korb, warf das Netz auf die Seite, nahm den Korb auf und schickte sich an, die Schlucht zu verlassen. Vorsichtig kletterte er über die schlüpfrigen Baumwurzeln und die zerstreut liegenden Steinblöcke dem großen Brückenpfeiler zu, an dessen Seite der Aufstieg am leichtesten zu bewerkstelligen war.

„Fischer Märten wird schön fluchen, wenn er sein Netz leer findet," murmelte er vor sich hin, „aber das hat er umsonst. Der Soldat muß sehen, wo er bleibt, namentlich wenn er, wie ich jetzt, noch für andere Mäuler zu sorgen hat."

Plötzlich blieb er stehen und stieß einen unterdrückten Schreckensruf aus. Der Korb entfiel seinen Händen.

„Der Geist!" stammelte er. „Pulver und Blei! Muß der mir auch in die Quere kommen! Ach, ich armer Sünder! Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

Der sonst so furchtlose Todtenkopf, denn dieser war der nächtliche Fischer, bebte am ganzen Leibe.

Am Rande des wirbelnden Kolks stand hoch auf einem Stein ein schwarzes, schattenhaftes Wesen. Es schien in das Wasser hinabzustarren; ab und zu warf es mit wilder Geberde die Arme empor, als wolle es sich in die unheimliche Fluth hinabstürzen. Dann aber, als besänne es sich eines anderen, stieg oder schwebte das Gespenst vom Stein herab und kam um den Kolk herum der Stelle zu, wo der zitternde Feldhüter jetzt hinter einigen dicht zu-

ſammenſtehenden Ellernſtämmen kauerte. Dieſer hielt den Athem an, in der bangen Hoffnung, daß der Geiſt an ihm vorbeigehen würde; zu ſeinem Entſetzen aber blieb er unmittelbar vor ihm ſtehen. Er durfte ſich nicht regen, ſonſt wurde er entdeckt.

„Man ſoll mich maſſakriren," ſagte er, trotz ſeiner Angſt, verwundert zu ſich ſelber, „wenn der ſelige Stadtmuſikant nicht die Uniform eines der preußiſchen Feldregimenter trägt! Pulver und Blei! Die muß er im Jenſeits von einem der Gefallenen für alt gekauft haben!"

Der Geiſt verharrte eine Weile unbeweglich auf einem Fleck. Endlich ſetzte er ſeinen Weg fort, aber nicht weit; bald that er einige Schritte hierhin, bald dorthin, als ſuche er etwas, und auf dieſe Weiſe beſchrieb er beinahe einen Kreis um die Ellerngruppe, in welcher der Todtenkopf ſich verborgen hielt.

Der alte Huſar wünſchte ſich weit weg von dieſer Stätte des Grauſens, und wenn einer der aus dem Korbe gefallenen Fiſche den feuchten Boden klatſchte oder gar ſich emporſchnellte, dann gruſelte ihm bis in's Mark. Seine Angſt erreichte ihren Höhepunkt, als er jetzt ganz unzweifelhaft wahrnehmen mußte, daß der Geiſt ihn bemerkt hatte und auf ihn zukam, wie um ſich ſeiner zu bemächtigen.

Jetzt galt es ſchleunige Flucht, denn der Todtenkopf war nicht der Mann, der ſich wie ein Schaf zur Schlachtbank ſchleppen ließ, ohne noch einen letzten Verſuch zu ſeiner Rettung zu machen. Er brach aus dem Gebüſch hervor, ſo ſchnell ſeine alten, ſteifen Knochen dies geſtatteten, und ſuchte dann, ein Gebrüll der Angſt ausſtoßend, mit einigen langen Sätzen an dem Geiſt des Stadtmuſikanten vorbeizukommen und wie eine gehetzte Wildkatze an der ſteilen Böſchung der Schlucht emporzuklimmen. Das aber ſollte ihm nicht gelingen, denn bei ſeinem unerwarteten Hervorbrechen ließ der Geiſt einen

ſo unheimlichen, überirdiſchen Schrei hören, daß ihm der Schreck lähmend in die Beine fuhr; er ſtolperte, ſtürzte und rollte das abſchüſſige Ufer hinab in die kalten Fluthen des angeſchwollenen Waſſergrabens.

Plätſchernd, puſtend und fluchend rang er mit Arm und Bein um ſein Leben; da fühlte er ſich plötzlich von einer ſtarken Hand am Kragen gepackt und auf's Land geſchleppt. Er raffte ſich auf und ſchüttelte wie ein Hund das Waſſer aus ſeinem alten Mantel.

„Donner und Blut!" rief er keuchend. „Waſſer iſt ganz gut, wenn's gehörig mit Rum verdünnt iſt, aber man kann auch zuviel davon kriegen!"

Dann fiel ihm ein, daß kein Anderer als der Geiſt ihn gerettet haben könne. Er ſah ſich um, die ſchwarze Geſtalt ſtand zwei Schritte entfernt von ihm, ſchweigend und regungslos.

Wenn er ſich's recht überlegte, dann glaubte er eigentlich gar nicht an Geſpenſter, dazu war er ein viel zu eingefleiſchter ſchwarzer Huſar; allein die Mitternachtsſtunde, die Nähe des verrufenen Kolks und dazu das ſchlimme Bewußtſein, durch ſeine Fiſch- und Diebsgelüſte einen armen Mann in ſeinem kärglichen Erwerbe geſchädigt zu haben, hatten ihn etwas abergläubiſch gemacht. Noch einmal ſchüttelte er das Waſſer von ſich ab und damit zugleich ſeine Furcht; Jemand, der ſo zupacken konnte, wie ſein Retter, mußte Fleiſch und Bein haben.

„Wer ſeid Ihr und wie kommt Ihr hierher zu dieſer Stunde?" fragte er die Geſtalt in herzhaftem, ſoldatiſchem Ton.

Keine Antwort. Der Fremde ſtand noch einige Augenblicke wie unſchlüſſig, dann ſetzte er ſich wieder in Bewegung.

Jetzt aber gewann der Todtenkopf all' ſeinen Muth wieder.

„Nein, guter Freund," rief er, den Anderen energiſch beim

Arm packend, „so kommt Ihr mir nicht fort! Ein Geist seid Ihr nicht, denn was ich hier fasse, ist Muskel und Bein von bester Art. Wer seid Ihr, Mann, und was sucht Ihr hier?"

Der Fremde ließ ein dumpfes Stöhnen hören, riß sich los, blieb aber, an einen Stamm gelehnt, stehen.

Der Todtenkopf zog Stahl und Stein hervor, suchte eine der kurzen Kienfackeln, deren er sich vorher beim Fischen bedient hatte, und setzte sie in Brand. Dann erhob er das flammende Stück Holz, vor dessen rothem Schein der Fremde sich hinter dem Baumstamm zu verbergen suchte, als scheue er die Entdeckung, die er aus Schwäche oder aus verzweifelnder Gleichgiltigkeit doch auch nicht verhindern mochte.

„Gustav Höhn!" rief der Todtenkopf in höchstem Erstaunen.

„Ja, ich bin's," versetzte Jener heiser.

„Und in der Uniform des Feldregiments Schwerin!" fuhr der Alte fort. „Hol' mich der Teufel, Mann — Herr Höhn, wollt' ich sagen — Sie sind doch nicht etwa desertirt?"

„Ja, ich bin desertirt," entgegnete Gustav mit Verzweiflung in Blick und Stimme. „Man hat mich betrogen, oder es mag auch das Unglück gewesen sein, das mich verfolgt auf Schritt und Tritt und bei Allem, was ich thue — der Fluch, der auf mir lastet und dem ich nicht entrinnen kann. Als ich mich anwerben ließ, hieß es, daß wir noch vor Ablauf der Woche nach Böhmen hinunter sollten, wo es wieder große Schlachten geben würde. Vor wenigen Tagen aber kam die Nachricht an, daß der König bereits am 15. Februar zu Hubertsburg mit Oesterreich Frieden geschlossen habe, und daß der angeworbene Nachschub bis auf Weiteres in Kolberg in den Quartieren bleiben sollte. Ich aber konnte nicht

länger warten — denn ich muß fort, fort aus dieſem verfluchten Lande!"

„Ja, ja, das glaub' ich, aber Sie ſind den unrichtigen Weg gelaufen. Was wollen Sie denn hier? Und das Land iſt doch auch nicht verflucht, höchſtens einer oder der andere der Menſchen, die d'rin ſind. Das kann für Sie aber Schlimmeres abſetzen, als Gaſſenlaufen und Karren auf der Feſtung!"

Höhn erſchauderte. „Wie meint Ihr das?"

„Ja, was weiß ich. Wenn's der König erfährt, dann kriegen Sie ein Dutzend blaue Bohnen in den Leib — vielleicht läßt er Sie auch hängen — wer kann's wiſſen?"

„Meinetwegen; beſſer wär's immer, als dieſe Qual!"

„Sie reden, wie Sie's verſtehen. Was wiſſen Sie davon, wie Einem zu Muth iſt, den der Strick ſchon an der Kehle kitzelt? Kommen Sie mit mir in mein Quartier; ich muß mich trocknen und dann wollen wir ſehen, ob ich Ihnen nicht auf den richtigen Weg helfen kann. Kommen Sie, Mann! Nicht gezaudert! Oder meinen Sie, daß ich Sie verrathen werde?"

„Ich will mit Ihnen gehen. . . . Ich kam hierher, um etwas zu thun, woran Sie mich hinderten; mag's d'rum ſein. . . . Ich gehe mit Ihnen. Es hat mich hierher gezogen, mit aller Gewalt — hierher an dieſes Waſſer — und es wird mich wieder herziehen. Ich hätte zur See entfliehen können, aber ich mußte hierher an den Kolk, aller geſunden Vernunft zum Trotz. Und nun weiß ich auch, wie Alles enden wird."

Das war die Rede eines Geächteten, der ſich aller Selbſthilfe begeben hat, weil er ſich an Händen und Füßen gefeſſelt ſieht.

Der Todtenkopf hatte inzwiſchen die Fiſche, die er noch finden konnte, wieder in den Korb geſammelt; dann ſchleuderte er die Kienfackel in's Waſſer und kletterte die

Böschung hinan, nachdem er sich vergewissert hatte, daß Höhn ihm auch folgte.

Schnellen Schrittes eilte der Alte über die Brücke, Gustav aber ging langsam und zögernd, dicht an dem Geländer, von dem man in den schwarzen Kolk hinabschauen konnte; es war ihm unmöglich, den Bann abzuwerfen, der ihn an diese Stelle zog, obgleich er sich nicht verhehlte, daß dieser Bann sein Verderben werden müsse.

Immer von Neuem hatte der Feldhüter seinen Begleiter zu beschleunigterem Gange anzufeuern. Endlich war die Hütte, das „Quartier", erreicht. In dem großen, aus Lehm und Ziegeln erbauten Ofen war das Torffeuer noch in voller Gluth.

Der Todtenkopf wechselte die Kleider, das heißt, er schlang sich eine alte Pferdedecke um den Leib, während er seine nassen „Montirungsstücke" zum Trocknen an lange Nägel hing, die in den Ofen eingeschlagen waren. Darauf kochte er einen Theil der mitgebrachten Fische, zwang Gustav, davon zu essen, und hieb auch selber tüchtig ein.

Seine Redseligkeit aber schien ihn ganz verlassen zu haben. Sein Kopf war so voll von Gedanken und Plänen, daß er darüber beinahe vollständig den Gebrauch seiner Zunge vergaß.

(Fortsetzung folgt.)

Frei und gebunden.

Novelle

von

L. Westkirch.

(Nachdruck verboten.)

Bei Gröningens wurde Familienrath gehalten. Es galt nichts Kleines. Der Gegenstand der heutigen Besprechung hatte unbewußt seinen ehrbaren Verwandten bereits viel Sorge, viel Kopfzerbrechen verursacht, und wäre nicht die Rücksicht auf den Geschäftsbetrieb in's Gewicht gefallen, man würde jedenfalls schon am Dienstag zusammengetreten sein. So mußte man den Beschluß bis zum Sonntag vertagen, aber Onkel Philibert, der keinem Geschäft mehr vorstand und darum frei über seine Zeit verfügen konnte, tadelte bitter die Versäumniß. Dies würde nicht viel auf sich gehabt haben, weil bei jenen sonntäglichen Familienzusammenkünften immer ein Theil das Thun des andern zu bekritteln pflegte, nur war Onkel Philibert Erbonkel und zählte bereits dreiundachtzig Jahre. Solche Nebenumstände geben einer Ansicht Gewicht.

Er saß in Frau Gröningen's guter Stube, grämlich vom spärlichen Licht der engen Gasse abgekehrt, in seinem Fahrstuhl und murrte leise, während Nannette Gröningen klappernd die silbernen Löffel auf die bunten Erbtassen legte und zwischendurch die Fliegen von der offenen Zuckerdose scheuchte, keuchend unter dem Druck ihres zu engen

Feiertagskleides, der Laſt ihrer Hausfrauenpflichten und einer zu großen Körperfülle.

Ihr Mann drehte die Daumen umeinander, ſah durch das Fenſter nach den Kunden, die ſpärlich kamen, und horchte durch den Fußboden auf die Stimmen und das Hantiren der Angeſtellten in ſeinem Materialwaarengeſchäft. Er war nur halb bei der Sache, denn er blies, wie er ſagte, nicht gern, was ihn nicht brannte, und das Schickſal des Neffen Konrad brannte ihn gar nicht. Berlin war weit, und ob da ein unnützer Burſche mehr oder weniger zu einem Taugenichts heranwuchs — was ging das die würdige, alteingeſeſſene Kaufmannsfamilie Gröningen-Murich an?

Ernſt Gröningen, der Rechnungsrath, rieb ſeine dürren Hände fröſtelnd, und kicherte, das Kinn tief in dem weißſeidenen Halstuch verſteckt: „Entfernungen gibt's nicht mehr in der Welt, und aus Kindern werden Leute. Wirſt ſchon blaſen mit vollen Backen und es verdammt brenzlig finden, wenn der Sohn der davongelaufenen Grethe eines ſchönen Tages an Deine Kaſſe tritt und ſagt: ‚Du, Onkel, ſchönen guten Morgen! Und was macht meine liebe Tante?'"

Er lachte laut bei dieſer Vorſtellung.

Aber der Mann am Fenſter ſtreckte, phlegmatiſch abwehrend, ſeine katzenartig behaarte Hand aus. „Bei mir ‚onkelt' ſich nichts. Und die Thür iſt zum Hinausgehen wie zum Hereinkommen gemacht."

Tante Johanne Murich, deren langer, dünner Hals aus einer weit abſtehenden Krauſe hervorragte wie eine langſtielige Blume aus ihrem Blätterkranz, nahm die Sache gefühlvoll: „Es iſt mir unbegreiflich, wie der junge Menſch uns in ſolche Verlegenheit ſtürzen kann nach all' den Wohlthaten, die wir ihm zeitlebens erwieſen haben."

Und ſie begann ſie aufzuzählen, die Wohlthaten, vom

erſten Kinderjäckchen und alten Leinenflicken an, den ſie der abtrünnigen Schweſter barmherzig zugewandt hatte, und vergaß auch keinen Brief voll guter Ermahnungen.

Aber Nanette Gröningen fiel ihr in's Wort und zählte ihrerſeits eine lange Liſte herunter; Onkel Murich wurde ebenfalls geſprächig, denn auch er war ein wohlthätiger Mann.

Während die Drei einander überſchrien, rückte Erwin Gröningen, der einzige Sohn und Erbe des Hauſes Gröningen, ein blaſſer, blauäugiger Menſch, verſtohlen ein wenig näher zu ſeiner Baſe Anna Staudinger heran, die, am Fahrſtuhl des Onkels ſitzend, eifrig an einer wollenen Binde für den Alten häkelte, wobei ſie Mühe hatte, ihr Knäuel gegen die Angriffe „Mäuschens", des unternehmenden Mopſes, zu ſchützen, ohne doch Tante Gröningen's Liebling zu kränken.

„Und kurz, Unmenſchen ſind wir nicht," keuchte die Dicke, „das kann die Anna da bezeugen, die bei uns wie eine Tochter aufgezogen worden iſt, nachdem Schweſter Lieſe's Mann den nichtsnutzigen Bankerott gemacht hatte. Nicht wahr, Anna?"

„Ja, Tante," ſagte die Häkelnde, und das Roth auf ihren Wangen vertiefte ſich. Der nichtsnutzige Bankerottmacher war immerhin ihr Vater geweſen, ihr Vater, der ſie auf den Armen getragen, der ihr Märchen erzählt hatte, um deſſen Hals ſie die Aermchen ſchlang, wenn er ſich über ihr Bett neigte, ſie anſchauend mit einem Strahl von Liebe, wie er ihr aus keinem Menſchenauge mehr entgegengeleuchtet hatte, ſeit dieſe beiden ſich in Kummer und Leid für immer ſchloſſen.

„Aber wer ſich losſagt von uns," fuhr die Tante fort, „mit dem haben wir nichts mehr zu ſchaffen, und wenn eine Tochter aus einem ehrbaren Bürgerhauſe mit einem Handwerker, einem gemeinen Arbeiter, davonläuft, wie die

Grethe es gethan hat, so bin ich fertig mit ihr und mit ihrer Sippe, völlig und gänzlich fertig."

„Blos, daß sie mit Dir nicht fertig sind," lachte der Rechnungsrath und biß mit Behagen in den fetten Butterkuchen. „Wenn er nun in Deine Stube tritt, der Herr Schlossergesell, wie er's ganz dickfellig ankündigt? Und darnach geht er zu euren guten Freunden, zum Polizeirath Kregel und zum Fabrikanten Schmeding und ficht sie an, unter dem Vorwande, daß er des reichen Gröningen in der Schmiedestraße leiblicher Neffe sei. Dann habt ihr den Skandal!"

„In unsere Stube tritt er jedenfalls nicht," versicherte Johanne Murich. „Ich habe meiner Rieke schon Bescheid gesagt: wenn einer Namens Konrad Kramer nach mir fragt — ich bin aus, verreist, nie zu sprechen."

Tante Gröningen ließ ihre runden Augen wehmüthig über die Einrichtung ihres Zimmers schweifen. „Herrgott! was er sich nur denken muß, wenn er hier hereintritt und sieht den goldenen Stehspiegel und das Sammetsopha und die neuen Gardinen! Lieber Gott, man spart sich ja die Bissen vom Munde ab, um die gute Stube ein bischen anständig zu haben. Aber solche Leute meinen dann immer gleich, Unsereines wühlt im Gelde, und dann packt sie der Neid, und sie möchten theilen."

„Haha, und am Ende überfällt er uns noch, raubt uns aus, bringt uns Alle um's Leben!" spottete der Rechnungsrath, den die Noth seiner Verwandten höchlich ergötzte.

Aber die Frauen verwiesen ihm scheltend seinen Uebermuth in einer so ernsten Angelegenheit. Lieber solle er ihnen Rath und Schutz gewähren.

Das nun war schwerer.

Während die älteren Familienglieder überlegten, hatte Erwin die Hand des Mädchens, die nicht mit Häkeln be-

schäftigt war, erwischt und drückte sie verstohlen. „Liebes, liebes Aennchen.“

„Du weißt, wie arm ich bin,“ flüsterte sie betrübt.

„Onkel Philibert wird Dich bedenken,“ murmelte der junge Mensch. „Hat er's nicht versprochen? Sei nur recht aufmerksam gegen ihn.“

„Er verspricht's alle Tage,“ erwiederte das Mädchen kaum hörbar. „Aber wenn Du wüßtest, wie schwer ich's oft bei ihm habe!“

„Sei nur recht geduldig. Die Eltern rechnen auch darauf. Unser ganzes Glück hängt daran.“

Anna seufzte. Sie fand den Faden, an dem ihr Glück hing, recht gebrechlich, und es kränkte sie ein wenig, daß er nicht fester war. Viel lieber hätte sie auf eines jungen Mannes trotzige Liebe gebaut, als auf eines Alten Hinterlassenschaft. Aber nur ein wenig kränkte sie's, denn sie war im Glauben an die Göttlichkeit des Geldes auferzogen worden. Sie lag vor ihm auf den Knieen wie die Anderen. Sie wußte es nicht anders: die Welt war der Tempel, in dem es verehrt wurde, das Leben ein ihm geweihter Dienst, ihre Verwandtschaft zählte zu seinen Priestern, Onkel Philibert, der allein es verstanden hatte, den flüchtigen Gott festzubannen in seine Kassen, war Oberpriester.

Jetzt erhob Onkel Philibert die Stimme, um das Schlußwort zu sprechen. „Der Fall ist klar: die leichtfertige Person, die Grethe, hat ihre Familie und ihren Stand, besserem Rath zum Trotz, aufgegeben und ist als eine Landstreicherin in die weite Welt gegangen. Und das ist ein ganz anderes Vergehen, als das der Liese, welche einen angesehenen, ihr von meinem seligen Bruder bestimmten Mann geheirathet hat und darnach in's Unglück gerathen ist. Du mußt das nicht durcheinander mengen, Nannette, denn Unglück ist Unglück, und Verschuldung ist Verschuldung. Darum haben wir“ — er

redete immer in der erſten Perſon der Mehrzahl, wenn von Geldausgaben die Rede war, obgleich er ſelber niemals einen Heller gab — „darum haben wir der Lieſe Kind, als es verwaist war, aufgenommen und erzogen als eine der Unſerigen.“ — Er huſtete. „Ein Kiſſen, Anna! Nein, unter die linke Schulter! — Sei doch nicht ſo ungeſchickt! — Gut! Gut! Ich belohne die, die ſich mir dienſtwillig erweiſen, das verſteht ſich! das verſteht ſich! — So, alſo, ich wollte ſagen: die Anna haben wir bei uns aufgenommen und ſie kann ſich nicht beklagen. — Kannſt Du Dich beklagen, Anna?“

„Nein, Onkel,“ ſagte das Mädchen, eintönig wie eine redende Puppe.

„Von dem Nachkömmling der Grethe haben wir als gute Chriſten auch nicht völlig die Hand abgezogen um Gottes willen, aber wir haben ihn aufwachſen laſſen fern von uns und in dem Stand, den ſeine Mutter freiwillig erwählt hatte, und in dem Stand ſoll er nun bleiben. Es gibt keine Brücke, die zu uns zurückführte. So liegt die Sache, und ihr Frauen thut nicht gut, mit Weiberausflüchten und Nothlügen unſerer Meinung ein Mäntelchen umzuhängen. Im Gegentheil, ſeinen Standpunkt muß man dem dreiſten Burſchen klar machen mit dürren Worten, ohne Schonung. Wie lautete doch ſein Brief? ‚Weil ich meiner Mutter Verwandte gern kennen lernen wollte und außerdem ein Geſchäft in eurer Stadt habe, werde ich nächſter Tage bei euch vorſprechen.‘ Da hätte ihm geantwortet werden müſſen und gleich und auf der Stelle: ‚Sie haben hier keine Verwandten, junger Menſch. Sparen Sie das Reiſegeld!‘ Auf dieſe Weiſe hätte man vermieden —“ er mußte wieder huſten, Anna ſtützte ihn. „Gutes Kind! ja, wenn ich Dich nicht hätte! Aber die Belohnung bleibt nicht aus. Wirſt ſchon ſehen.“

Tante Gröningen warf ihrem phlegmatiſchen Manne

einen bedeutſamen Blick zu bei dieſer Verheißung, und Erwin's Augen leuchteten auf. Der Alte ſah's, ob er gleich nichts zu ſehen ſchien, und ſeine Lippen verzogen ſich zu einem höhniſchen Lächeln.

„Was ich ſagen wollte, Gröningen — beunruhigt euch nicht, liebe Kinder, an dem bischen Huſten verliert ihr mich noch nicht. Mein ſeliger Vater hat zwanzig Jahre gehuſtet bis in ſein ſechsundneunzigſtes, und war ſchwächlicher als ich — was ich ſagen wollte, Gröningen: der Battermann drüben, Dein Konkurrent, iſt ein hölliſcher Kerl, ſchnappt Dir einen Kunden nach dem andern weg. Der Stadtrath Eibenhorſt iſt auch zu ihm übergeſprungen."

„Der Eine kommt, der Andere geht," murrte der ſchweigſame Mann. „Ich bin zufrieden, Onkel."

„Na, wenn Du nur zufrieden biſt."

Aber Johanna Murich platzte in derber Ehrlichkeit heraus: „Was gibt's da für Unſereinen zu loben, Onkel? Bei der Konkurrenz, und wie's die Menſchen heutzutage treiben — gerad' ſündlich iſt's. Gröningens hat der Battermann ſich ſchier auf die Naſe geſetzt, uns der neue Töpfer, der Querhake, ein Menſch von nirgendher. Ich kenne ihn noch, wie er mit Blumentöpfen hauſiren ging, immer ein Schock auf dem Rücken. Und das miethet ſich jetzt Läden mit Spiegelſcheiben, verkauft Ausſchuß zu Schleuderpreiſen und iſt um das Publikum herum wie ein Ohrwürmchen. ‚Einen Theetopf, gnädige Frau? Echt Meißener! Fünfzehn Mark ſind zu theuer? Wie Sie befehlen. Da iſt einer für vier. Auch echt! Alles echt, natürlich! Blos ein kleiner Brennfehler. — Das Muſter gefällt Ihnen nicht? Wir laſſen Ihnen ein anderes kommen. Bitte, ſuchen Sie ſich's aus. Ganz nach Wunſch!' Widerlich iſt's, gemein! Eine alte, ſolide Firma kann ſich nicht in ſolcher Weiſe herabwürdigen, und da heißen wir dann ſchwerfällig, theuer, unkulant, und das Publikum, das be-

trogen ſein will, rennt den neumodiſchen Hanswürſten das Haus ein. Wenn das ſo fortgeht, ſchließen wir die Bude. Nicht wahr, Murich, wir ſchließen?“

„Ach was,“ ſagte Murich verdrießlich, „ſchwatz' nicht ſolchen Unſinn. Wer redet von ſchließen? Von was denn!?“

Er gedachte aber im Stillen, Gröningen und den Rechnungsrath zu einem kleinen Skat im Nebenzimmer zu verführen, während die Weiber dem Onkel weiter die Kur ſchnitten. Zum Scharwenzeln ſind die Weiber gut. Das Erbtheil, wenn's an der Zeit iſt, zieht dann der Mann ein. Das heißt man Arbeitstheilung zwiſchen den beiden Geſchlechtern.

Erwin ſaß jetzt ganz dicht an Anna's Stuhl unter den Augen ſeiner Mutter, die wohlwollend Blindheit heuchelte. Der Mops, heimlich geknufft von Tante Murich, die ihn nicht leiden konnte, und ſanft aber beharrlich von Anna's Knäuel zurückgewieſen, hatte ſich auf Tante Gröningen's Kleiderſaum zur Ruhe geſtreckt. Der Duft des Kaffee's erfüllte den Raum. Die Sitzung fing an, einen ſchwachen Anſtrich von Behaglichkeit anzunehmen, als athemlos Alwine, die Magd, die Thür aufriß.

„Madam, draußen — draußen ſteht Einer und will ſich nicht abweiſen laſſen.“

„Haſt Du nicht geſagt, daß ich heut' nicht zu ſprechen bin?“

„Ja wohl, Madam, aber er meint, das ſchadete nichts.“

„Daß wir Familienbeſuch haben?“

„Er ſagt, das wäre um ſo beſſer.“

„Um ſo beſſer? Wer iſt's denn?

„Konrad Kramer hat er ſich geheißen.“

Mit einem Aufſchrei fuhr die Frau von ihrem Stuhl empor.

„So," ſagte Onkel Philibert, „da habt ihr die Beſcheerung! Das kommt vom Verſchleppen."

„Was will er denn nur? Was verlangt er denn nur?" murmelte die Hausfrau verſtört.

„Vielleicht wenn wir ihm Geld böten," ſchlug Johanna Murich vor, während der Porzellanhändler und der Materialwaarenhändler einander mit Vorwürfen überhäuften, daß Keiner von Beiden die Abwehr des Unwillkommenen gleich anfangs mit Nachdruck in die Hand genommen hatte.

Nannette Gröningen raffte in Haſt die ſilbernen Theelöffel zuſammen.

„Damit er das Fabrikzeichen nicht ſieht," meinte ſie. „Solche Leute wiſſen gleich, was echt iſt und was nicht! — So hilf doch, Anna! Rühr' Dich! Wenn wir die Sammetmöbel raſch in's andere Zimmer trügen — ſtill, Mäuschen! Der Hund macht mich verrückt mit ſeinem Gekläff!"

„Was ſoll ich denn nun beſtellen, Madam?" mahnte die Magd.

„Es wär' ſehr angenehm — nein! es paßte gar nicht — ſo warte doch! Häng' ein Tiſchtuch über den Stehſpiegel, rechts in der Schublade liegt eines — ſtill, Mäuschen!"

In dieſem Augenblick wurde an die Thür geklopft.

Niemand brachte ein Herein über die Lippen, blos Mäuschen zeterte. Aber die Thür that ſich gleichwohl auf, und auf der Schwelle erſchien ein kräftig gewachſener junger Mann mit hellen, ſcharfblickenden Augen. Er trug anſtändige Kleidung und einen weichen Filzhut, und ſeine Erſcheinung rechtfertigte in nichts das ſtarre Entſetzen, das bei ſeinem Anblick die Anweſenden ergriffen zu haben ſchien.

„Guten Tag," ſagte der Ankömmling mit höflicher Verbeugung. „Ich glaubte, ihr erwartetet mich, weil ich mich angemeldet hatte. Ich freue mich, daß ich euch Alle

beisammen finde! Man sieht doch gern 'mal die Menschen mit Augen, zu denen man gehört, nicht wahr? — Aber ihr sagt ja kein Wort! Es wäre mir leid, wenn ich euch ungelegen käme!"

„O nein, durchaus nicht. Im Gegentheil, wir freuen uns sehr," murmelte Tante Gröningen, gänzlich eingeschüchtert durch das sichere Auftreten des jungen Mannes, während sie bei sich dachte: „Allmächtiger! die silberne Zuckerdose hab' ich richtig vergessen." Ueber die Löffel, die sie in der Eile nicht wegschließen konnte, hatte sie eine Serviette gebreitet.

Aber Tante Murich redete gerade heraus. „Ja, Konrad, wir wundern uns und finden es nicht hübsch, nicht dankbar von Dir nach Allem, was wir für Dich gethan haben, Onkel Murich und ich, daß Du uns in solch' eine Verlegenheit bringst."

„Verlegenheit?"

„Jeder Stand hat seine Pflichten. Das begreifst Du doch wohl selbst, daß wir einen Handwerksgesellen bei unseren Freunden nicht als Neffen einführen können."

„Ach so! Na, darüber lassen Sie sich nur keine grauen Haare wachsen. Ich sag's keinem Menschen, daß meine Mutter Ihre Schwester gewesen ist. So, also Sie sind die fromme Tante Hanne, die mir immer die kleinen Traktätchen geschickt hat?"

„Ich hoffe, daß sie dazu beigetragen haben, Dein Gemüth zu bilden."

„Ja," sagte der junge Mann, „es war ganz hübsch von Ihnen, aber wenn Sie 'mal ein paar Stiefel beigelegt hätten, oder ein paar Strümpfe — sehen Sie, das hätte nicht schaden können. Damit hat's bei mir immer recht windig ausgesehen. Na, aber nichts für ungut! Sie haben keine Kinder, da können Sie nicht wissen, was so eine Junge an Stiefeln und Strümpfen zerreißt."

Digitized by Google

Der Rechnungsrath räuſperte ſich. „Ich hoffe, Sie ſind ſich klar darüber, daß ein Beamter nicht in der Lage iſt, durch Freigebigkeit zu glänzen. Und das wird ſchlimmer mit den Jahren, immer ſchlimmer. Die Bedürfniſſe wachſen viel ſchneller, als der Gehalt."

Konrad hatte Tante Gröningen's Hand gefaßt und ſchüttelte ſie kräftig. „Dir alſo bin ich willkommen, Tante, Du freuſt Dich, das iſt hübſch! Und der da im Fahrſtuhl iſt wohl der Onkel Philibert? Weißt Du, Onkel, mit Dir hätt' ich eigentlich ein Hühnchen zu pflücken, weil Du mich durchaus in's Waiſenhaus ſtecken laſſen wollteſt. Es konnte Dir doch völlig gleich ſein, da Du mir ohnehin nichts gabſt — doch wir wollen es gut ſein laſſen. So einem alten, kranken Manne, wie Dir, muß man nichts nachtragen."

„Bitte," ſagte Onkel Philibert und wurde roth vor Zorn. „Jeder an den Ort, an den er gehört. Ich that, was mir in der Ordnung ſchien, und werde das mit Ihrer Erlaubniß, junger Menſch, auch künftig thun."

Konrad lachte. „Laßt doch ſehen, ob ich mich zwiſchen euch durchfinde. Das wird Onkel Gröningen ſein, nicht wahr? O, meine Mutter hat mir euch Alle gut abgeſchildert! Das dort Onkel Murich, und der — alle Hagel, Du biſt gewiß der kleine Vetter Erwin, von dem ich immer die zu engen Jacken und zu kurzen Hoſen erbte!"

„Wir konnten nicht wiſſen," ſagte Tante Gröningen gekränkt, „das Du ſo über alles Maß hinausſchießen würdeſt. Erwin iſt fünf Monate älter als Du."

„Freilich, aber am Amboß dehnen ſich die Glieder. Und ich hab' früh daran geſtanden. Allein aus gutem Herzen hat mein Meiſter mich dazumal nicht umſonſt in die Lehre genommen, er hätt's wohl bleiben laſſen, wenn er nicht gemerkt hätte, ich würde das Koſtgeld reichlich ab-

arbeiten. Ich habe nämlich von Kindsbeinen an meinen Spaß gehabt an Maschinen und Uhrwerken und allerlei Kniffeleien, ich war noch nicht zehn Jahre alt, da konnte ich mit einem Nagel schon jedes Schloß aufkriegen, ohne daß Einer es merkte."

Frau Gröningen fuhr zusammen bei diesem Geständniß, und ihr Mann warf unwillkürlich einen scheuen Blick auf die Thür des Nebenzimmers, in dem sein Geldschrank stand. „Eine ganz verwünschte Kunstfertigkeit!"

„Na, aber er hat mich rechtschaffen gehalten, der alte, brave Meister," fuhr der Neffe unbefangen fort, „und das vergeß ich ihm nicht. — Und das wären die Verwandten ja wohl Alle, oder — gehören Sie auch dazu?" Die letzte Frage war an Anna gerichtet.

„Das ist die Anna Staudinger, die Tochter Deiner Tante Liese," sagte Nannette Gröningen.

„Geschwisterkinder also? Das freut mich. Auf gute Freundschaft, Fräulein Anna! — Oder darf ich Du zu Dir sagen?"

„Unseres Sohnes Erwin liebe Braut," fügte Frau Gröningen hastig hinzu.

Sie hatte das Wort noch nie über die Lippen gebracht, sie war mehr als zweifelhaft, ob sie die Sache dulden solle, aber etwas in dem Gesicht des jungen Mannes, etwas in den Augen des Mädchens, das den plötzlich in ihr Leben tretenden Verwandten anstarrte wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, lockte die Erklärung aus ihr heraus. Erwin erröthete vor Freude darüber.

„Was, schon versprochen!" rief Kramer enttäuscht. „Schade! Eigentlich hätt' ich mir's denken sollen!" Er schlug Erwin auf die Schulter. „Bist halt ein Glückspilz, Vetter! Aber wie ist's? Wollen wir in der Stube hocken, wir jungen Leute, an solch' schönem Nachmittag? Du könntest mir ein bischen die Stadt zeigen, Vetter."

„Das iſt recht, ſehen Sie ſich die Stadt an, verſäumen Sie's ja nicht," drängte Johanne Murich, froh, den unbequemen Verwandten los zu werden.

Höflicher ſagte die gutmüthige Dicke: „Es iſt begreiflich, daß Ihnen die Zeit lang wird bei uns alten Leuten."

Aber der Schloſſer tröſtete ſie. „Ei bewahre, Tante! So iſt's nicht gemeint. Zum Abendbrod komm' ich wieder."

Gröningen winkte verſtohlen ſeinen Sohn heran und drückte ihm zwei Mark in die Hand. „Führ' ihn herum, Junge, laß ihn irgendwo hängen."

Kramer zögerte noch. „Nun, und Deine Braut? Nimmſt Du die nicht mit?" fragte er.

„Das würde ſich nicht ſchicken," wehrte Tante Gröningen.

„Nicht ſchicken? Warum denn nicht?"

„Nicht ſchicken und mir nicht paſſen," miſchte Onkel Philibert ſich ein. „Die Anna ſchiebt meinen Fahrſtuhl, ſie muß mir auch noch die Zeitung vorleſen."

„Das iſt 'was Anderes. Wenn die Anna als Pflegerin bei dem Onkel in Dienſt und Brod ſteht —"

„O, nicht für Geld," fiel die Tante Gröningen raſch ein. „Wie kannſt Du das nur denken? Wir halten Anna wie unſere Tochter, nicht wahr, Anna?"

Der proletariſche Neffe faßte die Feinheit dieſes Vorzuges nicht. „Was? Nicht einmal hat ſie 'was davon? Und da läſſeſt Du Dir den Sonntag Nachmittag einfach wegkommandiren?!"

Onkel Philibert räuſperte ſich. „Ich bin ein alter Mann, und diejenigen meiner Verwandten, die zu mir halten, werde ich zu belohnen wiſſen. Von Ihnen hab' ich immer gefürchtet, daß Sie ſich ſchlecht mit uns verſtehen würden, wie das bei unſerer grundverſchiedenen Lebensſtellung nicht wohl anders ſein kann. Ich bedauere

daher aufrichtig, daß Sie sich in Unkosten gestürzt haben, um uns kennen zu lernen."

Kramer drehte sich langsam um und steckte die Hände in die Taschen. „Ach so, Sie meinen, die Bekanntschaft mit Ihnen wäre das Reisegeld nicht werth? Sehen Sie, ich hab's nie begreifen können, daß meine Mutter es fertig gebracht hat, Knall und Fall aus ihrer ganzen Verwandtschaft fortzugehen. Das ist doch immer ein gewaltiger Entschluß für ein Mädel, und meine arme gute Mutter war eher von den Zaghaften. Aber seit ich Sie gesehen habe, begreif' ich's ganz gut. Na, also auf Wiedersehen."

Er ging lachend aus der Thür, und Erwin folgte ihm ganz verstört. Erst als die frische Luft der Straße ihm um die Stirn wehte, fand er Worte.

„Du kannst Dich verantworten, Vetter!"

„Zum Reden hat der Mensch die Zunge."

„Onkel Philibert ist's nicht gewohnt, daß ihm in solcher Weise gedient wird."

„Ist wohl ein rechter Geldprotz?"

„Auf dreimalhunderttausend Mark schätzt ihn Onkel Ernst."

„So? Na, das läßt sich hören."

„Er hat früher Vaters Geschäft gehabt. Seit zwanzig Jahren thut er nichts mehr."

„Dann ist Dein Alter ja in eine warme Stelle eingerückt."

„Ach nein," sagte Erwin traurig, „Onkel Philibert's Bedingungen waren hart. Den zweiten Stock müssen meine Eltern ihm zeitlebens umsonst lassen und eine schwere Rente zahlen obenein. Zudem ist augenblicklich keine gute Zeit für die alten Geschäfte."

„Ja, ein bischen altmodisch nimmt sich euer Laden aus. Bei dem da drüben sieht's anders aus. Ihr müßtet

die alte Baracke 'mal umbauen, aber es geht wohl jetzt zu schlecht?"

„Wie man's nimmt. Vater hätte schon genug, aber das Geschäft ist zu ausgedehnt; ein Theil des Kapitals steckt hier, der andere da; und so verzettelt sich das Geld. Die Rimessen gehen nicht ein, wie sie sollen, die Wechsel dagegen müssen auf die Stunde pünktlich eingelöst werden, es macht auch wohl 'mal Einer Pleite, der für sicher galt. Da klemmt sich's denn hier, es klemmt sich da. Der Alte hat seinen Packen Sorgen, das magst Du glauben."

„Ich glaub's schon."

Erwin wußte selbst nicht, wie er dazu kam, so offen mit dem fremden Vetter zu reden. Aber der blickte so scharf und klar in die Welt und schien so sicher auf seinen Füßen zu stehen, daß der schüchterne junge Mann unwillkürlich Vertrauen zu ihm faßte, als ob er ihn von Kindheit an gekannt hätte, und es kam ihm gar nicht vor, als müsse er sich herablassen, wenn er mit ihm näher verkehrte."

„Das scheint da eine famose Kneipe," meinte Kramer, auf eine offene Thür deutend, „drinnen ist Musik. Gehen wir hinein?"

„Es ist kein Lokal, in dem junge Kaufleute verkehren. So bekannt wie ich in der Stadt bin, möchte ich nicht gern, wenigstens nicht am hellichten Tag —"

„Wie Du willst. — Was ich noch sagen wollte, Deine Braut hat prächtige Augen im Kopf — hei, die wäre gern mit beiden Füßen zugleich mit uns hinausgesprungen —"

„Was Du Dir denkst! Anna ist ein ehrbares Mädchen."

„Natürlich! Aber ist es etwa unehrbar, am Sonntag Nachmittag mit seiner Braut in einem anständigen Lokal ein Glas Bier zu trinken?"

„Unseren jungen Mädchen wird's verdacht. Die zeigen sich nie allein mit ihrem Verlobten."

„Arme Puppen!"

„Ja," sagte Erwin mit einem Seufzer, „schön wär's gewiß, wenn ich die Anna hier haben könnte, natürlich — ohne Onkel Philibert und die Eltern."

Sie waren inzwischen an dem Wirthshause angekommen, das Erwin seiner würdig hielt und in dem er doch nicht fürchten mußte, von näheren Bekannten mit dem Vetter Schlosser angetroffen zu werden.

„Zwei Gläser Bayrisches," bestellte er und griff großspurig in die Tasche.

Kramer hielt seine Hand fest. „Für mich zahl' ich selbst. Keine Umstände, Vetter. Meinen besten Dank, wenn ihr mich in euerem Haus zu Gast bittet — im Wirthshaus steht Jeder für seine Zeche."

Dabei zog er seinen Geldbeutel hervor, dessen Prallheit Erwin im Stillen verblüfft mit der Schmächtigkeit seines eigenen verglich.

„Du hast kürzlich guten Verdienst gehabt?" fragte er unwillkürlich.

„Es macht sich. Bei elektrischen Anlagen wird immer anständig bezahlt. Sie können da nicht Jeden gebrauchen. Jetzt bin ich mit einer Anzahl Anderer von unserer Gesellschaft von Berlin hierhergeschickt, um hier die Beleuchtung in Gang zu bringen. So ein drei, vier Monate werden wir wohl zu thun haben."

„Also bist Du doch nicht blos hergereist, um uns zu besuchen?" fragte Erwin und wurde roth, als Kramer in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Habt ihr euch das eingebildet?"

„Du mußt nicht nach dem ersten Eindruck über uns urtheilen," entschuldigte Erwin leise. „Du hattest nie geschrieben, wir wußten gar nicht, was für eine Art von

Menſch Du warſt, machten uns ein ganz anderes Bild von Dir, wirklich ein ganz anderes."

„Kein ſchmeichelhaftes, kann mir's denken. Na, euere Schuld iſt's wirklich nicht, wenn kein Tagedieb und Vagabund aus mir geworden iſt, trotz Tante Hanna's erbaulichen Traktätlein und Deinen zu engen Wämmſern. Ich hatte oft einen hölliſchen Zahn auf euch, wenn ich 'mal wieder mit hungrigem Magen zu Bett gehen mußte, und war auf dem beſten Wege, zu verlumpen. Aber mein braver Meiſter brachte mich in's rechte Geleiſe. Er hielt mich tüchtig zur Arbeit an, gab mir aber dafür auch genug zu eſſen. Und dann ſah ich in ſeinem Hauſe Tag für Tag und Stunde für Stunde vor Augen, was ein tüchtiger, rechtſchaffener Arbeiter vor ſich bringt, und was Zucht und Fleiß werth ſind. Das that das Meiſte. Wie ich erſt merkte, daß ich euch nicht brauchte, und daß meine kräftigen Fäuſte und der geſunde Menſchenverſtand in meinem Kopf mich weiter brächten, als ein Schock reicher Verwandter, da wurde ich ganz wohlwollend gegen euch geſinnt, ganz verwandtſchaftlich, und jetzt, ſeit ich euch geſehen hab', Vetter, jetzt — höflich iſt's nicht, aber wahr! — bin ich froh, daß ich in meiner Haut ſtecke und nicht in Deiner! Du kannſt mir's glauben, ich beneide Dich um nichts auf der Welt, ausgenommen die Anna. Das iſt ein Prachtmädel! Aber fürchte Dich nicht! Ich will ſie Dir nicht abſpenſtig machen."

Er ſtreckte Erwin treuherzig die Hand hin. Dem ging das Herz auf.

„Iſt ſie nicht lieb und ſchön — und gut! Ach, und wenn ſie lacht erſt! Aber bei uns wird nicht viel gelacht, Du wirſt's aber ſchon gemerkt haben, wir haben zu viel Sorgen. Ja, und daß Mutter ſie heut' meine Braut genannt hat vor der ganzen Familie, und daß Onkel Philibert kein Wörtchen dawider geredet hat — das iſt ein Glück!

Ich weiß gar nicht, was ich mit mir anfangen ſoll vor Freude darüber."

„Onkel Philibert? Hat denn die alte Nachteule auch d'rein zu reden?"

„Ja, er muß doch das Geld hergeben."

„Was für Geld denn?"

„Damit wir heirathen können. Die Anna, das arme Ding, hat ja nichts. Aber ſie pflegt ihn, verſtehſt Du, und er iſt alt, und ſie meinen Alle, er werde ſie vor den anderen Verwandten bedenken. Es wäre nur billig, nicht wahr? — Warum ſiehſt Du mich denn ſo ſonderbar an? Ich warte ja nicht auf den Tod des Onkels, gewiß nicht! Aber er hat doch nun 'mal das Alter, und wir ſind jung, wir können gern noch ein paar Jahre warten. Eine vermögende Schwiegertochter wünſchen ſich die Eltern einmal, bei Kaufleuten iſt das nicht anders."

„Und wenn der Alte trotz alledem der Anna nichts vermacht, was dann?"

„Dann — daran habe ich noch gar nicht gedacht! dann — Unſinn, daran brauche ich auch nicht zu denken! Ihr nichts vermachen! Nachdem er's ihr alle Tage verſprochen hat! Wie fällt Dir ſo etwas nur ein? So unglücklich können wir doch nicht werden!"

„Hm," machte Kramer und nahm die Portion Schinken in Angriff, die der Kellner ihm eben brachte, „darin ſind wir nun grundverſchieden. Was mich anbelangt, ſo gibt's zwei Dinge, die ich nicht ausſtehen kann: das Warten und das Katzbuckeln. Und gar erſt, wenn ich ein Mädel heirathen wollte! Das wäre eine Sache zwiſchen ihr und mir, von keinem Onkel der Welt wollte ich mir Vorſchriften machen laſſen."

„Ja, Du," ſeufzte Erwin. „Du biſt ein freier Mann. Aber wenn ein Geſchäft erſt 'mal fünfzig Jahre in einer Familie geweſen iſt, nachher iſt's kein Ding mehr, ſondern

eine Perſon, ein Heiligthum, ein Götze. Wer zur Familie gehört, bringt ihm ſeine Opfer."

Während er ſprach, drängte ſich ein zerlumptes kleines Mädchen mit dreiſten Augen heran. „Lieber Onkel, kauf' mir eine Schachtel Streichhölzer ab, bitte, lieber Onkel!"

„Mach, daß Du weiter kommſt, ich bin Dein Onkel nicht," ſagte Erwin ärgerlich.

Der fremde Vetter winkte dem Kind heran. „Seit wann biſt Du von Hauſe fort?"

„Seit heut' früh," murmelte das Kind und ſchielte nach dem Schinken.

„Da biſt Du wohl ſehr hungrig?"

Dem Mädchen traten Thränen in die Augen. „Ich habe meine Streichhölzer noch nicht verkauft."

„Und vorher darfſt Du nicht heimkommen? — Ich verſtehe ſchon. Na, dann ſetz' Dich' mal her. Kellner, noch eine halbe Portion Schinken und ein tüchtiges Stück Brod. So, nun iß, Kind. Deine Streichhölzer brauchen wir nicht."

Das Kind ließ ſich nicht zweimal einladen; es ſchlang mit einer Gier, die Erwin mit widerwilligem Staunen erfüllte, die Speiſen hinnuter. Als es fertig war, legte es ſein Geſicht wieder in jämmerliche Falten und trabte von Tiſch zu Tiſch: „Lieber Onkel, kauf' mir eine Schachtel Streichhölzer ab, bitte, lieber Onkel!"

„Ein nichtsnutziges, abſcheuliches Geſchöpf," ſagte Erwin. „Die Polizei ſollte ein derartiges Treiben nicht dulden, und das Publikum es nicht unterſtützen."

„Aha," lachte Kramer, „das Letzte geht auf mich! Sage 'mal, Vetter, Du biſt wohl nie im Leben hungrig zu Bett gegangen?"

„Nie. Warum?"

„Man merkt's," fuhr der Andere fort. „Ich aber habe ſchon gehungert. Siehſt Du, darin liegt der Unterſchied."

Sie brachen auf und ſchlenderten weiter. Konrad Kramer war unermüdlich. Hier wollte er eine Kunſtſammlung ſehen, dort einen Poſſenreißer. Beides koſtete Eintrittsgeld. Ja, wozu hat man denn ſeinen Sonntag? Erwin aber wunderte ſich über das ſchier unerſchöpfliche Genußvermögen des Vetters ebenſo ſehr, wie über die ſtolze Gleichgiltigkeit, mit der er Zehn- und Fünfzigpfennigſtücke ausgab. Das Geld war ihm Mittel zum Zweck, nichts weiter, während für Erwin's Empfinden dem einzelnen Geldſtück etwas Ehrwürdiges anhaftete, etwas von der Geweihtheit, die das Volksgemüth dem Brode beilegt, das man nicht mit Füßen treten, nicht muthwillig verſchleudern darf bei Strafe des Verarmens, alſo, daß es immer mit einer Art Andacht geſchah, wenn der junge Kaufmann Geld aufzählte.

Seine Füße ſchmerzten ihn, ſein Kopf brannte, er dachte an den Auftrag ſeines Vaters. Als Kramer unter der ſpazieren gehenden Menge einen alten Bekannten entdeckte, verabſchiedete er ſich.

„Du kannſt Dich wohl allein zurechtfinden."

„Durch die ganze Welt, mein Junge. Ihr ſollt nicht lange auf mich zu lauern haben."

— — — — — — — — — — — —

In der guten Stube fand Erwin die Familie in beträchtlicher Erregung beiſammen. Seine Mutter eilte ihm entgegen.

„Mein armer Sohn, Du haſt es am ſchlimmſten gehabt. Ruh' Dich aus. Soll ich Dir eine Taſſe Kaffee wärmen laſſen? Biſt Du ihn denn nun mit guter Manier losgeworden, den ſchrecklichen Menſchen?"

„Ja, gewiß. Das heißt — er folgt mir auf dem Fuße."

„In dieſem Falle wünſche ich ſofort auf mein Zimmer gebracht zu werden," rief Onkel Philibert. „Sofort! —

Mich beruhigen ſoll ich? Nein, liebe Johanna, ich beruhige mich durchaus nicht. Krümmt ihr euch unter der Ruthe, die eure Haltloſigkeit und Unentſchloſſenheit euch gebunden hat. Ich will fort! Auf der Stelle! — Anna — Anna!"

Er gab nicht Ruhe. Anna im Vereine mit der Gröningen'ſchen Magd mußte ihn in dem ſchweren Fahrſtuhl die Treppe hinauf tragen, denn der Hausknecht, der wohl ſonſt bei derartigen Gelegenheiten mit Hand anlegte, hatte ſeinen Sonntag. Es war ſchwere Arbeit, zu ſchwer für Mädchenkräfte. Anna empfand das heute zum erſten Male. Während ſie mit verhaltenem Athem die Schultern anſtemmte und den Kopf beugte, um die Stufen zu ſehen und das Anſtoßen nach Möglichkeit zu vermeiden, während der Onkel über die Stöße des Transportes ſchalt und zwiſchendurch die Schwäche ſeiner Verwandten verhöhnte, die einer brandigen Aehre geſtattete, ſich breit zu machen im wohlbeſtellten Weizenfeld, klang der Ausruf des Fremden in ihr wieder: „Ohne Bezahlung? Umſonſt?" Umſonſt die geopferten Sonntage! Umſonſt die geopferte Jugend! Umſonſt alle Fröhlichkeit verlernt, eingemauert in die Krankenſtube eines Greiſes, der die Roſen nicht zu ſchätzen weiß, die in ſeinem Garten blühen. Feſt und eng haben die Wände dieſes Hauſes ihre Kindheit, ihre Jugend umgrenzt. Sie hat geglaubt, zwiſchen ihnen ſei die Welt, und ſie hat ſich den Geſetzen dieſes Fleckchens Erde anbequemt, hat ihr rebelliſches Herz feſtgehalten, jeden Trieb in ſich unbarmherzig bekämpft, der ſie unterſchied von den Menſchen ihrer Umgebung, weil ſie gemeint hat: dies iſt die Welt, ſo iſt ſie beſchaffen, ſo ſind die Menſchen. Was vermag ein ſchwaches Mädchen gegen die Ordnung der Welt? Aber nun ſieht ſie, die Welt iſt anders, es gibt Menſchen anderer Art, als ihre Nächſten, und dieſe Anderen ſind ihr verwandter. Von draußen iſt Einer hereingetreten,

hat einen Strom frischer Lebensluft mitgebracht in die Dumpfheit dieser Mauern, Einer mit hellen Augen, mit einer Stimme, die fröhlich schallt, mit Füßen, die nicht schleichen und schlurfen, und hat lachend hinausgewiesen, dorthin, wo die wirkliche Welt liegt, endlos weit, schön und herrlich für Jeden, der mit klarem Auge und gesunder Kraft sich in ihren Kampf wagt. Nur einen Blick hat sie hinauswerfen können durch die enge Spalte, aber sie ist geblendet, überwältigt.

Und wie der Alte droben steht in seiner düsteren Stube und sie die Thür hinter ihm geschlossen hat, athemlos, überhitzt, mit von der Anstrengung klopfenden Pulsen, wagt sie zum ersten Male die Frage: „Warum bin gerade ich eingefangen, eingekerkert, bar jeder Freude? Gehemmt in jeder Regung, gezwungen zu thun, was ich nicht mag, gehindert an Allem, wonach mich verlangt! Warum nicht auch mir die frische Luft, das thätige Regen, der frohe Abend nach dem sauren Tag? Warum mir die Arbeit einer Magd, ohne den Lohn, die Freiheit einer Magd? Dazu die Entsagung, die mit Geld nicht zu bezahlen ist und die kein freundlicher Blick, kein herzliches Wort mir je bezahlt hat?"

Jählings schrak sie zusammen wie auf einem Unrecht ertappt. Erwin wand sich die Stufen herauf, leise, heimlich, aber er kam doch um ihretwillen! Sein gutes, treues Auge sah sie an mit dem Blick der Liebe, verstohlen, wenn's Keiner gewahrte, ja, aber es war doch Liebe, und er wollte ihr das Beste geben, was ein Mann zu geben hat, sein Herz, sein ganzes Dasein. Worüber klagte sie denn?

„Erwin," flüsterte sie leise wie ein Hauch, aber das Glück eines Lebens lag in dem Wort.

Er ergriff ihre Hand, da warf sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn mit der ganzen Gluth ihres Verlangens

nach Glück, nach Liebe, mit einem Ungestüm, das des Jünglings sanftes Gemüth befremdete.

„Anna," sagte er. Es klang wie ein Vorwurf.

Sie küßte ihn nur leidenschaftlicher. „Lieber! Lieber! Wenn ich Dich nicht hätte! Du mein Einziger! mein Alles! Wir gehören zusammen! Wir bleiben zusammen. Nicht wahr?"

Er löste sanft ihre Arme von seinem Hals. „Wenn Mutter uns überraschte! Wildfang, Du! Sei still! Sei still! Es wird Alles werden, wie wir's hoffen. Der Onkel ist unserem Glück nicht entgegen. Halt' ihn nur bei guter Laune. Bleib' um ihn! Zeig' ihm ein freundliches Gesicht. Lache! Das steht Dir so gut, Anna."

Sie zog ihn mit sich in eine kleine Kammer, in der Frau Gröninger ihre Leinenschätze aufgestapelt hielt. „Ich könnte lachen, Lieber, den ganzen Tag könnte ich lachen, wäre ich mit Dir allein. Zu den Anderen habe ich kein Herz, zu ihnen Allen nicht, blos zu Dir."

„Anna!"

„Ja, es ist so. Ich wundere mich wohl selbst darüber. Ich bin doch von Kindsbeinen an in eurem Haus gewesen, es sollte mir doch Jeder von euch vertraut und lieb sein, und jede Sache, als wär' sie mein Eigenthum. Aber nein, Alles ist mir fremd geblieben, Alles; die Schüsseln und Tassen, die ich jeden Tag aufwaschen muß, so fremd, als säh' ich sie zum ersten Mal. So bin auch ich den Anderen fremd, ich merke es wohl, bis zu ‚Mäuschen' herunter. Was meinst Du, der kennt mich heute noch nicht, bellt und schnappt nach meinem Kleidersaum, wenn ich eine Schrankthür öffnen will. Der Hund fühlt eben, daß ich nicht zu euch gehöre."

„Anna, es ist unrecht, daß Du in solcher Weise sprichst. Mutter ist sehr gut gegen Dich gewesen. Du kannst ihr das nie vergelten."

„Lieber, darum beichte ich Dir's ja. Bei Allem, was geſchieht, was Jemand ſagt, oder was vorgeleſen wird, habe ich immer andere Gedanken als die Anderen. Zum Beiſpiel, in dem ſchönen Gedichtbuch, das Du mir zu Weihnachten geſchenkt haſt, ſteht ein Vers von einem Fichtenbaum, der ſich nach einer Palme ſehnt. Das finde ich dumm. Was ſollten die Beiden miteinander; ſie könnten ja nicht athmen in der gleichen Luft; wär's dem einen eben wohl, gleich würd's dem anderen zu heiß ſein oder zu kalt. Und da habe ich mir weiter gedacht, es geht mit den Menſchen gerade ſo, es gibt Fichten unter ihnen und Palmen, die Beiden kommen dann in keiner Weiſe überein."

„Anna! Anna! Was für ein Einfall! Mutter hat wohl Recht, wenn ſie ſich um Deine Ueberſpanntheit Sorge macht."

„Ei, wem ſchadet's denn? Ich träume ſo gern und ich habe ſo viele liebe, bunte, ſchöne Träume! Ueber wie Manches haben die mir ſchon weggeholfen! Der ſchönſte aber iſt der: Du und ich, wir hauſen zuſammen in einer kleinen Wohnung ganz allein und arbeiten für unſer täglich Brod. Fleißig ſind wir, ſehr fleißig. Abends, wenn Du heimkommſt, zeigen wir einander, was wir erworben haben, und theilen es ein, nicht um den Ueberſchuß wegzulegen, ſondern um uns einen frohen Sonntag dadurch zu verſchaffen, an dem wir hineinlaufen in's Freie und uns um nichts kümmern noch ſorgen, als wie lieb wir einander haben."

Ihre Augen waren groß und glänzend in die Weite gerichtet..

Er rüttelte ſie, um ſie zurückzurufen in die Wirklichkeit. „Mädchen, Mädchen! Des Onkels guten Willen brauchen wir, dann geht's uns nach Wunſch. Wohlhabenheit iſt vergnüglicher als Armuth, liebe Thörin! Das

glaube mir. Verscherze nicht um einen Traum unsere Zukunft."

Wie ein Schleier legte es sich über die sehnsüchtigen Augen des Mädchens. Jeder Schimmer von Glück und Liebe darin erlosch. „Dir liegt viel an Onkels Erbe?" fragte sie leise.

„Närrchen! Frag' lieber, ob mir viel an Dir liegt."

Und jetzt zog er sie in seine Arme. Wenn ihre Wildheit vorhin ihn auch erschreckt hatte, wenn sie ihm eines ehrbaren Mädchens kaum würdig däuchte, schön war's doch, sich mit solcher Gluth geliebt zu wissen. Nachdem er sich's überlegt, hätte er den Augenblick gern noch einmal durchkostet, aber versäumte Augenblicke lassen sich nicht nach Belieben zurückrufen. Diesmal schob Anna ihn gleichmüthig von sich zurück.

„Ja, ja, Erwin, ich thue, was ich kann. Auf mich darfst Du bauen. Nur — nur manchmal kommt's mir vor —"

„Wie denn?"

„Gerade als hielte der Onkel uns Alle zum Narren."

Draußen ging eine Thür. Die Liebesleute stoben auseinander. Anna legte unwillkürlich die Hand auf die linke Seite, als thue ihr da etwas weh, sehr weh, sie wußte nicht was. Und der Schmerz blieb, während sie die Gedecke auf den Tisch legte, er blieb, als Kramer eintrat, umweht von einem frischen Hauch von Leben und Freude, der seltsam von dem Moderduft des alten Hauses abstach. Er ward tiefer, als sie, unten am Tischende sitzend, den Thee bereitete, den Braten aufschnitt und dabei die Gesichter der nebeneinander sitzenden jungen Leute verglich, auf welche die Verwandtschaft des Blutes eine unverkennbare Aehnlichkeit geprägt, und die das Leben doch so grundverschieden gemodelt hatte. Alles bei dem fremden Vetter ausgearbeitet, kühn, scharf und klar, dunkel die

Haare, breit die Schultern, das Geſicht tief gebräunt, ſtramm und geſchult die Haltung durch den Militärdienſt, dem Erwin ſeiner Kurzſichtigkeit wegen entgangen war, das Auge falkenhell und falkenſcharf, das bei Erwin in düſterer Schreibſtube blöde verkümmerte. Und es that dem Mädchen weh, wie dies blöde Auge mit verſtohlener Zärtlichkeit unter den ſpärlichen Wimpern hervor ihren Blick ſuchte, und es ging ihr wie ein Feuerſtrom durch den Körper, und es trieb ihr das Blut brennend in die Wangen, als des Vetters Auge aufblitzend dem ihren begegnete.

Nie hätte ſie geglaubt, daß ein Menſch in dieſen Räumen reden und ſich bewegen könne wie er. Jedes ſeiner Worte regte ſie auf. Alſo man durfte ihren Verwandten trotzen; wer den Muth dazu beſaß, von dem duldeten ſie's? Wer dem Götzen, der in dieſem Tempel herrſchte, Anbetung verſagte, den zerſchmetterte er nicht?

Die Tante bemerkte vorwurfsvoll: „Der Onkel hat ſich leider zurückgezogen. Er verträgt keine Aufregung, keine fremden Geſichter."

„Um ſo beſſer," antwortete der Kecke, „alte Leute gehören zeitig in's Bett."

Und als Nannette Gröningen ſich entſchuldigte, daß ſie dem Verwandten kein Zimmer für die Nacht anbieten könne — es klang ſo ſpitz, ſo abweiſend, daß Anna erſchrak — da lachte der Vetter nur.

„Mach' Dir keine unnützen Sorgen, Tante! Ich dachte gar nicht daran, mich in der dumpfigen Bude hier einzumiethen, ich wohne draußen, wo die Luft geht und die Sonne ſcheint."

Und nun hörten ſie Alle, daß er zu bleiben gedächte, Wochen, Monate lang.

„Ich weiß nicht, ob Sie ſich überlegt haben, daß das

Leben hier ſehr theuer iſt," bemerkte der Rechnungsrath, bedächtig.

„Darauf wird bei dem Gehalt Rückſicht genommen."

„Freilich, wenn Sie ſich einzurichten verſtehen; auf's Einrichten kommt Alles an."

„Was iſt da groß einzurichten? Ich bin einfach gewöhnt. Neun Mark täglich geb' ich auch an einem theuren Ort nicht aus."

Neun Mark! Hei, wie ſie die Ohren ſpitzten! Neun Mark täglich, ſorglos, ohne Einſatz von Kapital, ohne Abzug von Miethe, Grundſteuer, Gehilfenlohn, ohne das Wagniß eines Hellers, neun Mark bar und blank, einen Tag wie den andern, neun Mark, die kein Konkurrent jemals ſchmälert!

Etwas wie Neid flackert in ihren Blicken, Neid, aber auch Achtung. Vor dem Beſitz haben ſie Achtung, und eine Arbeitskraft, die eine Rente von neun Mark täglich abwirft, iſt ein Beſitz, ein Kapital. Nur der Rechnungsrath flüſtert Johanna Murich etwas von heilloſer Aufſchneiderei zu.

„Neun Mark! Und dann beklagt das unverſchämte Volk ſich noch und iſt uns Bürgern aufſäſſig," murmelt Gröningen, der an ſeinen Konkurrenten Battermann denkt und den Wechſel, der ſchon morgen fällig wird.

„Ei ja," ſagte Kramer, „was die Handlanger ſind, denen geht's ſchlecht genug. Ein gelernter Handwerker, der ſeine Arbeit verſteht und ſeine Hände rührt, hat aber nichts auszuſtehen."

Anna aber denkt: „Wenn Erwin neun Mark täglich erwerben könnte, ſo brauchten wir nicht auf des Onkels guten Willen zu warten. Wie ſchnell könnte mein Traum in Erfüllung gehen!" —

Und ſie ſchlief nicht in dieſer Nacht. Sie dachte wunderliche Gedanken, die ſie nie zuvor gedacht hatte, aufrühreriſche

Gedanken, die ſie vordem unterdrückt haben würde als ſchwere Sünde, und denen ſie jetzt nachhing, bis das Blut in ihr zu ſieden begann, und ihr Herz, von deſſen Vorhandenſein ſie kaum gewußt hatte, in tollen, athemraubenden Schlägen anfing zu hüpfen in Empörung, in Verlangen.

Des Onkels Klingel ruft ſie früh heraus. Er hat eine ſchlechte Nacht gehabt. Einer ſeiner böſen Huſtenanfälle ſchüttelt ihn. Sie muß ihm Morphiumpulver geben, ihn ſtützen, ihn heben. Er ſchilt und tobt und hetzt ſie herum. Tante Gröningen kommt zum Frühſtück, dann der Onkel; im Geſchäft gibt's zu thun, Anna muß in die Küche, auf den Markt, und wieder dem Onkel aufwarten; Erwin ſitzt blaß und geſchäftig an ſeinem Pult und hat keinen Blick für ſie. Alles trägt ſein altes Geſicht, nur in ihr iſt es nicht, wie's war. Gedanken, die einmal gedacht worden ſind, hinterlaſſen ihre Spur.

Um Mittag ward Anna zur Apotheke geſchickt. Als ſie geſchäftig über die Straße ſchritt, ſchreckte eine Stimme ſie auf, eine erſt von kurzer Zeit her und doch vor jeder anderen ihr bekannte Stimme.

„Guten Morgen, Bäschen!"

Das Wort der Begrüßung ſtockte ihr auf den Lippen. Der hatte die fremden Gedanken in ihr angeregt, es kam ihr vor, als theile ſie eine Schuld mit ihm.

„Darf ich Dich ein Stückchen begleiten? Oder genirt Dich mein Arbeitskittel und meine Arbeitshände? Sag's ehrlich."

Die kurze Arbeitsjoppe ſtand ihm gut, noch beſſer das friſche Braun, mit dem Wind und Sonne ſein Geſicht gefärbt hatten. Sie wollte um die Welt nicht, daß er ſie für hochmüthig halte. Haſtig ſtreckte ſie die Hand aus.

„Ich habe auch Arbeitshände."

„Wahrhaftig! Eigentlich zum Verwundern bei einer Tochter aus feinem Bürgerhaus."

„Ja, das macht, ſie erfrieren mir alle Jahre beim Heringswaſchen. Es glaubt Keiner, wie kalt ſo ein Fiſch ſich im Winter anfühlt.“

„Beim Heringswaſchen? Ja, Anna, vertrittſt Du denn auch den Hausknecht?“

„Ich greife zu, wo's gerade Noth thut. Wenn man eine arme Waiſe iſt, wie ich, darf man ſich nicht ſcheuen. Jetzt freilich muß ich vor Allem den Onkel pflegen.“

„Seit wann biſt Du bei Gröningens?“

„Ich war zehn Jahre alt, als der Vater ſtarb. Das war eine böſe Zeit. Ja, ich habe auch ſchon was durchgemacht!“

„Er hatte ein Pelzgeſchäft, nicht?“

„Drüben am Markt, ich gehe alle Tage am Hauſe vorüber.“ Unwillkürlich dämpfte das Mädchen ſeine Stimme. „Bei uns ſagen ſie, er hätte nicht gehörig aufgepaßt. Ach, wenn ich denke, wie der kranke Mann ſich hinüberſchleppte und hinter dem Verkaufstiſch ſtand und wartete auf Kunden, die nicht kamen, und um Mittag wankte er dann heim, immer hin und her am Stock. Und die Mutter fragte ihn ganz leiſe, und dann ſchüttelte er blos den Kopf, ſaß am Tiſch, ſtarrte gerade aus und konnte keinen Biſſen hinunterwürgen. Damals hatte ich nicht Acht darauf, ſpäter habe ich darüber nachgedacht, ſpäter, als ſie uns die hübſche Kommode verkauften mit der Silberſchale darauf und die Kukuksuhr, die ich ſo gern mochte ſchlagen hören, und Tiſch und Sopha, zwiſchen denen ich groß geworden war, während mein armer Vater aufgebahrt in der Hinterſtube ſtand, denn am Verkaufstag war er geſtorben, gerade als die Gerichtsdiener in's Haus traten, als hätt' er ſich den Tod beſtellt. Und manchmal“ — ſie ſah ſich um, ſcheu, als fürchte ſie, ein Unberufener könne ihre Worte belauſchen — „manchmal glaub' ich, er hatte ihn beſtellt, denn ſeine Medicinflaſche, die am

Morgen voll gewesen war, war leer, als wir ihn fanden. Aber sag's nicht wieder! Ich hab' es Keinem je gesagt, der Mutter auch nicht. Die ist ihm bald nachgefolgt. Tante Gröningen nahm sie in's Haus, aber in späteren Jahren gewöhnt man sich nicht mehr an fremdes Brod. — Ja, die Geschäfte! Das sieht sich schön an, so ein Geschäft, und das sagt sich recht großspurig: Kaufmann! Aber ich habe einen Schauder davor. Die Geschäfte sind wie die reißenden Thiere: sie fressen den auf, der sie nicht zu bändigen versteht."

„Du meinst wohl, das Geschäft wird Deinen Verlobten auch auffressen? Schaut nicht aus wie ein Thierbändiger, der Erwin!"

„Sei still," bat sie den Lachenden. „Verede es nicht! Er verdient's besser! Das Allerbeste verdient er, ein so treuer, rechtschaffener Mensch, wie er ist!"

„Muß ein guter Kerl sein, weil Du ihn lieb hast."

„O geh! Du thust ja gerade, als wäre meine Liebe eine Ehre und eine Auszeichnung. Ihm, dem Erwin, ist's anzurechnen, daß er mich armes Waisenmädchen zu seiner Frau machen will."

„Meinst Du? Das sind Ansichten! — Da ist die Apotheke, ich warte auf Dich."

Sie kehrte bald zurück, sie redete weiter von ihrem Verlobten. Es war ihr ein Bedürfniß, seine Vorzüge herauszustreichen, ihn zu loben, ihn und die anderen Verwandten. „Sogar die Tante ist zufrieden, daß der Erwin mich heirathet. Das ist doch viel, da sie das Geld haben."

„Hm, da Du des Onkels Erbin bist — übrigens irrst Du Dich: sie haben das Geld nicht; umgekehrt, das Geld hat sie."

Unwillkürlich mußte Anna lachen. „Du hast eine scharfe Zunge! Aber ich sollte so etwas nicht anhören. Was möchte wohl aus mir geworden sein ohne der Tante Güte?"

„Eine Dienſtmagd," antwortete Kramer trocken. „Glaubſt Du, daß Du darum härtere Hände haben würdeſt, als jetzt?"

Sie verſtummte, erſchrocken bis in's Innerſte. Hatte er geſprochen oder die rebelliſche Stimme ihres Herzens, die ſie vergeblich niederzureden ſtrebte? War's nicht bezahlt, in harter, ehrlicher Arbeit bezahlt, das Brod, das ſie aß? Hatte ſie's nicht bezahlt von der erſten Stunde ihrer Aufnahme an? Und wenn ſie im Beſitz des Vermögens, das ſie ſich erkaufte mit dem Opfer ihrer Jugendfreude, ihrer Freiheit am Tage, ihres Schlafes bei Nacht, als Schwiegertochter aufgenommen wurde im Hauſe des reichen Verwandten, hatte ſie dieſen Platz nicht wiederum bezahlt, bezahlt über und über? Wo war denn das Geſchenk, für das ſie danken ſollte? — Aber nein! Sie wollte ſo nicht denken. Erwin fiel ihr ein, Erwin, der ſie liebte. Liebe läßt ſich nicht erkaufen, nicht bezahlen.

„Guten Morgen," ſagte ſie haſtig und eilte fort von dem fremden Vetter, damit des Böſen Stachelrede ſie nicht fortlocke von dem gewohnten Pfade.

Auf dem alten Kaufmannshauſe lag es wie eine Wolke, ſchwer und grau wie der Nebel draußen, der den Rauch aus den Schloten niederdrückte auf die engen Gaſſen der Altſtadt. Die Kunden kamen ſpärlich, mißvergnügt und gelangweilt umlungerten die Gehilfen die Verkaufstiſche. Hinter dem Vorhang der Ladenſtube, in der ſein Schreibpult ſtand, lugte Gröningen mit gefurchter Stirn in den leeren Laden, rieb die ſchweren Lider, ſtarrte in die Bücher und hinaus in das Nebelgrau der Straße und dachte an einen Todten, an ſeinen Schwager, den Pelzhändler Staudinger, den Bankerottmacher, dem das Inventar zwangsweiſe verkauft worden war. Er ſah ihn vor ſich ſtehen, den hageren Mann, deſſen Geſicht der Tod ſchon gezeichnet hatte, ſah ihn ſtehen mit der zehrenden Angſt in den

eingesunkenen Augen, den verhängnißvollen Wechsel in der Hand.

„Wenn ich Frist gewinnen könnte, vierzehn Tage Frist, Schwager! Ich habe Ausstände, bedeutende Ausstände, meine Kunden sind säumig. Denk' an meine Frau, mein Kind, Schwager! Schieß' mir die Summe vor auf kurze vierzehn Tage nur!" — Narrheit! Vierzehn Tage Frist retten kein bankerottes Geschäft. Er würde nur sein gutes Geld nachgeworfen haben in das Sieb, das schon seiner Schwägerin Vermögen hatte durchsickern lassen. Aber Ertrinkende klammern sich an einen Strohhalm; der Thor war ehrlich in der Ueberzeugung gestorben, daß sein reicher Verwandter, wenn er nur gewollt hätte, ihn wohl hätte über Wasser halten können. — Basta! Was kümmern einen pflichtgetreuen Kaufmann die Einbildungen eines Unglücklichen? Er selbst hatte auch einen Sohn, eine Frau, er mußte vorsichtig sein für diese Beiden.

Wenn die Vorsicht nur immer hälfe! — Heut' wird ein Wechsel vorgelegt. Eigentlich wundert er sich, daß es noch nicht geschehen ist. Aber der ihn einfordern soll, ist ein schwerreicher Mann, nachlässig und bequem, vielleicht läßt er's anstehen, und jede Stunde kann mehr Bargeld bringen, als die Summe beträgt, auf die der Wechsel lautet. Da ist der Oppermann in Klein-Pinteln, schuldet über tausend Mark, und der Mühlmeier in Otterndorf, sichere Leute, aber träge Zahler. Zweimal hat er sie gemahnt. Es könnte doch sein, daß sie sich gerade jetzt besännen. — Geht dort nicht der Geldbote? Er zögert vor der Hausthür — er geht vorüber. Verwünscht! Gröningen kommt wahrhaftig auf die Sprünge seines Schwagers, des Pelzhändlers! Nur daß es in seiner Kasse nicht ganz so kahl aussieht, nein, dafür paßt er wohl auf. Eigentlich müßte er heute dem Onkel seine Rente auszahlen, der Alte nimmt's auf die Minute genau. Aber er wird sich

hüten! Erſt der Wechſel! Er hat ſich an dieſem Morgen noch nicht aus ſeinem Comptoir gewagt; Onkel Philibert ſitzt in ſeinem Fahrſtuhl, zwei Treppen hoch. Der ſoll's wohl laſſen, ihm nachzulaufen. Hat er bis zum Abend nicht anderswo Geld aufgetrieben, ſo zahlt er mit der für den Onkel zurückgelegten Summe. Die Frau mag's dem bösartigen Alten ſtecken. Schäumen wird er — thut nichts! Und wenn er Klage erhebt, warten muß er doch! Nein, dem Anton Gröningen geht das Waſſer noch nicht bis an den Hals, der iſt zu klug. Aber — aber eine dumme Geſchichte bleibt's doch, gerade dem Onkel Philibert, vor dem er gern groß thun möchte, Geld ſchuldig zu werden. Und er kann's ihm auch möglicherweiſe gedenken im Teſtament. Ja, da kann er ihm Eins auswiſchen, daß er braun und blau wird vor Aerger.

Die Stunden vergehen. Nannette Gröningen ſtreckt den Kopf zur Comptoirthüre herein.

„Das Eſſen iſt fertig, Gröningen."

„Willmann's Wechſel iſt auch da," antwortet der Mann. „Hat der Alte ſchon nach ſeiner Rente gefragt?"

„Ich habe ihn noch nicht geſehen heut'. Er iſt nicht recht wohl. Die Anna ſoll oben bei ihm eſſen."

„Dann iſt's gut." Gröningen ſteht auf, es wäre ihm peinlich geweſen, dem Onkel bei Tiſch gegenüber zu ſitzen. Erwin kommt' auch nicht, es iſt ein Reiſender da, er muß den Vater vertreten.

Während die Frau die Suppe aufſchöpft, erkundigt ſie ſich. „Du warſt bei Hohmeier?"

„Ja. Er ſteckte ſelbſt in der Klemme, ſagt er."

„Und Reſemann, mit dem Du immer Piquet ſpielſt?"

„Hat auch nichts."

„Was willſt Du denn anfangen?"

„Ich habe mir gedacht, wozu ſoll ich in der Stadt herumjagen und meinen Kredit todhetzen? Da liegt doch

die Rente für den Onkel abgezählt. Ob er sie acht Tage früher oder später bekommt, ist einerlei, er hat ja Essen und Trinken bei uns. Du mußt es ihm beibringen."

„Ich?" Die Frau sprang auf. „Ich?"

„Nu ja, natürlich Du! So was machen Frauen viel besser. Ich, als Chef des Hauses, kann doch nicht bei ihm betteln: lieber Onkel, pump' mir was! Das wär' hübsch!"

„Ach, du mein Himmel! Ich habe nicht das Herz dazu. Du weißt nicht, wie höhnisch er oft ist, Gröningen! Du kannst Dir gewiß anders helfen!"

„Meine Zahlungen einstellen, ja, das kann ich."

„Gröningen! Steht's so?"

Die Frau legt den Suppenlöffel hin, langsam fließen zwei Thränen aus ihren Augen. Sie ist groß geworden in dem düsteren Hause, das Geschäft darin ist ihres Vaters Stolz und Ehre gewesen, ist ihr Heiligthum.

„Darum brauchst Du nicht zu heulen," brummt Gröningen. „Jeder Kaufmann hat in dieser Zeit zu kämpfen. Der Battermann drüben ist unser Verderb. Aber wenn sich's auch 'mal klemmt, am Rand sind wir darum noch lange nicht! Der Alte kann auch nicht ewig leben, und wenn er uns was vermacht, und vermacht der Anna was, wie sich's gehört, und unser Erwin heirathet das Mädchen, dann sind wir wieder obenauf. Eine reiche Schwiegertochter freilich braucht's. Was willst Du? Ich hab' mich geplagt genug. 's ist ein alter Körper, unser Geschäft. Frisches Blut muß ihn verjüngen."

Frau Nannette beugte ergeben den Kopf. „Bis zum Abend will ich warten. Kommt bis dahin kein Geld, sage ich's ihm." —

Onkel Philibert saß derweil in seiner Stube, hustete und schaute mit neidischem Blick auf das junge Mädchen, das sich um ihn mühte, und dem das blühende Leben schier unverschämt von den rothen Wangen leuchtete. War's

etwa kein Vermögen, dieſe ſtrotzende Geſundheit? Wer von ihnen Beiden war denn arm? Würde er nicht all' ſeine Habe darum geben, der geplagte Greis im Rollſtuhl, und arbeiten wie ein Taglöhner obendrein, könnte er ſich dadurch noch zehn Jahre ſolcher Kraft und Friſche erkaufen, wie ſie ſich gleichſam ihm zum Hohn hier vor ſeinen Augen und doch für ihn unerreichbar breit macht? Ungeduldig ließ er's die Pflegerin entgelten, was ſie vor ihm voraus hatte.

In ihr aber gährte und wühlte es, ſie mißverſtand ihr Empfinden. Das brennende, unbezwingliche Verlangen nach Glück in ihrem Herzen nahm ſie für ein Verlangen nach Geld, nach Beſitz; ſie wußte es nicht beſſer, kein anderes Glück hatte man ſie begreifen gelehrt. Es galt Erwin's Zukunft und die ihre. Einmal wollte ſie Gewißheit haben.

Als die Lampe angezündet war, und der Alte verhältnißmäßig ruhig in ſeinen Kiſſen lehnte, ſagte ſie ihm rückſichtslos, was ſie auf dem Herzen hatte. Wo hatte ſie je Zartgefühl kennen gelernt, wenn es ſich um Beſitz handelte? Sie ſagte ihm, daß ſie mit Erwin verſprochen ſei, daß ſie nicht mit leeren Händen in ſein Haus kommen dürfe, daß ihre Arbeitskraft Geld werth ſei, und daß ſie Geld damit verdienen müſſe bei Fremden, wenn ihre Verwandten ſich nicht dazu entſchließen könnten, Leiſtung mit Gegenleiſtung zu vergelten. Und ſie ſprach zu Ende, ungewarnt von dem eigenthümlichen, boshaften Flimmern, das in Onkel Philibert's Augen heraufglomm.

Sie hatte einen Zornausbruch erwartet, er ſchüttelte faſt wehmüthig den Kopf.

„Biſt ungeduldig, Kind, und haſt doch noch ſo viele Jahre vor Dir! Treibe ich Dir's zu lang? Warte nur noch ein bischen. Du haſt Mühe jetzt, Du wirſt noch genießen genug. Warte es nur ab."

„Behüte, Onkel, daß ich Dir ein raſches Sterben wünſchen ſollte, oder daß mich die Mühe verdrießen könnte, Dich zu pflegen. Nur wenn's einmal eintritt', daß Du nicht mehr unter uns bleibſt, möchte ich nicht als die Gefoppte und Genarrte daſtehen vor den Anderen, da ich doch am meiſten für Dich thue."

„Deswegen ſei ruhig," verſicherte der alte Mann. „Ich bin bei Lebzeiten kein Schuldenmacher geweſen, und will es auch im Tod nicht ſein. Ich belohne Jeden, wie er's verdient, Jeden, Dich wie die Anderen. Du ſollſt Dich vor Keinem zu ſchämen brauchen, es ſoll Dich Keiner auslachen dürfen, das glaube mir! Du wirſt ſchon ſehen, warte es nur ab."

„Alſo haſt Du mir eine beſtimmte Summe verſchrieben, Onkel?" fragte ſie hartnäckig.

„Eine beſtimmte Summe? Jawohl! Auf Heller und Pfennig beſtimmt. Ei, Gröningens werden ſich nicht darüber freuen! Was hilft's! Eine löbliche Nachrede, das iſt das Einzige, was ein Todter mitnimmt in's Grab. Wer geſcheidt iſt, ſichert ſich die. Na, ich meine, der dumme Auguſt bin ich nie geweſen."

Dem Mädchen gefiel ſeine höhniſche Weiſe nicht, aber ehe ſie durch weitere Fragen die vielen nebelhaften Verheißungen des Erblaſſers in eine einzige bindende Zuſage verwandeln konnte, trat Nannette Gröningen in die Stube.

„Sieh, ſieh," brummte der Alte, „Du läſſeſt Dich ja erſt ſpät blicken, Du bringſt wohl meine Rente, he? Na, dann zähle nur auf. Anna, rücke die Lampe herum."

„Die Rente? Nein, Onkel, das nicht. Vielmehr läßt Gröningen Dir ſagen —"

„Was? Was? Keine Rente! Was hat er mir ſagen zu laſſen?"

„Reg' Dich doch nur nicht auf, Onkel. Ein Wechſel kam gerade —"

„Nicht aufregen? Ich will mich aber aufregen! Wenn das Geſchäft, das mein ſeliger Vater gegründet hat, das ich hochgehalten habe mein Leben lang, durch eure Liederlichkeit auf den Hund kommt, wenn da nicht mehr lumpige zweitauſend Mark herauszukrigen ſind zur gehörigen Zeit, da ſoll ich mich nicht aufregen? Und dann will Dein Mann noch dick thun vor mir! Verbittet ſich Rath und Einmiſchung, lügt mir vor von Gewinn und auf Zinſen legen — ja, lügt — das iſt das Wort! — Aber ſo muß es kommen! Der Vater hinter dem Kartentiſch, der Sohn flegelt ſich auf der Promenade herum, die gnädige Frau putzt ſich. Derweil tanzen die Gehilfen Hopſaſſa! Das iſt vornehm, modern, das gehört ſich für einen Kaufmann. Haha! Mir macht ihr kein X für ein U vor, Du und Dein Grobian von Mann und Dein Gigerl von Sohn. Ich kenne eure Sprünge! Aber ich habe mich vorgeſehen, ich habe mich vorgeſehen! Wenn ihr euch eingebildet habt, daß ich mit meinem ſauer erworbenen Geld eure Lotterwirthſchaft unterſtützen —“

Ein Huſtenanfall unterbrach den Scheltenden. Er wurde blau im Geſicht. Anna hielt ihn, Frau Gröningen klopfte ihm den Rücken.

„Wie kannſt Du nur ſo böſe werden um einen Tag oder zwei,“ ſagte ſie dabei weinerlich. „Gröningen läßt ſich's ſauer genug werden, und ich doch wirklich auch.“

Der Alte ſchlug ängſtlich mit der Hand durch die Luft. „Zu Bett! Bringt mich zu Bett! — Geh — Du! Du! — Zu Bett! Ganz heraus aus eurer Schandwirthſchaft! Bankerottmacher — Bankerottmacher, Alle! Keine Tüchtigkeit mehr! Ihr ſeid's werth, daß ſie kommen und euch das Fell über die Ohren ziehen, die Genoſſen und Brüder euers ſauberen Vetters Konrad! Hole euch Alle die Peſt!“

Dann ſagte er nichts mehr. Anna, welche ihn mit

Hilfe der von Frau Gröningen herbeigerufenen Magd in die Kiſſen packte, kamen ſeine Augen im Dämmerſchein der grün verhangenen Lampe ſeltſam ſtarr und glaſig vor, aber ſie behielten ihren höhniſchen Ausdruck. Um ſeine Lippen lagerte ſich ein grimmiges Lächeln.

Anna rückte einen Seſſel in den Schatten, ſaß und wachte, wie ſie manche Nacht gewacht hatte, dachte an Erwin, an den fremden Vetter und ſah zu den tanzenden Kreiſen hinauf, welche das Licht der Petroleumlampe an die Stubendecke warf. Und dann verwirrten ſich ihre Gedanken, ſie ſchlief ein, feſt und erquicklich. Gegen Morgen erſt fuhr ſie auf. Das war ſeit Monaten nicht vorgekommen, eine ganze lange Nacht, in der der Alte ſie nicht aufgeſtört hatte! Er röchelte und ſtöhnte auch gar nicht. Leiſe trat ſie näher. Da lag er in den Kiſſen, wie ſie ihn hineingelegt hatte, mit dem boshaften Lächeln um die Lippen und dem Hohn in den Augen. Aber die Augen waren gebrochen, das Herz ſtand ſtill.

Anna weckte eilends Tante Gröningen, die den Hausknecht mit der Anſage zu Murichs und zum Rechnungsrath ſchickte. Die Trauer der Familie war nicht groß; eher hatte ſich etwas wie Verblüffung ihrer bemächtigt, daß der zähe Alte mit dem Sterben diesmal Ernſt gemacht hatte. Gröningen, dem ſorgengequälten Mann, fiel eine Laſt vom Herzen. Er ſparte künftig achttauſend Mark Rente und bekam einen Theil des aufgeſpeicherten Kapitals zurück.

Gegen Mittag war Alles für den Todten beſchafft. Die Schwäger hatten ihre Läden geſchloſſen, der Rechnungsrath ſich auf ſeinem Bureau entſchuldigt, ſo viel Rückſicht glaubte man einem Erblaſſer ſchuldig zu ſein. Nun ſaßen ſie beiſammen in der guten Stube von Gröningens und beſprachen die Zukunft. Murich wollte große Schaufenſter mit Spiegelſcheiben anlegen laſſen, zehn Zoll breiter als

Querhake's Schaufenſter. Bei Gröningen war's mit Schaufenſtern allein nicht gethan, der hatte beſchloſſen, ſein ganzes Haus umzubauen. Der Rechnungsrath hingegen ſprach davon, in dieſem Sommer eine längſt geplante Badereiſe in's Werk zu ſetzen. Erwin ſaß dicht an Anna's Seite und hielt ihre Hand öffentlich vor Aller Augen, was Tante Murich insgeheim verdroß, denn durch die Verlobung Erwin's mit der Anna, des Onkels Haupterbin, erbten Gröningens eigentlich doppelt. Sie fand das nicht in der Ordnung.

Der Rechnungsrath erinnerte ſich, daß man wohl Konrad Kramer benachrichtigen müſſe, da der Burſche ſich ja doch einmal zur Familie zähle, und Gröningen ſchickte wirklich den Hausknecht hin, der an dieſem Nachmittag entbehrt werden konnte — der Form wegen. Gebildete Leute verſtoßen nie gegen die Form. Mochte der Eingewanderte immerhin dem Todten die letzte Ehre erweiſen, wenn es ihm der Mühe werth dünkte, dagegen hatte Niemand etwas einzuwenden.

Konrad kam wirklich gleich nach Feierabend, einen Kranz in der Hand. Den wollte er ſelbſt auf den Sarg legen. Die Familie folgte ihm in's Sterbezimmer, einigermaßen verwundert über ſeine Aufmerkſamkeit.

„Es iſt hübſch von Ihnen, daß Sie dem Todten nichts nachtragen," lobte der Rechnungsrath.

Konrad ſchüttelte den Kopf. „Ich trage Niemand etwas nach. Wir taugen Alle nicht viel."

„Hm! Der hier hat es allerdings arg getrieben."

„War aber auch geſtraft genug, krank und mutterſeelenallein in ſeinen alten Tagen. Ei, da muß Einer ja bitter und gallig werden."

Alle ereiferten ſich. Allein? Da ſah man, wie fremd der Konrad Kramer in ſeiner Verwandtſchaft war! Onkel Philibert lebte im Schoß ſeiner Familie, einer großen

Familie. Die ganze Familie ließ ſich's angelegen ſein, ihm ſein Alter leicht und erfreulich zu geſtalten.

Kramer lächelte dazu ganz eigen, aber er ſagte nichts. Dann wendete er ſich zu Erwin.

„Du, Dir gratulir' ich."

„Wenn Du wüßteſt, wie glücklich ich bin!" flüſterte der junge Kaufmann. „Es iſt faſt nicht recht, und ich ſchäme mich eigentlich. Aber ich habe die Anna ſo lieb! Und vorgeſtern noch, als Du kamſt, war nicht ein Schimmer von Hoffnung!"

„Aber jetzt iſt's Deinen Alten recht?"

„Das kannſt Du Dir denken! Der Vater lobt mich, als wäre mir eine wunderfeine Spekulation eingeſchlagen."

„Sonntag Morgen findet das Begräbniß ſtatt," ſprach Murich mit Würde, „darnach wird ſofort das Teſtament des Verſtorbenen eröffnet. Ich theile Ihnen dies mit, Konrad, für den Fall, daß Sie zu folgen wünſchen."

„Beim Begräbniß, ja. Das Teſtament geht mich nichts an." Damit verabſchiedete ſich der junge Schloſſer.

„Anna," flüſterte Erwin dem Mädchen zu. „Du haſt mich noch nie wieder ſo geküßt, wie dazumal auf der Treppe, weißt Du noch? Und heute wär's doch erlaubt —"

Sie machte keinen Gebrauch von der Erlaubniß. An ihm vorüber ſtarrte ſie auf die Thür, durch die der fremde Vetter hinausgegangen war.

„Haſt Du gehört, wie er den Todten entſchuldigt hat? Wie er mit Mitleid über ihn ſprach! Ich glaube, von uns hat Keiner mit Mitleid an Onkel Philibert gedacht. Ich war nur furchtbar erſchrocken und dann hab' ich gleich gedacht: ob er mir wohl ſeine Zuſage halten wird! Und wie Tante Nannette kam, iſt ihr erſtes Wort geweſen: nun darf Gröningen ſeine Rente behalten."

„Anna, Du mußt nicht wiederholen, was die Menſchen

im ersten Schrecken aussprechen, das klingt meist nicht schön. Man soll jedem Zeit lassen, sich zu fassen."

„Es ist wahr, hernach hat Deine Mutter geweint und Tante Murich auch, und Onkel Ernst ist wenigstens mit dem Schnupftuch über die Augen gefahren. Ich bin schlechter, als sie Alle, ich kann nicht weinen. Ich habe nur einen Gedanken: hinaus! hinaus! aus der Dumpfheit, aus der Enge! Glaubst Du, daß der Onkel mir Wort gehalten hat, daß ich seine Haupterbin bin?"

„Das ist doch wohl keine Frage."

„Aber wenn's nun anders wäre? Wenn ich nun ein ganz armes Mädchen bliebe? Was würden Deine Eltern dazu sagen, und Du, Erwin, Du?"

Er wollte davon nichts hören, er hielt sich die Ohren zu. Welche unnütze Selbstquälerei, am Ziel aller Wünsche sich auszumalen, wie Alles hätte fehlschlagen können! Er küßte sie und versuchte zu scherzen. Sie blieb nachdenklich.

„Wie ich den Konrad den Kranz zu Füßen des Todten habe niederlegen sehen, des Todten, der ihm nichts Gutes gegönnt hat sein Leben lang, da ist mir etwas eingefallen. Damals, als ich zuerst in euer Haus gekommen bin, da hat Onkel Philibert mir einmal einen Apfel geschenkt und freundlich dazu gelacht und mir den Kopf getätschelt, weil ich so herzhaft hineingebissen habe. Wie ich ihm aber darnach beständig nachgelaufen bin und ihm nach den Händen geschielt habe, ob nicht noch mehr Aepfel für mich abfielen, ist er unwirsch geworden."

„Wie kommst Du jetzt darauf?"

„Nun, ich meine, wir haben ihm zu viel nach den Händen geschielt, wir Alle. Und das ist auch wahr, was der Konrad sagt, daß er mutterseelenallein gewesen ist unter uns, der alte Mann."

Frau Gröningen kam heraus, um die künftige Schwieger-

tochter zu einem kleinen Gang in die freie Luft zu ermuntern. Seit heute Morgen war das Ehepaar voller Rückſichten für die Nichte. Erwin mußte zu Hauſe bleiben, weil der Baumeiſter eben angemeldet wurde, mit dem Gröningen den Grundriß des neuen Hauſes feſtſtellen wollte. Der Sohn und Erbe durfe dabei nicht fehlen.

Anna nahm Hut und Mantel und wanderte die Gaſſen planlos auf und nieder. Es laſtete auf ihr, daß ſie auch in dieſem Falle anders empfand, als ihre Verwandten, anders als Erwin.

„Der Konrad Kramer iſt der einzige Anſtändige unter uns," dachte ſie. „Aber daran trägt das verwünſchte Geld die Schuld. Das macht die Menſchen blind und taub und engherzig und ſchlecht. Hätte ich nicht immer ſein Geld vor Augen gehabt, ich hätte doch auch ſehen müſſen, daß er ein kranker, ſchmerzgeplagter Menſch war, und daß er ein gutes Wort, ſo recht aus ehrlichem Herzen, brauchen konnte, wie Jeder von uns." Und ſie meinte, ſie würde einen größeren Theil des erhofften Reichthums darum geben, wenn ſie eine andere, beſſere Rede gefunden hätte, dem Sterbenden mit auf die Reiſe zu geben, als die grauſame Frage: „Werde ich Dich beerben?"

Plötzlich blieb ſie ſtehen. Neben ihr ſchied ein Eiſenſtacket einen Biergarten von der Straße. In einer von noch ſchwach belaubten Gebüſchen gebildeten Laube hatten ein paar Leute ſich niedergelaſſen. Anna erkannte verwundert Konrad Kramer, der mit freundlichem Lächeln einem blonden Mädchen zutrank, dem Putzmacherkäthchen aus dem Gröningen'ſchen Hinterhaus. Wie kam er zu der? Etwas mehr im Schatten ſaß noch ein Burſch, ein Arbeiter ſeiner Kleidung nach, wohl ein Kamerad Konrad's, vielleicht auch ein Freund Käthcheus. Wann hätte es der an Freunden gefehlt? „Ein leichtfertiges Geſchöpf," ſagte Tante Nannette von ihr, und Anna hatte ſich ge-

wöhnt, ſie mit einer Art neugierigen Gruſelns, wie ein unlösbares Räthſel zu betrachten. Eigentlich müßte man den Vetter warnen. —

Sie ging ihres Wegs, aber das blonde Käthchen hatte ſie geſehen, kam ihr nach und ſprach ein paar theilnahmvolle Worte über den Trauerfall. Es war unmöglich, ſie einfach fortzuweiſen.

„Es iſt eine arge Quälerei geweſen für Sie," meinte ſie. „Ich habe Sie manchmal beobachtet von meinem Fenſter über den Hof aus. Schrecklich, ſo Tag und Nacht am Krankenbett zu ſitzen! Ich weiß nicht, ob ich die Geduld dazu hätte."

„Es hat eben Jeder ſeinen Packen zu tragen," erwiederte Anna nicht ohne Beziehung. „Ihnen ſcheint es wieder ganz gut zu gehen?"

„Ja, es war ein harter Schlag, wie der junge Mann, mit dem ich vier Ihre lang verſprochen war, die reiche Wirthstochter heirathete. Ich habe mich nicht wenig gegrämt gehabt über ſo eine Schlechtigkeit. Schließlich überwindet man's aber doch. Was kann's helfen!"

„Meinen Sie?"

„Sollte ich mich etwa zeitlebens grämen um einen Burſchen und einen nichtsnutzigen, jämmerlichen obenein? Es gibt mehr auf der Welt und beſſere! Gott ſei Dank!"

„Wer ſo denken kann, dem wird's nicht ſchwer zu leben."

„Glauben Sie mir, Fräulein, das muß ein Mädchen erſt 'mal durchgemacht haben, wie elend Einem um's Herz iſt, und man ſich ſelbſt ein Leid anthun möchte, weil der Eine, der uns Alles galt, nichts mehr für uns übrig hat! Und wie man ſich garſtig vorkommt und dumm und unnütz auf der Welt, und wie man dann zurückbleibt, vereinſamt und gebrochen und verzagend an Allem. Dar-

nach aber kommt ein Anderer, ſchaut Einen an mit ehrlichen Augen, daß es Einem bis in's Herz geht, und man merkt: ſo ganz zum Wegwerfen gering biſt Du doch nicht. Dann richtet man ſich ſachte wieder auf wie ein Grashalm nach dem Hagelſchlag, und dann kommt der Muth und die Freudigkeit zurück, und mit einem Male iſt das Glück wieder da und die Hoffnung und die Liebe dazu, heißer noch und inbrünſtiger, als das erſte Mal."

„Sie müſſen's wiſſen," meinte Anna. „Sie haben dieſen Wechſel ja wohl ſchon durchgemacht."

„Bis ich am letzten Ende auf den Rechten treffe," verſicherte Käthchen, ungekränkt von Anna's Spott. „Ich merke wohl, Fräulein, Sie verargen mir's, aber was ſoll ein Mädchen meines Standes anfangen? Man will doch auch leben, will Mann und Kinder haben und mitthun in der Welt, ſchaffen, ja! aber auch wiſſen, wofür man ſchafft! Man will nicht abſeits geworfen werden, ausgeſondert wie eine überſtändige Frucht, verkommen, verdorben, Keinem zu Nutz und Freude. Sollte ich Spitzen um Hauben nähen und Blumen auf Hüte ſtecken jahraus jahrein, blos damit ich dadurch mein einſames, elendes bischen Leben friſte? Nein, wahrhaftig, wenn ich wüßte, daß mir das beſtimmt wäre, heut lieber als morgen ging' ich in's Waſſer, um ſo einem Jammerdaſein ein End' zu machen."

„Es gibt wohl auch Mädchen, die anders denken. Bei uns wird viel erzählt von meiner Tante Emma, die den Mann, den ſie liebte, nicht heirathen konnte, und die jeden Anderen ausſchlug, ledig geblieben iſt und ihm Treue gehalten hat, bis ſie ſtarb."

„Ja," ſagte Käthchen, „die vermögenden Bürgerstöchter, die haben Zeit und Geld zu ſo was. Bei uns heißt's: frei'n oder verkümmern! Aber glauben Sie mir, Fräulein, Einem Treue halten, der gar keine Treue verlangt,

bleibt ein elend Ding auch für Ihresgleichen! Und es hat wohl noch Jede gereut, blos daß die Meisten sich schämten, es einzugestehen. Sie freilich, Sie sind besser daran; Sie brauchen nicht bange zu sein, daß der junge Herr Gröningen von Ihnen läßt. Was mich angeht, ich wünsche Ihnen das Beste, das Allerbeste! Sie haben es verdient an dem alten Mann."

Die beiden Mädchen waren vor der Hausthür angelangt und trennten sich.

Anna sah der Eilenden nach, sie fand heute in ihrem Herzen nicht die hochmüthige Geringschätzung, mit der sie gewohnt war, auf die Putzmacherin herabzusehen. Wie Einer die Welt anschaut, kommt zuletzt auf den Punkt an, auf dem er steht, und auf die Augen, die er zum Sehen mitbringt. Hätte Anna nicht die Gewißheit, daß sie als Erwin's Ehefrau schalten und walten sollte in dem alten Kaufmannshaus, stände sie allein und verlassen in der Welt wie das Putzmacherkäthchen, wer weiß, ob ihre Gedanken denen Käthchens nicht gar ähnlich sehen würden?

— — — — — — — — — — — —

Am Sonntag Morgen ward Onkel Philibert mit allen Ehren zu Grabe getragen, und dann wurde im Beisein aller Familienmitglieder durch den Notar, bei dem es niedergelegt gewesen war, das Testament eröffnet und verlesen. Es war kurz und klar, und während der Jurist seine scharfen, knappen Sätze vortrug, wollte es die Angehörigen bedünken, als grinse aus dem Fahrstuhl in der Ecke das blasse Gesicht des Todten mit höhnischer Genugthung zu ihnen herüber.

Eine löbliche Nachrede sei Alles, was ein Todter mit in's Grab nehme, schrieb der Onkel, Alles was er mitzunehmen wünsche, und da er eigentliche Blutsverwandte nicht besitze, von seinen entfernteren Angehörigen aber, wie er dieselben kennen gelernt habe, gute Nachrede für ihn

unter keinen Umständen zu erwarten sei, habe er, um sich solche trotzdem zu sichern, seine gesammte Habe, die Frucht eines arbeitsreichen Lebens, verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten, deren Namen folgten, vermacht unter der einzigen Bedingung, daß während der nächsten hundert Jahre einmal jährlich in der Pfarrkirche die Schenkung mit Nennung seines Namens verlesen werde. Er thue dies mit um so leichterem Herzen, als er wisse, daß seine Verwandten einer Unterstützung von seiner Seite nicht bedürftig wären. Gröningen sei Chef seines ehemaligen Geschäftes, er vermöge am besten zu beurtheilen, was für eine Goldgrube dies Geschäft für einen tüchtigen Kaufmann sei. Damit sein Neffe aber an ihn denke, vermache er ihm zum Ausruhen seinen Sorgenstuhl. Seine Großnichte Anna, welche ihn in seiner letzten Krankheit gepflegt habe, solle den Stoff zu einem schwarzen Kleide erhalten, denn er nehme an, daß sie ihn zu betrauern wünsche, und könne von ihr nicht verlangen, daß sie sich seinetwegen in Unkosten stürze. Uebrigens sei sie als Erwin Gröningen's Braut auf's Beste versorgt. Der Rechnungsrath müsse bei seinem Rechentalent längst ein Kapital aufgespeichert haben; Murichs seien kinderlos. Auch sie wurden mit Andenken abgefertigt, deren jedes Hohn und Beleidigung war, wie das Trauerkleid und der Sorgenstuhl. Johanna Murich, die zur Verschwendung neigte, bekam eine große, leere Geldkassette; der kurzsichtige Erwin wurde durch die Zuertheilung sämmtlicher Brillen gekränkt. Der Rechnungsrath erbte ein kostbares Trinkglas für die seit zwanzig Jahren unausgeführt gebliebene Brunnenkur.

Als das letzte Wort verhallt, der letzte Streich, den der boshafte alte Mann gegen seine Angehörigen führen konnte, gefallen war, saß die Familie einen Augenblick wie betäubt, dann erhob sich ein wüstes Stimmengewirr. Die Frauen schalten mit vielen Worten die Treulosigkeit und

Doppelzüngigkeit des Todten, aber die Stimmen der Männer übertönten ihre Rede, die laut und zornig erklärten: ſie ließen das Teſtament nicht gelten.

Doch der Rechtsverſtändige bewies ihnen, ſie müßten es gelten laſſen. Da begnügten ſie ſich, mit den Weibern über die Niederträchtigkeit und Herzensſchlechtigkeit des Todten zu ſchelten.

Nur Anna fand kein Wort der Entrüſtung. „Wir haben ihm zu viel nach den Händen geſehen," meinte ſie. „Er hat's uns wohl vorhergeſagt: uns wird, was wir verdienen."

Erwin's Augen ſtanden voll Thränen. „Anna! Anna! Was ſoll nun aus uns werden?" ſtöhnte er.

Sie wandte ſich erſchrocken um. „Das fragſt Du?"

Ihn aber überwältigte das Schluchzen. Er drückte den Kopf in die Tiſchdecke, um es zu erſticken.

„Wir werden warten," flüſterte ſie haſtig. „Wir ſind jung. Wir warten."

Er ſchüttelte in ſtummer Verzweiflung den Kopf.

Tante Nannette rief mit harten Worten den Sohn an, daß er mit dem Vater auf's Comptoir gehe. Sie könnten nicht noch mehr Zeit vertrödeln mit dem Todten. Anna ſchickte ſie in die Küche.

Murichs nahmen grollend ihre Hüte und Umhänge, und der Rechnungsrath hinkte ärger denn je, als er die Treppe hinunterſchritt, denn ſein Zipperlein plagte ihn arg.

„Ein Giftpilz, der Alte, ein wahrer Giftpilz! Wer hätte ihm ſolche Nichtswürdigkeit zugetraut!"

Schon kamen die Gerichtsboten die Stiege herauf, um für die erbenden Kaſſen die Siegel an Herrn Philibert's Schränke und Thüren zu legen.

„Sorgen Sie, daß der Plunder bald abgeholt wird," ſchrie Frau Gröningen den Männern nach, „ſonſt laſſe ich ihn auf die Straße werfen trotz aller Siegel. Denn

das hier iſt unſer Haus, und nur aus verwandtſchaftlicher Rückſicht haben wir den heimtückiſchen Menſchen ſo lange hier geduldet."

Es war aber juſt, als hätte der grimmige alte Mann den Geiſt der Unruhe, des Verdruſſes, der Zankſucht, der ihn beſeelte, als alleiniges Erbtheil auf ſeine geldhungrigen Verwandten übertragen. In der Küche machte Frau Gröningen ihrer Nichte Vorwürfe, weil ſie es nicht verſtanden habe, das Herz des Onkels für ſich zu gewinnen; im Comptoir bekam der einzige Sohn des Chefs ſpitzige Bemerkungen darüber zu hören, daß er als Großneffe es nicht vermocht hätte, ſich in die Neigung des Alten einzuſchmeicheln, und als das Ehepaar am Abend in ſeiner Kammer allein war, gab Gröningen ſeiner treuen Hausfrau die böſeſten Worte ſeit ihrer Eheſchließung, weil ſie Onkel Philibert nicht häufig genug die Lieblingsſpeiſe gekocht, nicht ängſtlich genug ſich mit ſeiner Pflege beſchäftigt habe. Die ſanfte Nannette dagegen, aufgeſtachelt von ſolch' unverdienter Kränkung, hielt ihrem Eheherrn vor, daß Dickethun an unrechtem Ort nicht die Gepflogenheit kluger Leute ſei. Zuletzt ſchloſſen ſie Frieden, einen Frieden, wie das ſo zu geſchehen pflegt, auf Koſten der Rechte und Hoffnungen Dritter. —

Trüb und grau war der nächſte Tag. Erwin's matte Augen ſchienen jede Spur von Farbe verloren zu haben, ſeine ſchmale Geſtalt war gebeugt wie die eines Greiſes. In der kräftigeren Anna kochte das Fieber zorniger Erwartung. Gegen Abend kam der Umſchwung, ſacht, ohne Lärm, wie es der Würde des alten Hauſes entſprach.

Nach Schluß des Ladens nahm Gröningen ſeinen Sohn mit in die Ladenſtube und drehte den Schlüſſel in der Thüre um. „Jeder aus unſerem Haus hat Opfer gebracht für das Beſtehen unſerer alten Firma. Jetzt iſt die Reihe an Dir," ſagte er feierlich.

Erwin sah vor sich nieder und antwortete nicht.

„Du kannst nicht behaupten," fuhr Gröningen fort, „daß Dein Vater und Deine Mutter sich nicht nachgiebig gegen Deine Herzenswünsche bewiesen hätten. Leider verstand Anna nicht ihren Vortheil und die Pflicht gegen Dich und uns. Das ist ihre Schuld, und sie muß die Folgen tragen. Unser Geschäft braucht zu seinem Bestehen den Zuschuß eines bedeutenden Kapitals, sofort, unverzinslich, unkündbar. Zu solchen Bedingungen wird Geld nur erheirathet. Du verstehst mich!"

Erwin sagte noch immer nichts.

„Da ist der Reitmeier drüben, der Lohgerber. Du wirst wohl gemerkt haben, daß seine Agnes ein Auge auf Dich hat. So was merken junge Leute immer. Er ist ein schwer reicher Mann, und die Agnes bekommt ihr mütterliches Vermögen bei der Hochzeit bar ausbezahlt. Heute Morgen beim Frühschoppen haben wir die Sache miteinander beredet. Morgen wirst Du zum Thee eingeladen. Das Weitere findet sich."

Jetzt sprang der junge Mann auf. „Vater, ich kann's nicht! Das nicht! Ich soll die Anna aufgeben — für immer aufgeben? Vater, ich bitte Dich, nur das nicht! Ich will warten, so lange Du willst, und arbeiten, so viel ich kann. Jetzt sollst Du erst sehen, was ich leisten kann, Vater!"

Der Kaufmann lächelte mitleidig. „Hast Du nicht gearbeitet bis jetzt? Hab' ich nicht gearbeitet? Thörichter Junge!"

„Das Geschäft wird sich wieder heben, Vater."

„Das hoffe ich, durch neues Kapital."

„Auch ohne das! Die Rente für Onkel fällt doch weg. Seine Wohnung kann auch vermiethet werden. Wenn wir sparsam sind, Vater, wenn wir —"

Gröningen stand schweigend auf, nahm schweigend aus

seinem Schrank das Geheimbuch, das selbst Erwin nicht kannte, und legte es aufgeschlagen vor seinen Sohn hin.

„Du kannst rechnen, nicht?"

Und Erwin rechnete, erst langsam, in Fieberhast dann und wieder sehr langsam und bedächtig. Dann warf er die Feder hin und den Kopf auf den Tisch und weinte.

Gröningen strich ihm sachte über das blonde Haar. Es kam nicht oft vor, daß der Mann sich zu einer Liebkosung aufraffte. „Ich denke, ich habe meinen einzigen Sohn so lieb, wie ein anderer Vater. Müßte es nicht sein, warum sollte ich Dich peinigen?"

Und Erwin legte sein thränennasses Gesicht auf die Schulter des Mannes und stammelte: „Vater, Vater!" —

Unterdessen verhandelte Frau Gröningen mit Anna.

„Du weißt, ich würde niemals die Tochter meiner guten Schwester Liese aus dem Hause weisen, aber so wie Du leider mit Erwin stehst, ist's besser für Dich und für den armen Jungen, wenn Du Dich nach einer Stelle auswärts umsiehst. Es werden ja alle Tage welche ausgeboten. Kommt ihr euch nur erst 'mal aus den Augen, so wird die Kinderei bald vergessen sein."

„Ich will Erwin nicht vergessen," sagte Anna trotzig. „Aus eurem Haus gehen, ja! Von ihm lassen, nein! Das muß er selbst mich heißen." —

Die Tante fand an diesem Abend, daß, wer arme Verwandte in's Haus nimmt, sich eine Zuchtruthe bindet, und daß sie zu gut sei für die undankbare Welt.

Anna aber sprach Erwin an diesem Abend nicht mehr; er lag krank. Seine Mutter kochte Thee für ihn und ersparte der Nichte den Vorwurf nicht: „Wenn man Jemand lieb hat, dann macht man ihm das Unabänderliche leicht. So viel wirst Du begreifen, daß aus euch Beiden niemals ein Paar werden kann."

Anna warf den Kopf in den Nacken. „Ich bin die-

ſelbe noch heute Abend, die ich heute Morgen war. Wenn ich euch heute früh noch recht war, warum nicht jetzt?"

Sie aber packte doch ihre Sachen und ſah die Zeitung durch nach einer für ſie paſſenden Stellung. Sie hatte Zeit dazu, Tante Gröningen geſtattete ihr keine Handreichung mehr, ſie ließ ſich's angelegen ſein, der unwillkommenen Hausgenoſſin zu beweiſen, daß Niemand hier ihrer Dienſte bedürfe.

Und Erwin zeigte ſich nicht. Auch am nächſten Tage kam er nicht aus ſeiner Stube. Schriftlich theilte er der Geliebten mit, daß er den Wünſchen ſeiner Eltern nachgebe, daß Alles zwiſchen ihnen aus ſein müſſe.

„Ich kann nicht anders, Liebſte, was es mich koſtet, weiß nur Gott. Ich werde nie eine Andere lieben. Sei glücklich. Ich bete für Dich."

Der Brief war feucht von Thränen.

In Anna's Augen trat kein Naß. Ungläubig ſtarrte ſie die Zeilen an. Das war wohl ein Kapitel aus einem Roman? Schrieb denn ſo ein wirklicher Menſch von Fleiſch und Blut? Sie ſah im Spiegel ihre blühenden Wangen, ihre blitzenden Augen, die jugendliche Geſtalt voll Schmiegſamkeit und Kraft, ſie fühlte die Fülle von Zärtlichkeit, Muth und Opferfreudigkeit in ihrem Herzen. War all' dies nicht mehr werth als ein baufälliges Haus voller Mäuſe und Schwamm, ein düſterer Laden mit Heringsfäſſern, Kaffeeſäcken und Schmalztonnen? Konnte ein Mann ſchwanken in der Wahl?

Erwin erſchien ihr fremd in dieſem Augenblick, unverſtändlich, verächtlich faſt. Denn vor der Seele der Frühverwaiſten, die nie ein Eigenthum auf dieſer Welt beſeſſen hatte, ſtand als höchſtes, werthvollſtes Gebilde auf Erden der Menſch, die Perſon mit ihren körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften. Erwin aber ſetzte darüber einen todten Beſitz, eine Satzung, ein Ding. Wie ein kalter

Schauer durchrieſelte das Mädchen die plötzliche Erkenntniß, daß mehr als Menſchenwillkür ſie von dem geliebten Manne ſcheide, daß auch er zu den Anderen gehöre, die nicht Ihresgleichen waren.

Eben trat Gröningen ein. Die Tante, in Sorge um den Sohn, ließ ihm keine Ruhe: er, als Hausherr, ſollte den Knoten zerhauen, die Dinge zwiſchen ihnen und der ſtörriſchen Nichte zum raſchen Abſchluß bringen. Der wortkarge Mann gedachte aber dieſe unangenehme Angelegenheit zu begleichen, wie er bis jetzt alle Unannehmlichkeiten auf ſeinem Lebenswege beglichen hatte, mittelſt eines angemeſſenen und mit Anſtand gebrachten Geldopfers.

Anna wiſſe ſelbſt am beſten, daß das Haus ihrer Verwandten ihr ſtets eine Heimath geboten habe, begann er. Wie die Dinge ſich nun aber gegen ihrer Aller Wunſch und Willen geſtaltet hätten, nähme er an, daß dem Empfinden ſeiner Nichte der fernere Aufenthalt in Erwin's Nähe zur Qual gereichen müſſe. Sie möge ſich daher bereit halten, morgen mit nach Berlin zu reiſen, wo er, Gröningen, Unterkunft für ſie in einer anſtändigen Penſion geſichert habe. Von dort aus könne ſie ſich ohne Ueberſtürzung nach einer paſſenden Stelle umſehen, auch zuvor noch die eine oder andere Fertigkeit, die ihr zu ihrem Fortkommen nützlich ſcheine, erlernen. Den Penſionspreis würde er bezahlen und an einem entſprechenden Taſchengelde zur Befriedigung etwaiger kleiner Wünſche und Bedürfniſſe ſolle es ſeiner Nichte gleichfalls nicht fehlen.

Dabei zählte er fünfzig Mark auf den Tiſch; er hatte es gut im Sinn mit Derjenigen, die ſeinen Sohn liebte; um Erwin's-Willen knauſerte er nicht.

In ihr aber ſchlug die Empörung zur hellen Flamme auf. Der dumpfe Groll, langſam, kaum merklich eingeſogen am Sterbebett des Vaters, der Mutter; genährt in den langen Jahren freudloſer Dienſtbarkeit im Haus-

wesen der reichen Verwandten, als Pflegerin des bösartigen Onkels; durch das Auftreten des fremden Vetters endlich ihr zum Bewußtsein gekommen, fand jetzt Sprache und That. Mit rascher Handbewegung strich sie das aufgezählte Geld vom Tisch, daß die Münzen auf den Erdboden rollten.

„Vor drei Tagen habt ihr mich als Erwin's Braut geküßt und umarmt, weil ich als Erbin des Onkels galt, heute weist ihr mir die Thür, weil der Onkel mich enterbt hat wie euch Alle! Das — das dank' ich ihm, denn dadurch sind mir die Augen aufgegangen, und ich bin frei geworden. Euer Geld will ich nicht! Legt's zu dem Kapital, das euer Gott ist, euer Denken und Sorgen bei Tag und bei Nacht, dem ihr Verwandtschaft, Freundschaft, den eigenen Sohn zum Opfer bringt. Ich verlange nichts davon. Die Arbeit, die ich in eurem Haus verrichtet habe, schenke ich euch! Und gehen — gehen kann ich auch allein und auf der Stelle!"

Gröningen, der etwas schwer begriff, starrte die Nichte ängstlich an, ob sie wohl geistesgestört sei, weil sie gutes Geld auf die Erde warf und den, der es ihr großmüthig schenken wollte, schalt. Frau Gröningen kam herein, hergelockt durch das laute Reden, und Erwin's schwanke Gestalt erschien auf der Schwelle. Das Mädchen eilte auf ihn zu.

„Erwin!"

Er zog sie in seinen Arm.

„Anna! Anna! Daß wir uns trennen müssen!"

„Müssen wir? Wir sind jung und kräftig. Laß uns hinter uns werfen, was uns beengt, unsere Zukunft einzig auf unsere Arbeit bauen!"

„Liebste, Du kennst die Welt nicht. Arbeit! Was für Arbeit? Ich bin Kaufmann, bin der Sohn aus einem alten Hause. Ich schulde mich und was ich bin und kann, meiner Firma, den Meinen. Siehst Du das nicht ein?"

„Und dem Mädchen, das Du liebst, schuldest Du nichts?“

„O Anna, zerbrich mir nicht das Herz! Ich habe mehr Thränen geweint in diesen zwei Tagen, mehr als je zuvor, mehr als irgend ein Leid mir künftig auspressen kann. Hab' Erbarmen mit mir. Mein Leben gäbe ich freudig, um Dir den Weg durch die rauhe, kalte Welt zu ebnen; aber wollte ich jede Pflicht verletzen und als undankbarer Sohn und gewissenloser Geschäftsmann davongehen mit Dir in die weite Welt — wie sollt' ich mich so rasch in fremden Verhältnissen bewegen lernen? Wir würden zu Grunde gehen trotz des tapfersten Ringens. Ich vermag nicht, Dir ein sicheres, sorgenfreies Heim zu schaffen.“

„Aber ich allein, ich soll's! Was habe denn ich gelernt, das mich ernähren könnte? Welche Kunstfertigkeit ist in mir ausgebildet worden? Da ihr mich doch nur auf Zeit in euer Haus nahmt, nicht als Familienglied, als eine Fremde, der ihr jeden Augenblick die Thür weisen könntet, der ihr sie weist in diesem Augenblick — sagt, wodurch habt ihr meine Zukunft sicher gestellt? Gefeiert hab' ich nicht in eurem Hause, die Härte meiner Hände beweist es, und doch gehe ich so unwissend und so ungeschickt aus eurem Hause, daß ich kaum zur gewöhnlichsten Dienstmagd, kaum zur Fabrikarbeiterin tauge!“

Tante Gröningen riß die Geduld. Anklagend hob sie die Hände empor. Der Herrgott im Himmel selbst hatte sie bewahrt, solch' eine Schwiegertochter in's Haus zu nehmen! Gut, daß sie sich doch endlich zeigte, wie sie war. Und sie begann der Nichte in harten Worten ihre Undankbarkeit vorzuhalten. „Wie, Du Elende, Du Undankbare! Deine Mutter habe ich aufgenommen, Deinen Vater in seiner Krankheit gepflegt, Dich selbst gehalten wie die eigene Tochter. Und zum Dank dafür verführst Du mir den einzigen Sohn, willst die hilflosen alten Leute aus dem Hause drängen, Dich in die warme Stelle

setzen, Du, die Tochter des Bankerottmachers, das Fräulein von Habenichts! Darauf war's abgesehen von Anfang an, daß es mißglückt ist, das erfüllt Dich mit Zorn. Und nun möchtest Du mir den guten Erwin verlocken, daß er mit Dir in die Welt hinaus laufe. Ha, aber dafür bin ich, die Mutter, noch da, um diese schnöde Berechnung zu Schanden zu machen!"

Erwin faßte beschwörend die Hand der Zornigen. „Halt ein, Mutter, um Gottes willen! Anna rechnete nicht. Sie hat mir ihr Herz gegeben, mir, dem Menschen, nicht eurem Sohn und Erben. Nicht wahr, Anna, nicht wahr? So ist's!"

Auf des Mädchens Wangen war jeder Blutstropfen gewichen bei der Anklage. Sie hatte die Augen weit geöffnet, als sähe sie plötzlich, was sie nie zuvor gesehen hatte. „Ich weiß nicht," antwortete sie hart, „es könnte doch sein, wie die Tante sagt."

Erwin schrie auf und warf sich vor ihr auf die Kniee. „Anna, Anna! Geh' nicht so von mir, nicht mit diesem bösen Wort, das der Schmerz, der Trotz Dir erpreßt hat! O gieße nicht Gift in den Schmerz dieser Stunde! Anna, sag's! Du hast nicht die Habe meiner Eltern und meine Stellung, und was ich Dir an weltlichem Gut zu bieten hatte, geliebt! Nicht das, nicht wahr?"

Ihre Lippen verzogen sich schmerzlich. „Wenigstens wüßte ich in diesem Augenblick nicht, was ich sonst an Dir geliebt haben könnte. — Steh auf! Wie? findest Du kein anderes Wort für das Mädchen, das Du zu lieben vorgibst, dem Du Führer und Schützer zu sein versprachst, in dem Augenblick, da es hilflos hinausgestoßen wird in die ihm fremde Welt, kein besseres Wort, als die kniefällige Bitte, Deine Eigenliebe zu schonen, Dir eine Erinnerung zu hinterlassen, über der Du angenehm träumen kannst?!" Sie riß mit einer rauhen Bewegung

ihre Hand aus der seinen. „Sieh' zu, wie Du mit Deinen Träumen fertig wirst! Ich werde künftig weder zu angenehmen noch zu unangenehmen Zeit haben."

Sie nahm ihre kleine Handtasche und schritt zwischen ihren Verwandten hindurch zur Treppe. „Wenn ich erst weiß, wo ich bleibe, werde ich meine übrigen Sachen fordern."

Erwin lag in den Armen seiner Mutter, eine Schwäche hatte ihn befallen.

„Das ist eine ganz gefährliche Person," murmelte Gröningen, der sich kaum von seiner Erstarrung erholen konnte. „Haben wir die wirklich Jahr und Tag unter unserem Dach gehabt, am selben Tisch mit ihr gegessen und getrunken?"

Die Hausthür klappte in's Schloß; das Abenddunkel, das über der Stadt lag, schlug um die Scheidende zusammen. Aber der Auftritt hatte einen Zeugen gehabt. Vom schwach erleuchteten Flur herauf tönte eine kräftige Stimme.

„Potz Wetter! Hier wird ja wohl Kehraus gemacht?"

Gröningen fuhr zusammen. Erwin jedoch richtete sich mit frisch erwachender Kraft aus den Armen seiner Mutter auf.

„Konrad! Konrad! Tausendfach willkommen! Vetter, eile ihr nach! Steh' ihr bei, da ich's nicht darf!"

„Na, na," wehrte der Schlosser, „nur ruhig. Die Anna ist ein muthiges Mädchen, die wird sich schon nicht verlaufen. Was gibt's denn zwischen euch?"

Alle Drei redeten zugleich auf ihn ein. Hätten Gröningens sich sehen können, sie würden sich gewundert haben über den sich überstürzenden Eifer, mit dem sie im Drang des Augenblicks dem fremden, unwillkommenen Vetter ihre intimsten Verhältnisse klarlegten. Die Testamentseröffnung gestern, die Nothwendigkeit für Erwin, eine vermögende Frau zu wählen, die Anmaßung, mit der diese aus Barm-

herzigkeit aufgenommene Nichte ſich der Trennung von Erwin widerſetzte, nachdem ſie doch offenbar des Onkels Bosheit durch ihr Ungeſchick verſchuldet hatte — das Alles kam in wirrer Ueberſtürzung heraus.

Als Kramer zu Wort kommen konnte, ſagte er nur: „Das Lange und Breite von der Geſchichte, wenn ich recht begreife, iſt alſo, daß es aus ſein ſoll zwiſchen Dir und der Anna. Nicht wahr, Vetter?“

Die Alten kamen des Sohnes Antwort zuvor. „Völlig aus! Iſt eigentlich niemals etwas daran geweſen. Ich bitte Sie, ſolche Kinderei! Ja, meine Frau, die immer zu gut iſt, war ſchwach genug, dem Unſinn zuzuſehen. Was mich anbelangt, ich hab' ſchon lange für unſeren Sohn insgeheim bei meinem Nachbar um die junge Agnes Reitmeier geworben.“

„Die Agnes Reitmeier?“

„Aus dem großen Ledergeſchäft ſchräg gegenüber, wenn Sie's bemerkt haben.“

„Ach ſo, die mit den geſchnittenen Drüſen und der einen hohen Schulter?“

„Eine hochachtbare Kaufmannsfamilie.“

„Na ja, der Erwin wird ja wiſſen, was er zu thun hat.“

Erwin ſaß am Tiſch, den Kopf in die Hände geſtützt. „Und wenn Alles vorbei und aus ſein muß für alle Zeit,“ ſtöhnte er, „ſo lieb, wie die Anna, werde ich Keine jemals wieder haben!“

Der Schloſſer hob den Kopf. „Holla, ſo ſteht's? Du kriechſt alſo zu Kreuz? Du gibſt die Anna auf?“

„Ich muß ja doch. Sieh, da ſtehen meine Eltern, hier ſteht unſer Haus. Und kommt nicht friſches Kapital in das alte Getriebe, ſo fahren meine Eltern in Kummer und Schande zur Grube, ſo bricht unſere angeſehene Firma zuſammen, ein Hohn und Spott der Leute. Es mag ja Menſchen geben, die über all' das wegſchreiten können —

ich aber hätte keine ruhige Stunde mehr, nein! und hielte ich die Anna in den Armen, ruhig würde ich nie wieder. Darum — ginge mir auch das Herz in Stücke, ich kann nicht anders, kann nicht!"

Konrad Kramer that einen tiefen Athemzug. „Somit wäre die Anna frei von dieser Stunde an? Das sage noch einmal. Du gibst sie frei, ohne Widerruf, so wahr Du ein ehrlicher Kerl bist?" Seine Stimme bebte vor Erregung.

„Was kümmert's Dich?"

„Gib Antwort!"

Erwin war aufgesprungen. Die beiden Vettern maßen sich eine Minute lang Aug' in Auge. Dann packte Erwin athemlos, außer sich, den Anderen bei den Schultern und schüttelte ihn in ausbrechender Eifersucht. „Ha, jetzt begreife ich Dich! Du hast von je ein Auge auf die Anna gehabt. Du willst sie für Dich! Leugne nicht!"

Konrad wurde sehr roth. „Und wenn es so wäre? Soll das Mädel seine Tage vertrauern, weil Du eine Andere freist? Ich kann, was Du nicht kannst, ich, der Handwerker!"

„Du? Was kannst Du?"

„Das Mädchen heirathen vom Fleck weg, obwohl sie mir nichts zubringt als ihr schönes Gesicht, ihr gutes Herz, ihre Gesundheit und Arbeitskraft, um mein Haus damit zu schmücken, daß mir das Herz aufgeht, wenn ich mein Nest anschaue. Keine Kranke, Schiefe, Zuwidere nähm' ich mir, und brächte sie mir Millionen! Daß ich die nicht brauche, das ist mein Stolz! Ich will Freude haben an meiner Familie. Daß sie bei mir nicht hungert, dafür rühre ich meine Hände. Alles Andere schert mich keinen Deut!"

Das Feuer in Erwin's Augen erlosch, er ließ die Arme sinken und wandte sich ab wie in körperlichem Schmerz.

„Ja, Du hast das Recht, mir mein Liebstes zu nehmen. Und ich spür's, Du hast auch das Herz, es zu thun. Aber," setzte er in neu auflebender Hoffnung hinzu, „sie wird nicht wollen. Nein, nie! Meine Anna kann nicht vergessen."

Konrad lachte. „Das laß meine Sorge sein. Ein rechtes Mädel gibt sich schon, wenn ein rechter Mann kommt. Die Anna vollends schien mir allzeit mehr von meinem Schlag, als von eurem. Uebrigens eilt es ja nicht. So um die Zeit, wenn Du anfängst, mit Deiner Braut Arm in Arm zu spazieren, wird's vielleicht auch zwischen der Anna und mir richtig werden. Guten Abend Alle miteinander!"

Noch in dieser Nacht wurde zum Hausarzt der Familie Gröningen geschickt. Erwin war ernstlich erkrankt.

Konrad aber schritt dahin, als wären ihm Flügel gewachsen. „Wenn mir das gelänge, die Liebe dieses Mädchens zu gewinnen. Hei! ein Leben sollte das werden mit dem frischen, sonnigen Ding, das Kraft und Freude ist vom Wirbel bis zur Zehe!" Er lachte in sich hinein. „Ja, ja, es mag den Erwin hart ankommen, so Eine aufzugeben, ich fühl's ihm schon nach. Armer Tropf! für einen gebundenen Mann, wie Du, ist die Anna nicht gewachsen!"

Und es berauschte ihn schier die Freude, daß er sich frei wußte. Alles Elend seiner harten Jugendzeit schien ihm aufgewogen, getilgt, ausgelöscht aus seiner Seele in dieser Stunde durch das fast wilde Triumphgefühl, frei zu sein, bar jeder Sorge, jeder Rücksicht, ganz auf sich selbst gestellt, verantwortlich nur für das eigene Wohl, während den auf einer höheren Sprosse der Gesellschaftsleiter stehenden Vetter widrige Umstände mit unzerreißbaren Fesseln banden, knechteten, als ihren Gefangenen zurückhielten von Glück und Selbstständigkeit. —

Unterdeſſen rannte Anna wie gehetzt durch die Straßen der Stadt und wußte nicht, wohin ihre Füße ſie trugen. Schließlich blieb ſie ſtehen, die Nacht rückte heran, ſie mußte ſich entſcheiden, wo ſie Obdach ſuchen wollte. Zwanzig Mark, die Erſparniß von Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenken, ſteckten in ihrer Taſche. Aber die mußten weit reichen. Sie anzubrechen, um ein Zimmer in einem Gaſthof zu bezahlen, war nicht rathſam. Sollte ſie zu Murichs gehen? Nein. Abgeſehen davon, daß dieſe ſie ungern aufnehmen würden, wollte ſie auch von Verwandten nichts mehr wiſſen, nichts mehr von der ſelbſtſüchtigen Fürſorge dieſer Leute. Sie mußte ſich ihren Weg durch's Leben künftig allein ſuchen. Und da fiel ihr die Putzmacherin im Hinterhaus ein; die hatte nicht Eltern noch Geſchwiſter, die mußte ihr ſagen können, wie ein alleinſtehendes Mädchen es anfängt, um zu leben und ſich durchzubringen ohne Anhalt und Unterſtützung. Käthchen wollte ſie fragen. Sie kehrte um, ſchlüpfte vorſichtig über den dunklen Hof und klopfte an die Thür der Kleinen.

Das Putzmachermädchen ſah über den Tiſch voll Blumen, Federn und Spitzen hinweg mit großen Augen auf den ſpäten Beſuch.

„Ach, das Fräulein Staudinger! Das iſt aber hübſch, daß Sie einmal herüberkommen zu mir. Setzen Sie ſich, hier auf das Kanapee und erzählen Sie, was Sie zu mir führt. Legen Sie Ihren Hut ab, und den Mantel auch. Stellen Sie doch die Taſche aus der Hand! Sie wollten wohl verreiſen? Nein, wie ſehen Sie aus den Augen! Soll ich Ihnen eine Taſſe Thee kochen? Nicht? — Na, dann ſprechen Sie, ſagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann."

Und Anna ſetzte ſich und erzählte und ſprach ſich das Leid vom Herzen, das ſeit Tagen, ſeit Jahren, ſeit ihrer

Kindheit auf ihr laſtete, ſammt dem Leid, das ſie heute niedergeſchlagen hatte. Alles vertraute ſie der Putzmacherin und fand ſie nicht dumm und nicht leichtſinnig in dieſer Stunde. Die Troſtworte, die ſie ihr ſagte, waren grundverſchieden von dem, was Tante Nannette in gleichem Fall auf die Lippen gekommen wäre, hatten Hand und Fuß und trafen in's Schwarze. Die Kleine lebte mitten in den Wellen des Lebens, Glück wie Unglück waren ihr bekannte Gäſte, und ſie griff auch entſchloſſen zu, wo Hilfe Noth that, als echtes Kind des Volkes.

Auf dem Sopha wurde ein Bett für die Freunde hergerichtet, Käthchen hatte ja öfters ſchon einer Freundin ein Obdach gewährt, auch eins angenommen, wenn ſich's eben traf. Dazu brauchte Keine ſich zu ſtolz zu dünken, nicht zum Geben, auch nicht zum Nehmen. An Jeden kommt die Reihe für beides. Morgen am Tage wollte Anna ſich nach nutzbringender Arbeit umthun. Auch dafür wußte Käthchen Rath. Sie hatte einen Berg Hüte zum Aufgarniren im Hauſe. Vielleicht konnte Anna ihr beim Aufputz hilfreich zur Hand gehen. Wenn ſie ſich zur Putzmacherin eignete, wenn ihr die Beſchäftigung gefiel, wollte Käthchen ſie ſich zur Genoſſin heranziehen.

Anna war Feuer und Flamme. Um fünf Uhr ſchon ſtand ſie auf, fegte die Stube, wiſchte den Staub, kochte Kaffee und ging dann eilig an die Arbeit. O, ſie verſtand die Nadel zu führen. Tante Nannette pflegte die Sauberkeit und Haltbarkeit ihrer Flickereien zu rühmen. Und das bischen Aufgarniren! Es ſah ſich wie ein Spiel an unter Käthchens feinen Fingerchen. Alſo Rüſchenfälteln! An Rüſchen brauchte die Putzmacherin viele, viele Meter. Sie gab ihrem Gaſt den Eggentüll in die Hand und machte die erſten Stiche.

„So, Fräulein, ſehen Sie. Nur leicht, nur vor allen Dingen recht leicht.“

Anna begann. Mit der Linken hielt sie den Tüll wie in einem Schraubstock, mit der Rechten kniff sie die Falten recht fest und dann nähte sie, sehr sauber, lauter Hinterstiche. In dem Maß, wie die Rüsche wuchs, sah sie immer trauriger aus, immer unfrischer, zerknüllter.

„Ich weiß nicht, was das mit meiner Näherei ist, Käthchen, aber anders als die Ihre nimmt sie sich aus, das ist gewiß."

Die Putzmacherin erschrak. „O weh, was haben Sie da angerichtet! Das muß Alles wieder losgetrennt werden."

Losgetrennt! Ja, was die Anna Staudinger nähte, das saß, das trennte kein Meister in der Kunst heil wieder auseinander. Für diesmal war das Material verdorben. Anna weinte.

„Es will Alles gelernt sein," tröstete die gutmüthige Putzmacherin. „Kräuseln Sie lieber erst 'mal diese Spitze. Kräuseln geht leichter."

In fünf Minuten war die hübsche Spitze ein unansehnlicher Lappen.

„Ich merke wohl," sagte Käthchen, „zum Putzmachen sind Sie nicht geboren, Sie haben eine zu schwere Hand. Vielleicht würd's mit dem Schneidern besser gehen. Damit bringt man sich auch durch, aber man muß es erst lernen und das dauert seine Zeit."

„Ich wär so gern mein eigener Herr," seufzte Anna, „so wie Sie, schlösse Abends meine Thür und wäre Niemand Rechenschaft schuldig. Von dem Leben nach Anderer Kommando habe ich genug. Aber ich fürchte, ich bin blos zum Waschen und Scheuern zu gebrauchen."

„Nun, es wird schon gehen," beruhigte Käthchen, „mit der Zeit freilich, erst mit einem kleinen Umweg vielleicht, denn zum Schneidern lernen gehört Geld. Die Schneiderinnen, die Sie ohne Entgelt in die Lehre nehmen, nutzen Sie blos als Aschenputtel aus und Sie gehen nach einem

Jahr ſo ungeſchickt von ihnen, wie Sie gekommen ſind. Wenn Ihre Verwandten Ihnen kein Geld vorſchießen wollen, wär's ſchon das Beſte, Sie träten auf ein oder zwei Jahre als Stütze in eine Familie, die Sie einigermaßen bezahlt. Mit dem erſparten Geld würden Sie dann das Schneidern lernen."

„Wenn Sie meinen," erwiederte Anna muthlos, „will ich das verſuchen."

Und ſie lief nach Stellen, tagelang immer angſtvoll den Hof durchſchleichend, damit Keiner ihrer Verwandten ſie erſpähe und etwa glaube, ſie hielte ſich Erwin's wegen noch im Hauſe auf. Sie ſchrieb auch Briefe. Zwei Mark von ihren zwanzig verſchrieb ſie an Porto. Aber Stellen finden ſich nicht ſo im Handumdrehen. Ein Theil der Herrſchaften verlangte Zeugniſſe, der andere wollte keinen Lohn zahlen. Sie aber brauchte Lohn und hatte keine Zeugniſſe.

Acht Tage ſchon hielt ſie ſich bei dem gutherzigen Käthchen auf, wagte kaum ſich ſatt zu eſſen am Tiſch der Kleinen, die ſelbſt wie ein Vögelchen aß, wußte nicht, wie ſie ihr je die Wohlthat vergelten ſollte, und fand, daß es doch recht ſchwer ſei, ſich aus eigner Kraft einen Weg durch die Welt zu bahnen.

Da erklang eines Mittags ein Schritt auf dem Flur, der ihr das Blut in die Wangen trieb. Ehe ſie Zeit fand, ſich zu faſſen, ging die Thür auf, und Konrad Kramer trat ein, nicht zur ſonderlichen Ueberraſchung der Hausherrin, wie es ſchien.

„So, Anna, alſo hier findet man Dich?"

„Ich — ich habe — ich wollte —"

„Weiß ſchon," lachte Kramer wohlgemuth, „es iſt aus mit denen da drüben. Mit denen iſt's immer aus, ſobald Einer kein Geld hat. Das thut nichts, wenn es Dir ſonſt nur gut geht! Eines nur möcht' ich wiſſen: warum

Du mir nicht ein Wörtchen gesagt hast von Deiner Verlegenheit? Mit mir braucht man doch keine Umstände zu machen."

„Dir? Daran hab' ich gar nicht gedacht."

„Schlimm genug. Da muß mir erst der Mallin sagen, daß Du hier bei dem Käthchen sitzest."

„Der Mallin?"

„Käthchens Schatz. Weißt Du nicht, daß er ein Kamerad von mir ist?"

„Ach, der junge Mann, mit dem ich euch vor acht Tagen zusammen sah?"

„Der Nämliche. Also, Bäschen, was soll werden?"

Anna erzählte, daß sie eine Stelle suche, um von dem dort erworbenen Lohn das Schneidern zu lernen.

„Ist etwas weitläufig, die Geschichte, das kannst Du einfacher haben. Sieh, ich habe etwas Geld auf der Bank stehen. Ob die mir die Zinsen zahlt oder Du, ist einerlei. Du kannst das Geld bekommen."

„Nein, Konrad, das kann ich nicht annehmen."

„Von einem armen Teufel, wie mir! Warum denn nicht? Frag' nur Fräulein Käthchen, ob arme Leute sich nicht immer untereinander aushelfen."

Und der Vetter lachte so herzlich, nahm Anna's Verlegenheit und sein Anerbieten so leicht, spaßte so übermüthig, daß dem geängstigten Mädchen auch wieder leicht im Gemüth wurde und sie annahm, was ihr angeboten wurde.

„Ich weiß, es kommt aus gutem Herzen. Da will ich auch nicht zimperlich thun. Muß ich einem Menschen etwas schuldig werden, schulde ich's lieber Dir, als denen drüben. Herzlichen Dank, Vetter!" —

Noch am nämlichen Tag suchte und fand sie ein Dachkämmerchen, in dem sie sich einrichtete, meldete sich für den kommenden Morgen in die Lehre bei einer vielbe-

gehrten Schneiderin, welche Käthchen ihr empfahl, und nachdem ſie ſolchergeſtalt Ordnung in ihre Angelegenheiten gebracht hatte, ſchickte ſie einen Dienſtmann zu Gröningens, um den Reſt ihrer Habe zu holen.

Der junge Herr habe krank gelegen, ſei heute zum erſten Male wieder aufgeſtanden, erzählte der Dienſtmann mit ſchlauem Augenzwinkern und vermeinte, dem Fräulein damit etwas Wichtiges zu melden, vielleicht eine Urſache zu neuer Hoffnung. Aber in der Bitterkeit des Scheidens, in der heißen Angſt um die Mitel zum nackten Leben war Erwin's Bild in des Mädchens Herzen verblaßt, und die Liebeszeit hatte ihren Goldſchimmer verloren. Mit einer Empfindung, die an Verachtung ſtreifte, ſchaute ſie aus ihrem engen Fenſterchen in der Richtung, in der das Gröningen'ſche Haus lag. Alſo krank war er geworden um ihretwillen? Und gab ſie doch auf! Und ließ ſie ihren Weg ſchutzlos gehen zu Glück oder Unglück, ohne einen Finger zu regen! Sein Leid fand keinen Widerhall in ihrem Herzen. Tiefer als je fühlte ſie nur die eingeborene, unverwiſchbare Fremdheit zwiſchen ihm und ihr. Warum verzehrte er ſich in Gram, wenn er nicht zu ihr ſtehen wollte? Thatkräftig und kühl, rührig und vernünftig, das echte Kind unſerer eiſernen Zeit, wog ſie nicht Gefühle, ſondern einzig Thaten, und ihr Herz ſchlug den Menſchen entgegen, die ohne Thränen, ohne Bedauern, ein Wort des Uebermuths, des Spottes vielleicht gar auf den Lippen, die feſte, ſtarke Hand ausſtrecken nach dem Strauchelnden, ihn ſicher hinaufziehen auf feſten Boden und davon auch nicht weiter viel Weſens machen. Sie meinte Einen von dieſem Schlag zu kennen.

Mit dem Schneidernlernen ging's inzwiſchen nicht gerade raſch, aber es ging. Wenigſtens wurde ſauberes, gründliches Nähen hier nicht als Fehler gerechnet wie beim Putzmachen. Anna ſtrebte mit Feuereifer, und es

ging, wie sie es Erwin in der Stunde des Scheidens gesagt hatte, sie fand nicht Zeit zu angenehmen noch zu unangenehmen Träumen.

Am ersten Sonntag Nachmittag war Konrad in ihr Stübchen getreten und hatte sie zum Ausgehen aufgefordert.

„Sieh, ich bin fremd in der Stadt," hatte er gemeint, „und Du bist eigentlich meine einzige Verwandte. Die Anderen zählen nicht. Warum sollten da wir Beide nicht zusammen gehen?"

Der Vorschlag war ihr zuerst seltsam vorgekommen, und sie sträubte sich, ihn anzunehmen, aber sie ging doch gar zu gern aus am Sonntag, noch lieber war sie mit dem Vetter zusammen. So ließ sie sich denn überreden. Nur schämte sie sich, als sie an seiner Seite auf die Straße trat, sie meinte, die Häuser selbst müßten mißbilligend auf sie niederblicken, die Anschauungen, in denen sie aufgewachsen war, hängten sich ihr wie Blei an die Füße. Bald aber merkte sie verwundert und erleichtert, daß Niemand Acht auf sie gab. Zu viele Paare wanderten mit ihnen den gleichen Weg. Als gar Käthchen und Mallin sich ihnen anschlossen, wurde ihr ganz leicht und fröhlich zu Muth. Der Sonnenschein, der sie umfluthete, die Schönheit des Waldes, den sie früher kaum einmal im Jahr betreten, die Freiheit, die sie nie zuvor geschmeckt hatte in ihrem jungen Leben, wirkten zusammen, sie in eine Art Taumel zu versetzen, in dem sie vergaß, was hinter ihr lag. Dabei wunderte sie sich, wie gut Konrad in allen Dingen Bescheid wußte, und wie er geradeaus und herzhaft über Alle urtheilte, gar nicht, wie sie's gewohnt war im Gröningen'schen Hause, wo Jeder mit seiner Meinung zurückhielt, oder wenn er sie aussprach, eine fertige, längst gemünzte, zu Tage förderte, eine so abgegriffen von der langen Wanderschaft von Mund zu Mund, wie die Nickelstücke in der Ladenkasse, auf denen kaum

mehr das Gepräge zu erkennen war und deren Echtheit gerade deshalb Niemand anzweifelte. Konrad hingegen urtheilte wie er fühlte, rückſichtslos, ehrlich, verſtändig, ganz ſo wie ſie geurtheilt hatte in ihrer erſten Jugend, als Tante Gröningen ihretwegen die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug und ſie ſchalt, ſo oft ſie den Mund aufthat, bis ſie trotzig verſtummte. Hier ſchalt ſie Niemand, ſie brauchte nicht zu verſtummen, ſie plauderte mit Konrad vom Höchſten und Geringſten mit glühenden Wangen. Die Zeit, die ihr einſt ſtill zu ſtehen ſchien an langweiligen Sonntagen, flog diesmal dahin. — Sie aber zählte die Stunden bis zum nächſten Sonntag.

Ihr eigenes Selbſt, zurückgedrängt, eingeengt, verkümmert unter einer Erziehung, in einer Umgebung, welche ſeiner Eigenthümlichkeit keine Rechnung trug, ſprengte die Hülle und wagte ſich zu entfalten, zum ſtillen Entzücken des Mannes, der die Wandlung beobachtete, zum Theil ſie veranlaßt hatte. Was künſtlich anerzogen war, fiel ab von ihr wie durch Zauber. Sie blühte auf in der Freiheit, ihrem Element. Das Glück verſchönte ſie, ſie wagte zu lachen, ſie lachte jetzt gern. Was ſie von Erwin erhofft, erträumt, Konrad gewährte es ihr. Und ſie wunderte ſich bei jedem Ausflug in die frühlingsfriſche Natur von Neuem, daß ſie es war, die ſo jauchzte, ſo leichtfüßig die grünbewachſenen Abhänge hinauf und hinunter lief.

„Ich habe das als Kind nicht gedurft, ich ſollte mich ſchämen, es als große, erwachſene Perſon zu thun," meinte ſie. Aber ſie that es doch wieder, ſie ſah, daß es Konrad gefiel.

Und es wurde auch ſo, wie Konrad es Erwin vorausgeſagt hatte. Die Krankheit des jungen Mannes war langſam in Geneſung übergegangen, das iſt die Zeit für theilnahmsvolle Gemüther, ſich freundlich zu erweiſen. Agnes Reitmeier wurde nicht müde, Blumen in's Nach-

barhaus hinüberzuschicken und nach ihren eigenen Rezepten Eingekochtes. Erwin schaute die Blumen an, löffelte traumverloren das Eingemachte und dachte an Anna. Später kam das Mädchen selbst herüber in den Dämmerstunden, um dem Genesenden die Zeit wegzuplaudern, unter Nachbarskindern war das ja nichts Besonderes. Erwin aber starrte in's Dunkel und bildete sich ein, es sei Anna, die so freundlich zu ihm rede. Als er wieder ausgehen konnte, wanderte Agnes an seinem Arm, und er schnitt ein A in einen jungen Buchenstamm. Agnes — Anna. Es that ihm wohl, daß es wenigstens derselbe Anfangsbuchstabe war. Vorher schon hatte er an Konrad geschrieben: „Sei glücklich, mach' sie glücklich. Für mich ist Alles vorüber."

Die Pflichterfüllung wurde ihm aber leichter, als er geglaubt hatte. Er sah sein Haus neu erstehen und vergaß darüber die Schnittmale im Gesicht seiner Braut.

An einem wunderbar sonnigen Sommersonntag fand sich die Familie Gröningen, die nicht oft Ausflüge unternahm, in einem beliebten Forsthaus im Herzen des Waldes ein, um des Sohnes Verlobung durch eine ungewöhnliche Lustbarkeit zu feiern. Als sie den Mittelgang zwischen den Stühlen und Tischen hinabschritten, Agnes am Arm des Geliebten, zärtlich und stolz aufblickend in sein ernstes Gesicht, kamen sie an einem Tisch vorbei, an dem vier vergnügte Menschen saßen. Mallin, der in der That endlich der Rechte schien, mit Käthchen, und Konrad mit Anna.

Während Erwin zusammenzuckend das Gesicht zur Seite wandte, bog Konrad sich vor und spähte scharf in seiner Begleiterin Züge.

„Thut's noch weh?"

Nein, der Anblick hatte ihr nicht weh gethan, sie wunderte sich selbst darüber. Sonderbar nur erschienen

ihr die vier feierlich ernſten Menſchen mit der blaſſen Stubenfarbe auf den Geſichtern in dem Sonnenſchein und Waldesgrün, welche anderen Menſchenkindern die Herzen lösten und den Frohſinn hervorlockten in's Auge und auf die Lippen.

Sie warf trotzig den Kopf in die Höhe. „Nein, ich habe andere Sorgen jetzt!"

„Andere? Zum Beiſpiel?"

„Zum Beiſpiel, wenn Eine ſolch' einen Packen Schulden hat, wie ich, ſind das nicht Sorgen genug? Ich lebe ja nur vom Schuldenmachen."

„Wenn ſie Dich drücken, könnten wir ja über das Abtragen ein Wort reden."

„Ueber das Abtragen —?"

Käthchen fand es richtig, aufzuſtehen und ſich mit ihrem Schatz in's Dickicht des Forſtes zu verlieren. Die Anderen folgten, aber nicht zu nahe.

„Wie ſoll das ſein, Konrad, das Abtragen? Du weißt, ich habe nichts."

Er ſah ſie an. Sie wurde roth und ſchlug die Augen nieder.

„Ich meine," ſagte er, „wenn wir unſeren Kram zuſammenwürfen. Sieh' einmal, Waiſenkinder ſind wir Beide, haben thun wir alle Beide nichts. Das paßt ausgezeichnet. Zwar wollte ich mit dem Heirathen warten, bis ich eine eigene Schloſſerei hätte, aber das iſt ja Alles Unſinn heutzutage. Ich habe eine gute Stelle, alſo heirathe ich Dich, wenn Du nichts dagegen haſt."

„Heirathen — mich? Du, Konrad?"

„Ich habe mir's ſo gedacht. Weißt Du, blos der Schulden wegen."

Sie hatte die Hände vor's Geſicht geſchlagen, der Wald drehte ſich um ſie. Hier ward ihr geboten, was Käthchen vor Allem erſehnte: ein erſprießliches Leben und Wirken an der Seite eines lieben, frohen, tüchtigen Mannes,

dem, jetzt fühlte sie's, ihr Herz entgegengeschlagen hatte, seitdem sie ihn zum ersten Male gesehen. Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Bist Du mir böse?" fragte er.

Sie antwortete nicht. Er zog sie in seine Arme. Sie regte sich nicht.

„Weißt Du," flüsterte er schalkhaft, „da ist nur Eines, was mir große Sorge macht, nämlich, daß Du vielleicht den Kopf hängen lassen und dem Erwin nachtrauern wirst und kreuzunglücklich bleiben Dein Lebtag."

Da mußte sie herzhaft auflachen aus vollem Herzen in ihrer Erregung. „Mit Dir? Unglücklich — mit Dir!"

Und da warf sie die Arme um seinen Hals, und ihm war ihr Kuß nicht zu warm, er fürchtete sich auch nicht, wie einst Erwin, sondern küßte sie wieder und lachte mit.

„So ist's recht! Nun weiß ich Bescheid, und Alles ist in Ordnung: Arm und Arm und Reich und Reich. Mehr Geld, mehr Sorge; schmälere Bissen, aber mehr Freud'! Hebt sich Eines gegen das Andere." —

Und als das Paar seine Verlobungsanzeige den Verwandten zuschickte, sagte auch Nannette Gröningen zu ihrer Schwester Murich: „Es ist gut so. Wir haben sie erzogen, aber zu uns gehört hat sie nie. Mein Himmel, wenn ich an unsere gute Schwester Emma denke, und wie die Treue zu halten verstand!"

— — — — — — — — — — — —

Als der Herbst die Bäume entblätterte, zog ein fröhliches Pärchen der Hauptstadt zu. Konrad und Mallin hatten sich am selben Tage trauen lassen.

„Ich glaube fast, daß ich zur Hausfrau besser tauge, als zur Schneiderin," sagte Anna, als sie in den Zug stiegen. „Ich bin aber doch froh, daß ich auch davon wenigstens etwas gelernt habe." —

Digitized by Google

Und Erwin ward ruhiger und ruhiger, und es fing an, ihm ein lieber Gedanke zu werden, daß er Anna geborgen wußte. Manchmal, wenn ihr Bild vor ihm auftauchte mit den rothen Wangen und den blitzenden Augen, kam's ihm vor wie ein Traum, daß er daran gedacht hatte, solch' Eine in sein Vaterhaus zu führen. Gut war's, wie es gekommen war. Das Haus erstand neu, nicht nur von Außen, auch innerlich erstarkte es, überwand die Krisis, die seine Gesundheit erschüttert hatte, bequemte sich der neuen Zeit an, blühte, gedieh. Er aber schaute auf Diejenige, die den Segen mitgebracht hatte, wie sie mit leisem, bedächtigem Schritt durch die Gänge wandelte, mit langsamer Rede das Richtige anordnete, blaß und kränkelnd, geduldig und thätig, kein Vergnügen, keine Ausspannung fordernd, bedacht, das Erprobte zu erhalten, Neues mit Sorgfalt zu erproben, ohne Uebereifer, ohne Leichtsinn, und er fühlte, diese paßte in das Haus, in dem er geboren war, paßte hinein wie er selber.

Und Anna's Rede von den Fichten und Palmen kam ihm in den Sinn, die ihm einst so ungeheuerlich, so unverständlich geklungen hatte. Nun aber fand er, daß sie das Richtige traf. —

Kramers geht es gut. Konrad ist längst Meister, hat eine eigene Schlosserei, Anna schneidert auch nicht mehr, sie hat für zu viele Kinder zu sorgen. Für das Jüngste strickt Tante Nannette die Strümpfe, denn: „Nicht wahr, wenn Verwandte sich darnach benehmen, sich der Wohlthaten würdig zeigen, die man ihnen erwiesen hat, und kommen in die Höhe, warum soll man sie verleugnen?“

Vendetta!

Eine Geſchichte aus Korſika.

Von

Woldemar Urban.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die Natur Korſika's iſt von einer wilden, faſt ſchauerlichen Großartigkeit. Steil und an manchen Stellen ganz unzugänglich fallen die verwitterten grauen Granitfelſen in zerriſſener, maleriſcher Formation in das wogende, blauleuchtende Meer herab, und beſonders an der Weſtküſte der Inſel, in der Nähe der Punta Revellata, wo die Berge näher als ſonſt nach der Küſte hervortreten, iſt der Eindruck der Scenerie von einer ſo wuchtigen Monotonie und hinreißenden Kraft, daß man die ungebändigte Energie und finſtere trotzige Einfachheit und Größe der korſiſchen Charaktere verſteht und begreift. In ſolcher Natur iſt kein Raum für ſentimental angekränkelte Unentſchloſſenheit oder weichherziges, feiges Zurückbeben vor einer That. Wie die gewaltigen Steinmaſſen des Monte d'Oro, des Monte Rotondo oder Monte Cinto den wilden Stürmen des Meeres, ſo ſteht der Korſe urwüchſig und kräftig durch ſeine Einfachheit und finſtere Feſtigkeit dem Schickſal gegenüber. Feſthaltend an den Ueberlieferungen der Väter, ohne Verſtändniß der neuen Zeit und mit tiefem Mißtrauen gegen alle Neuerungen, namentlich gegen die Juſtiz, vertheidigt er ſein Vaterland, ſeine Ehre, ſeine

Familie. Von der Natur mit heißem und hitzigem Blut begabt, gleicht sein Herz nicht einer leise und mattrieselnden Quelle, sondern einem Vulkan.

Nicht weit von der Hafenstadt Calvi lag noch vor wenigen Jahren eine kleine Oelmühle, die einen überaus malerischen Eindruck machte. Einsam zwischen blaugrünen, mehr als tausendjährigen Olivenbäumen versteckt, genährt von einem kleinen Felsenbächlein, das mehr geschwätzig als ergiebig von den wild ausgezackten Felsen der Revellata heruntertollt, mit ihren unbeholfenen Pressen und schmierigen Bottichen und besonders durch den braunen, räuberähnlich aussehenden Zio (Onkel) Antonio, der bei Tag und Nacht in den finsteren, niedrigen, vollständig schwarzgerußten Räumen mit kleinen blechernen, ewig schwälenden und stinkenden Oellampen hin und her ging — sah das Ganze aus wie ein übrig gebliebenes Stück Alterthum. Wieviel Millionen Olivenkerne mochten in den langen Jahrhunderten ihres Bestehens schon von den plumpen und schweren Mühlsteinen zerrieben und zermalmt worden sein. Wieviel Herzen hatten in der kleinen Oelmühle schon gehofft, geklagt, geweint und sich zu Tode gelebt! Von den Kernen war wenigstens noch eine Spur vorhanden. Abgesehen von den großen Haufen kleiner brauner Kernstücke, die überall zwischen den Felsen in der Nähe der Mühle herumlagen und einen ganz eigenthümlichen herben Geruch gaben, waren auch die Felsen, über welche der Bach von der Mühle abwärts zum nahen Meere plätscherte, mit einem feinen, schön braunen Sammet überzogen, eine Farbe, die das Wasser von den Kernen in der Mühle annahm und in den langen Jahrhunderten auf den Felsen wieder abgesetzt hatte. Von den Herzen aber war keine Spur mehr da, kein Hauch, kein Schatten. —

Es war Abend. Gluthroth und gewaltig groß war die Sonne in das Meer hinabgetaucht, aber ein leuch-

tendes Abendroth ſtrahlte noch über den halben Himmel hin und erleuchtete die Gegend.

„Roſidda, Roſidda!“ rief ein junger Burſch, der mit ſeinem Eſelchen auf dem Wege einherkam, welcher hart unterhalb der Mühle vorbei führte nach dem etwa zwei Wegſtunden entfernten Calvi.

In der Thür der Oelmühle erſchien ein junges Mädchen von etwa achtzehn bis neunzehn Jahren, eine echt korſiſche Schönheit. Sie hatte dickes, ſchwarzes, etwas welliges Haar, dunkle, energiſche Augen, aber außerordentlich weiche, zarte, etwas ſinnliche Geſichtsformen. Das Geſicht war von jener eigenthümlich kräftigen, gelblich-braunen Farbe überhaucht, wie ſie jene Berge hervorbringen. An dem jungen bildſchönen Mädchen war im Gegenſatz zur Mühle durchaus nichts vom Alterthum zu bemerken. Sie ſah neugierig aus, als ſie aus dem Hauſe trat. Es ſchien ihr angenehm zu ſein, die eintönige Einſamkeit unterbrochen zu ſehen.

Als ſie den Rufer gewahrte, lachte ſie. „Ach, Pinotto, biſt Du's?“ rief ſie hinab.

„Warum ſoll ich's nicht ſein?“

„Wo willſt Du hin?“

„Iſt Onkel Antonio zu Hauſe?“

„Nein. Er iſt nach Calvi, um Oel abzuliefern.“

Pinotto band ſeinen Eſel an einen der Olivenbäume feſt. Dann ſtieg er haſtig nach der Mühle hinauf.

„Es iſt ſehr warm, Roſidda. Haſt Du nichts zu trinken?“

Roſidda ging, um dem jungen Mann den Trinkkrug zu holen, und Pinotto ſah ihr mit leuchtenden Augen nach. Es entging ihm nichts. Wie ſie ſich mit der kurzfingerigen fleiſchigen Hand die rebelliſchen Locken zurecht ſtrich, wie ſie ſich beim Gehen ſelbſtgefällig in den Hüften wiegte und mit dem dünnen Röckchen ſchwänzelte, das weich und faltig um die zierlichen Füßchen ſchlug, die in den landes-

üblichen groben Holzschuhen steckten — Alles beobachtete Pinotto mit einer Aufmerksamkeit, als ob er weniger aus Durst, als vielmehr ganz anderer Interessen halber bei dem Mädchen eingekehrt wäre. Auch nippte er nur an dem dargereichten Krug.

„Nun, wie ist's?" fragte er kurz, sah sie aber mit scharfen, durchdringenden Blicken an.

Sie schlug die Augen wie verwirrt nieder. Sie ahnte sehr wohl, wonach Pinotto fragte, gleichwohl entgegnete sie zögernd: „Was denn?"

„Rosidda, Du wirst Dich nicht in alle Ewigkeit hier oben in diese Einsamkeit vergraben wollen."

„Warum denn nicht? Ich bin ja bei Onkel Antonio!"

„Eben deshalb. Ein Mädchen wie Du, die geschaffen ist, einer ganzen Stadt die Köpfe zu verdrehen, paßt nicht in eine Oelmühle, die einsam am Felsen hingeklebt ist wie ein Adlerneſt. Ein junges feuriges Blut, wie Du, paßt nicht zu einem alten Onkel."

„O, Antonio ist noch nicht alt."

„Er ist doppelt so alt wie Du."

„Das ist nicht alt für einen Mann wie Onkel Antonio."

„Er ist aber nicht Dein Mann."

Das Mädchen seufzte drollig auf: „Ich habe keinen Anderen!"

Pinotto faßte sie rasch bei der Hand und drängte sich an sie heran. Sie wich ihm aus. Zögernd und mit einem Blick auf den jungen, frischen Burschen, der eher eine Ermuthigung als eine Abweisung war, that sie es. Aber sie wich ihm doch aus.

Pinotto wurde sich rasch klar. Er faßte sie gewaltsam um die Taille und flüsterte mit heißem Athem und leidenschaftlicher Stimme: „Wozu willst Du mit mir spielen und Komödie machen? Sind wir nicht allein und un-

belauſcht? Roſidda, ich weiß, daß Du mich liebſt. Was hält Dich ab, mich zu heirathen?"

Das Mädchen wand ſich in ſeinem Arm. Es ſchien ſogar, als wenn die dunkle, leidenſchaftliche Gluth, mit der Pinotto ſprach, erkältend auf ſie gewirkt, ſie mit Angſt und Furcht erfüllt hätte. Wenn ſie ihn auch liebte, ſo machte ſie gleichwohl das ungeſtüme Drängen, das heiße leidenſchaftliche Begehren ängſtlich.

„Nun alſo, Roſidda!" fuhr Pinotto dringend fort, „biſt Du ein ehrliches Mädchen, ſo antworte offen: willſt Du mich heirathen?"

„Pinotto —" ſagte ſie zögernd und ausweichend.

„Ja oder nein, Roſidda, willſt Du, oder willſt Du nicht?"

„Du weißt, Pinotto, daß ich das nicht allein entſcheiden kann."

„Du mußt wiſſen, ob Du willſt oder nicht, und das will ich wiſſen. Was dann Andere dreinzureden haben, wird ſich finden."

Das Mädchen wurde ſichtlich ängſtlicher und hilfloſer. Sie hätte vielleicht gern ja geſagt, aber ſchon der Gedanke an ihren Onkel hielt ſie ab. Es ging nicht; ſie konnte die Mühle, ſie konnte ihren Onkel nicht verlaſſen.

„Wenn Onkel Antonio will, dann will ich auch, Pinotto," ſagte ſie endlich langſam.

Pinotto ließ ſie raſch los. Finſter und hitzig auffahrend, fragte er weiter: „Was geht Dich Dein Onkel an? Er iſt nicht Dein Vater."

„Ich kann ihn nicht allein laſſen. Er würde ſterben."

„So ſoll er mit uns hinunter kommen nach Scaricatoio. Du weißt, Roſidda, unſer Gehöft iſt groß, meine Mutter iſt alt, ich kann nicht überall ſein. Wenn Onkel Antonio mit hinunter kommen will, ſo gibt es Platz genug und Arbeit auch. Sage alſo, ob Du willſt, Roſidda?"

Pinotto war ein echter Korſe. Er bat und flehte nicht vor ſeiner Geliebten — er forderte! Ja oder nein, kurz und bündig wollte er wiſſen, ob er geliebt ſei oder nicht.

Aber auch Roſidda kannte ihn wohl. Sie wußte, daß von dem ſchroff und ſtürmiſch geforderten Ja oder Nein vielleicht Leben oder Tod abhing. Sie durfte ein Ja nicht ſagen, ohne Antonio's Willen zu wiſſen — und ſie fürchtete leider, ihn zu wiſſen, noch ehe ſie fragte. Das war es ja eben, was ſie ängſtlich und unentſchloſſen machte. Ein Nein aber traute ſie ſich dem Pinotto auch nicht zu geben. Pinotto war zu Allem fähig und würde eine ſo bündige Abweiſung nicht ſo ohne Weiteres hingenommen haben. Außerdem wollte ſie aber auch nicht Nein ſagen, denn ſie hatte ihn wirklich gern.

„Es iſt nicht daran zu denken, daß der Onkel mit zu Dir hinzieht," antwortete ſie.

„Weshalb nicht?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht?" fuhr er ſie zornfunkelnd an, „dann will ich es Dir ſagen, Roſidda. Du glaubſt vielleicht, ich ſehe es nicht, daß Dich der Alte mit ſeiner ganzen umſtändlichen Zärtlichkeit und Hartnäckigkeit liebt — —"

„Pinotto!" rief das junge Mädchen erſchreckt.

„Er liebt Dich!" ſchrie ſie der Burſche an, „und wenn Du es auch nicht ſiehſt oder ſehen willſt, ſo weiß ich es doch. Aber beim heiligen Giorgio von Scaricatoio, ich —" Er brach plötzlich ab und beſänftigte ſeinen Zorn gewaltſam. Roſidda hatte einen leiſen Schrei ausgeſtoßen und war erſchrocken etwas von ihm zurückgetreten.

Beruhigter fuhr Pinotto fort: „Roſidda, gib mir Deine Hand und ſage mir, ob Du willſt. Du weißt, wie ich Dich liebe. Ich werde Dich auf den Händen tragen Dein Leben lang, und was mein iſt, wird auch Dein ſein,

aber ſage mir, daß Du mich liebſt, daß Du mein Weib ſein willſt."

Er ſah ihr in die Augen; ſein Blick hatte jene wilde berückende Gluth des Südens, die gleichzeitig beängſtigt und beglückt. Sie erröthete vor ihm, zitterte und erſt nach einer Pauſe ſtammelte ſie: „Ich ſagte es Dir ja ſchon, Pinotto."

„Nichts ſagteſt Du mir, Roſidda. Du haſt weder ja noch nein geſagt."

„Ich ſagte, wenn Onkel Antonio will, will ich auch."

„Du Thörin! Siehſt Du nicht ein, daß er es niemals wollen wird? Du mußt wählen zwiſchen mir und ihm, Roſidda, alſo wähle!"

„Pinotto —" begann ſie verlegen. Was ſollte ſie ihm ſagen? Sie hätte in dieſem Augenblick ihre Seligkeit für eine paſſende Antwort gegeben.

„Iſt das ſo ſchwer? Ein alter Mann, der ſchon graue Haare hat —"

„O, es ſind nur ganz wenige, und Onkel Antonio iſt darum doch noch ein junger Mann," ſagte ſie haſtig.

„Ein junger Mann? Ich bitte Dich, Roſidda! Dann bin ich ebenſogut ein Marquis, wie er ein junger Mann!"

„Er iſt ſechsunddreißig Jahre alt."

„Und Du biſt achtzehn!"

„Antonio iſt ſo gut, ſo herzensgut."

„Bin ich deshalb ein Sünder?"

„Du biſt ſo ſtürmiſch, Pinotto. Laß mir Zeit. Ich werde mit dem Onkel reden."

„Er wird Dich beſchwatzen."

„Das wird er nicht. Und wenn er auch wollte, Pinotto, ich würde mich nicht beſchwatzen laſſen."

Es war mittlerweile dunkel geworden, deshalb hatten die Beiden nicht bemerkt, wie unter den Oliven ein Mann herangekommen war, der drei Eſel vor ſich hertrieb, die

mit leeren, in Quersäcken ruhenden Oelfässern beladen waren. Der Mann war von außerordentlich kräftigem Wuchs, seine dunkeln Augen blickten klug und energisch in die Welt, seine Züge hatten aber gleichwohl einen gewissen schalkhaften, gemüthlichen und vertraulichen Ausdruck. Seine dichten, buschigen Haare waren, wie auch der Bart, tiefschwarz; nur im Nacken und in der Nähe der Ohren mit wenigen ergrauten Härchen durchsetzt; trotzdem machte der Mann im Uebrigen noch einen durchaus jugendlichen Eindruck.

„He! Rosidda!“ schrie er, als er der Oelmühle bis auf etwa zwanzig Schritt nahe gekommen war.

Rosidda fuhr erschrocken zusammen, als sie den Ruf hörte.

„Onkel Antonio!“ sagte sie hastig. „Ich möchte nicht, daß er Dich hier fände, Pinotto.“

„Ich gehe ja schon,“ antwortete der Bursche mißlaunig. „Glaubst Du vielleicht, mir macht es so außerordentliches Vergnügen, mich mit Deinem Onkel zu unterhalten?“ Dabei band er sich die Schärpe, die er nach korsischer Sitte um den Leib geschlungen trug und die sich im Laufe des Gespräches etwas gelockert hatte, fester. Es war eine Schärpe von gelber Halbseide mit weißen Troddeln, die insofern von den Schärpen, die andere Fischer und Bauern trugen, abwich, als diese gewöhnliche rothwollene vorzogen. Aber Pinotto war ein wohlhabender Mann, der es liebte, das auch in seinem Aeußern auszudrücken.

„Und wann willst Du mir sagen, ob Du willst, Rosidda?“ setzte er hinzu, die etwas ausfasernde Schärpe zurechtstreichend.

„Ich — ich — nächste Woche, Pinotto. Wahrhaftig, nächste Woche!“ antwortete Rosidda mit einer gewissen verlegenen Hast.

„Gute Nacht,“ sagte Pinotto und ging den Weg hinab, der in kleinen Windungen von der Oelmühle zu dem

Hauptwege führte, welcher etwas unterhalb vorbeiführte. Auf diesem schmalen Wege traf er mit dem heraufkommenden Antonio zusammen. Es war ein eigenthümlicher, scharfer Blick, mit dem sich die Beiden maßen. Eine sehr verdächtige, fast unheimliche Ruhe lag in ihren Zügen, als sie einander betrachteten.

„Pinotto?" fragte der ältere der beiden Männer ruhig, aber wie erstaunt und grollend.

„Was soll's?" gab der Andere zurück, kalt, herausfordernd.

„Was hast Du dort oben zu suchen?"

„Ist's etwa verboten?"

„Hm," machte Antonio nachdenklich. Dann sagte er ruhig und laut: „Guten Abend!" und schritt an dem jungen Mann vorbei, zur Mühle hinauf.

2.

Mit schwerem Tritt und tiefem Ernst stieg Antonio die wenigen Stufen bis zur Mühle hinan und setzte sich nach kurzem, fast seufzendem Gruß vor die Hütte an einen rohen Holztisch. Dieser stand unter einer uralten Olive; es war der Lieblingsplatz Onkel Antonio's, den er immer einnahm, wenn er im Hause nicht dringend zu thun hatte. Von hier aus übersah er das weite Meer mit all' dem Farbenzauber der sinkenden Nacht, die rissige malerische Küstenlandschaft bis weit hinunter nach dem Golf von Elba. Hier hörte er, wie die Vögel des Abends nach und nach verstummten, wie die Nachtwinde vernehmlicher durch die Kronen seiner alten Oliven fuhren, und die Wogen des Meeres sich rauschender an den Uferfelsen brachen, hier lauschte Antonio den Stimmen der Einsamkeit, die sich mit großartiger Gewalt seines einfachen, aber um so empfindsameren und eindrucksfähigeren Gemüthes be-

mächtigten. Hier träumte er die zahllosen Märchen seines Volkes, hier sann er dem geheimnißvollen Spuk der Geister und Dämonen nach, die in den unendlichen und unzugänglichen Höhlen der Revellata, die für den Eingang in die Unterwelt galten, ihr Wesen trieben; hier glaubte er die fabelhaften, lockenden Meersirenen zu vernehmen, bei deren Gesang die Vögel des Himmels einschlafen und das Getöse des Meeres schweigt. Hier war Antonio aufgewachsen, war ein Mann geworden; hatte all' jene Kämpfe gekämpft, die sein entsagungsreiches Leben gebracht — um eine Welt hätte Antonio seinen Sitz unter der alten Olive nicht aufgegeben.

Schweigend, mit scheuer Achtung, aber auch mit liebender Sorgfalt und Anhänglichkeit ging Rosidda um ihn herum, ging ab und zu, um ihm das frugale Abendessen aufzutischen — einige Eier, Brod und Käse, und einen Krug dunkelrothen Weines.

„Rosidda," rief er sie endlich an, „setz Dich zu mir her und iß mit mir."

Sie zog einen etwas wackeligen Strohsessel heran und setzte sich. „Was ist mit Dir, Onkel, Du bist so still?"

„Höre mir zu, Rosidda. Ich habe mit Dir zu reden."

Sie legte ihre kleine, kurzfingerige weiche Hand auf seine dunkelbraune, nervige Faust und sah ihn erwartungsvoll an.

„Kannst Du Dich noch auf Deinen Vater besinnen, Rosidda?"

„Nein, Onkel, aber Du hast mir erzählt, daß er Dir sehr ähnlich gesehen haben soll."

„Ja, er war mein älterer Bruder. Er war sieben Jahre älter als ich und starb, als Du noch nicht drei Jahre alt warst. Ich besinne mich auf den Morgen noch sehr genau. Es war ein kalter Februartag, ein frostiger Nebel lag auf dem Meere, ein rauher Wind pfiff durch die zitternden Oliven. Dein Vater konnte kaum noch

ſprechen, als ich bei ihm eintrat. Ich ſehe noch ſeinen matten Todesblick, mit dem er Dich auf meine Arme legte und leiſe ſagte: ‚Sorge Du, ich kann nicht mehr!‘“

„Onkel!“ rief Roſidda bewegt und drückte raſch einen Kuß auf ſeine harte Hand, auf der die Adern ſtark hervorſtanden. Er entzog ihr aber die Hand und ſtrich ihr leiſe über den Scheitel.

„’s iſt gut, Roſidda. Ich habe geſorgt, ja, ſchwer geſorgt — gerungen um Dein Wohl, mit Anderen und mit mir — es iſt gut, es iſt vorbei. Aber an jenem Morgen, an jenem menſchenfeindlichen, kalten Nebelmorgen, als Dein Vater ſtarr und todt auf dem Brette lag und ſich ein junges friſches Leben in meinen Armen dehnte, mich anlachte mit ſeinen ahnungsloſen, runden Schwarzäugelein, da habe ich’s mir geſchworen: das Leben und das Alter dem Kinde!“

Roſidda weinte. Wie ihr Onkel ſo ſprach, war es ihr, als ob etwas Außergewöhnliches, etwas nie Dageweſenes kommen müſſe. Nie hatte der Onkel von dieſen Sachen zu ihr in dieſer ernſten, ſchweren, bedächtigen Weiſe geſprochen, nie war ihr die tiefe Innerlichkeit des Onkels ſo klar erſchienen. Sie traute ſich kein Wort zu ſagen, und Antonio fuhr nach einer kleinen Pauſe fort:

„Ich habe Dich aufgepäppelt, Roſidda. Mit dieſen meinen Händen habe ich Dich gebettet, Dich gepflegt und gewartet, Dich getränkt. Ich habe Dich immer, immer, von jenem Morgen ab, geliebt, und wenn Du krank warſt, habe ich die Guitarre von der Wand hergelangt und Dich mit unſeren alten ſchönen Liedern in Schlaf geſungen. Ja, Roſidda, ich habe Dich ſo ſehr geliebt, daß ich mich fürchtete, Dir eine Stiefmutter zu geben. Ich war ja damals noch ein junger Burſche und hätte ja wohl auch heirathen können. Ich war damals nicht älter als — als Pinotto, meine Haut war ſo weich wie ſeine, meine

Haare so schwarz und glänzend wie seine, meine Augen so leuchtend und feurig wie seine; aber ich hielt meinen Schwur. Das Leben und das Alter dem Kinde! Ich wollte nicht, daß eine Stiefmutter mit scheelem Auge auf das fremde Kind schauen sollte. Ich blieb allein, allein mit Dir, Rosidda."

„Onkel," schluchzte diese, „nie, nie werde ich Dir's vergessen!"

Da ballte sich plötzlich in einem ganz unvermittelten Wuthausbruch seine Faust, in der er das Messer hielt, und er schlug damit zornig auf den Tisch.

„Bei San Giorgio von Scaricatoio, Du hast's vergessen!" schrie er sie an.

Sie erschrak vor seiner gewaltigen Stimme, vor seinen wild funkelnden Augen auf's Heftigste und wurde bleich. Sie stand von ihrem Sitz rasch auf und stellte sich ihrem Onkel gegenüber. „Onkel Antonio," rief sie, „bei der heiligsten Gottesmutter Maria, ich werde Dir ewig dankbar sein!"

„So? Das nennst Du dankbar? Mit jungen Burschen hinter meinem Rücken herumscherwenzeln, sich zierliche Lügen sagen lassen und dem — alten Onkel ein Schnippchen schlagen!"

„Onkel —"

„Sei still!" unterbrach er sie heftig, „und lüge nicht auch noch."

Dann brach Antonio rasch ab, fuhr sich nachdenklich mit der Hand über Stirn und Haare und schien seine Heftigkeit zu bereuen.

Ruhiger und mehr zuredend fuhr er nach einer Weile fort: „Setz' Dich wieder her, Rosidda. Was hast Du vor mir zu erschrecken? Meinst Du vielleicht, ich könnte je bereuen, was ich an Dir gethan? O, sei nur still. Das geschieht niemals, komme, was da wolle, aber bereuen werde ich das nie, denn — Du bist ein schönes Mädchen

geworden, Rosidda, Du bist so schön, wie der Stern von Korsika, so schön wie eine Sommernacht der Revellata; Du bist so schön wie Deine Mutter war, die der tollköpfige Weinhändler aus Ajaccio aus Eifersucht niederstach. Du warst damals kaum zehn Wochen alt."

„Meine arme Mutter!"

„Sie sei Dir eine Warnung."

Er sagte das rasch und ganz ohne Betonung, wie man etwa nur etwas ganz Gleichgiltiges, wie man aber in Korsika auch etwas tief Bedeutungsvolles spricht. Rosidda fühlte die Bedeutung dieser leicht hingeworfenen Bemerkung wohl. Sie sagte lange Zeit nichts und es entstand eine Pause.

„Was wurde aus dem Manne, Onkel?" fragte sie endlich.

„Wer das wüßte!" antwortete Antonio. „Matteo Galloni hieß er. Er wurde damals von allen Behörden gesucht — natürlich vergebens. Er floh in die Macchia*) und wurde Räuber. Dein Vater, der ihn wohl gefunden haben würde, war damals schon krank. Aber sei nur ruhig, Rosidda, die Vendetta stirbt nicht, wie Du ja wohl weißt."

„Onkel, bei allen Heiligen —"

„Still davon!" sagte er streng. „Kennst Du das heiligste Gesetz der Korsen so schlecht? — Doch das geht Dich nichts an," fuhr er nach einer kleinen Pause milder und freundlicher, fast schmeichelnd fort, „nicht davon wollte ich mit Dir sprechen. Sieh, Rosidda, wenn meine Hände jetzt auch hart und rauh sind, mein Gesicht faltig wird, und mein Haar ergraut, so schlägt mein Herz doch noch so frisch und kräftig für Dich, wie je. Ich könnte es nicht ertragen, Dich von mir zu lassen, Dich in dem Hause eines Anderen zu wissen. Sprich, Rosidda, willst Du mich wirklich verlassen — verrathen?"

*) Macchia, wörtlich Gebüsch, Gestrüpp, nennt man auf Korsika den unkultivirten, meist mit Buschwald bedeckten, unfruchtbaren, felsigen und dem allgemeinen Verkehr unzugänglichen Boden im Innern der Insel.

„Onkel —“ seufzte Rosidda erröthend auf.

„Nenne mich nicht mehr Onkel, Rosidda, und wenn ich zehnmal der Bruder Deines Vaters wäre,“ sagte Antonio, indem er seinen Arm um ihre Hüfte legte und sie leise an sich zog. „Kannst Du Dir nicht vorstellen, daß ich als Gatte noch tausendmal zärtlicher gegen Dich wäre, wie ich als Onkel war? Nein, Rosidda, sage jetzt noch nichts, sondern höre mir erst ruhig zu. Ich war beim Padre Travolto und habe ihm Alles gebeichtet. Du bist nun ein erwachsenes Mädchen, und ich glaubte es Dir und mir schuldig zu sein. Weißt Du, was Padre Travolto zu mir sagte?“

Er hatte sie jetzt ganz an sich gezogen, hielt sie an seiner breiten Brust geborgen und küßte sie auf die Wange.

„Willst Du es wissen?“

„Ja,“ hauchte sie.

„Padre Travolto sagte mir, ich solle Dich fragen, ob Du meine Frau werden wolltest.“

Er fühlte, wie sich ihre Brust heftig hob und senkte, wie ihr Athem heiß und stoßweise ging. Sie hob schüchtern die Augen zu ihm auf und schaute ihn mit einem innigen, zärtlichen Blick an.

„Rosidda,“ flüsterte er mit leidenschaftlicher Erregung, „willst Du meine Frau werden, willst Du?“

„Ja, ich will,“ antwortete sie leise.

„Du willst mich lieben, Rosidda, nur mich allein?“ jubelte er wild auf.

„Nur Dich, Antonio!“ sagte sie innig und herzlich.

„Mich niemals verlassen? Niemals?“

„Niemals!“

„Mein Weib, mein Weib!“ stammelte er aus überglücklicher Brust hervor. Dann wurde es still, und Mund auf Mund hielten sie sich lange umfangen.

Rollender und grollender brachen sich die dunkeln

Meereswogen an den ſchroffen Felſen, auf denen die kleine Oelmühle ſtand — ſie achteten es nicht. Leiſe pfeifend fuhr der Nachtwind durch die Oliven und beugte ſchaukelnd ihre Wipfel — ſie hörten es nicht; ſie waren glücklich und ganz verſunken in ihr Glück.

3.

Roſidda lebte die folgende Zeit, die noch bis zu ihrer Verheirathung vergehen ſollte, wie im Traum. Sie war glücklich und ſchon deshalb überzeugt, das Rechte getroffen zu haben. Mußte ſie ſich doch ſelbſt ſagen, daß ſie nicht anders gekonnt, daß ſie Antonio nicht zurückweiſen durfte, und es eine Unmöglichkeit, ein ſchwarzer Undank, eine Ungeheuerlichkeit geweſen wäre, ihn und die kleine Oelmühle zu verlaſſen. Freilich hatte der Zuſtand, in dem ſie ſich befand, auch die Befürchtung mit dem Traum gemeinſam, die ganze Herrlichkeit könne eines Tages wieder ſpurlos verſchwinden wie ein Traum, ihr Glück könne zerrinnen wie Märzſchnee, und nichts zurücklaſſen, als eine qualvolle Erinnerung, um ſo qualvoller, je beſeligender ſie jetzt ihre Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ihre Freude empfand. Und wenn ſie auch keine Ahnung hatte, wie das zugehen könne, ſo brachte ſie doch inſtinktiv dieſe Befürchtung mit Pinotto in Zuſammenhang. Pinotto hatte ſie lieb, das wußte ſie wohl; und auch ſie ſelbſt war dem jungen friſchen Burſchen geneigt geweſen, aber er ſelbſt hatte ihr ja die Wahl zwiſchen Antonio und ihm geſtellt, und wenn ſchon von einer Wahl die Rede war, ſo konnte und mußte ſie ſo ausfallen, wie ſie ausgefallen war. Auch hegte ſie die Hoffnung, Pinotto würde ſich in's Unabänderliche fügen und ſich zufrieden geben. Hatte er ja in den zwei Wochen, die ſeit der Unterredung mit Antonio vergangen waren, und während welcher er erfahren

haben mußte, daß die Heirath morgen in Scaricatoio in der Kapelle San Giorgio ſtattfinden würde, nichts wieder von ſich hören laſſen.

Roſidda ſaß in glücklichen Träumereien verſunken auf einem Felsblock vor ihrer Mühle. Von dem kleinen Dorfe, von Scaricatoio herauf, das etwa eine halbe Stunde von der Mühle entfernt war und hart an der Küſte lag, erklang das Ave Maria-Läuten, und der Bach, der die Mühle trieb, plätſcherte geſchwätziger als ſonſt über die Felſen hinab, denn es hatte in den Nachmittagsſtunden geregnet — in Korſika ein ſeltenes Ereigniß. Plötzlich ſtand Pinotto vor ihr, ohne daß ſie geſehen oder gehört hätte, woher er kam. Sie war heftig erſchrocken.

„Alſo morgen, Roſidda?“ ſagte er luſtig. Seine Augen glitzerten und leuchteten; er ſchien etwas getrunken zu haben. Sie ſtand auf. Je luſtiger er war, deſto ernſter, beſtimmter und finſterer wurde ſie.

„Morgen iſt unſere Hochzeit, Pinotto. Ich hoffe, Du wirſt uns auch die Ehre erweiſen, unſer Gaſt zu ſein.“

„Selbſtverſtändlich, Roſidda. Natürlich. Aber — heute iſt noch nicht morgen.“

„Was willſt Du damit ſagen?“

„Nichts. Antonio iſt fort?“

„Ja.“

„Nach Calvi?“

„Nein.“

„Ah, richtig. Er iſt nach Scaricatoio, wahrſcheinlich um Alles richtig zu machen. He?“

„Ja. Woher weißt Du es?“

„Ich ſah ihn gehen. Warum geht er denn immer an den verfluchten Abgründen vorbei?“

„Es iſt der kürzere Weg.“

Pinotto ſtieß mit ſeinem Stiefel in einen Haufen gemahlener Oelkerne und ſchien etwas zu überlegen. Roſidda

fiel das eigenthümliche Betragen des Burſchen auf. Es war ſonſt gar nicht ſeine Art, etwas zu überlegen und nachdenkliche Pauſen zu machen.

„Du ſollteſt ihn warnen!“ ſtieß endlich Pinotto kurz hervor.

„Warnen? Den Antonio?“ fragte Roſidda erſtaunt. „Weshalb denn? Vor was denn?“

„Weißt Du denn nicht, daß er in der Vendetta liegt mit dem Matteo Galloni?“

„Ich weiß wohl davon, aber — Matteo Galloni iſt ja in die Macchia entflohen, er iſt ja nicht hier.“

„Er iſt hier. Papino hat ihn geſtern geſehen.“

„Um's Himmels willen, Pinotto, man muß Anzeige davon machen.“

„Eben das ſoll Antonio thun. Iſt er heute bewaffnet?“

„Er geht nie ohne ſeine Piſtole.“

„Gut. Ich habe alſo das Meinige gethan. Du ſiehſt, ich meine es gut, Roſidda. Addio.“

Damit ging Pinotto langſam und gemächlich davon, die Hände läſſig in die gelbe halbſeidene Schärpe geſteckt.

Wie verſteinert ſah Roſidda ihm eine Weile nach. Matteo Galloni alſo war zurück, Antonio in Gefahr! Wohl war anzunehmen, daß Matteo Galloni den Antonio nicht aufſuchte. Er war ſicher nicht zurückgekommen, um ſich ſeinem Todfeinde in den Weg zu ſtellen. Er würde ihm ſogar ſoviel als möglich aus dem Wege gehen. Aber wenn ſie ſich in den wilden Felſenſteigen, die gerade zwiſchen Scaricatoio und der Oelmühle oft an ſchwindelnden, unzugänglichen Abgründen hinführten, trafen, mußten ſie ſich nicht Beide ihres Lebens wehren, ſo gut ſie konnten? Konnten ſie nicht Beide im raſenden Kampf um Leben und Tod hinunterfallen in die räthſelhaften, grauſigen Untiefen?

Roſidda fühlte, wie ihr Herz immer ſchneller und ſchneller klopfte. Was ſollte ſie thun? Sollte ſie warten,

bis Antonio zurückkam oder mußte sie ihn aufsuchen? In Scaricatoio selbst oder in den Felsen? Vielleicht fand sie ihn gar nicht und verfehlte ihn unterwegs. Es schien ihr sicherer, ihn zu Hause zu erwarten. Er mußte ja jeden Augenblick kommen.

Aber es verging Stunde auf Stunde, und Antonio kam nicht zurück. Es wurde finster und immer finsterer; schon lag das Meer vor den suchenden Blicken Rosidda's wie eine dunkle farblose Masse, wie ein endloses, räthselhaftes Grab, und Antonio kam nicht zurück. Sie rief, sie weinte, sie betete. Ueber ihrem Bett hing eine kleine buntbemalte hölzerne Madonna, der einzige Luxus in der Oelmühle; sie warf sich nieder und rang die Hände nach dem Bilde empor, aber Antonio kam nicht. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihn nicht gesucht hatte, so lange es noch hell war. Verzweiflung und Reue wühlten in ihr, und wie besinnungslos schlug sie sich vor die Brust, athemlos rannte sie bald horchend, bald rufend und weinend von einem Ort ihrer kleinen Behausung zum anderen. Endlich hielt sie es nicht mehr aus und stürzte wie wahnsinnig hinunter in den Wald, hinaus in die Nacht, auf die gefährlichen Wege und Stege nach Scaricatoio hin.

Wo sollte sie ihn suchen in finsterer Nacht? An wen sich wenden in ihrer Noth? Bald war sie mitten in den Felsen drinnen, die sie überklimmen mußte, um nach Scaricatoio hinunter zu gelangen. Die Wege waren von dem Regen noch schlüpfrig, und mehr als einmal fiel sie zu Boden und war in Gefahr, in die gähnenden Abgründe zu stürzen. Von Zeit zu Zeit rief sie laut in die Berge hinein: „Antonio, Antonio!", aber nur das Echo, oft zwei und dreifach, kam zurück.

Endlich langte sie in Scaricatoio, einem elenden kleinen Fischerdorfe, das aus nur wenigen roh aus Felsstücken zusammengefügten Hütten und einer Kapelle bestand, an.

Die Leute ſchliefen natürlich ſchon alle, und Roſidda wandte ſich zu der etwas abſeits ſtehenden Kapelle. Sie wollte den Padre Travolto wecken und ihn fragen, wo Antonio ſei. Ehe ſie aber dorthin kam, wurde ſie plötzlich angerufen.

„Wer geht dort?“ ſcholl es ſtreng und ſcharf aus dem Schatten eines Hauſes hervor.

Roſidda ſah aufmerkſam nach der Richtung, woher die Stimme kam.

„Pinotto!“ rief ſie, „biſt Du es?“

„Roſidda,“ antwortete er, „was willſt Du hier?“

„Pinotto, um aller Heiligen willen, wo iſt Antonio?“ ſchrie ſie ihm entgegen und rang von Neuem verzweifelnd vor ihm die Hände.

„Woher ſoll ich das wiſſen?“ entgegnete er. Seine Stimme klang gereizt und heftig, als ob Roſidda's Frage eine Beleidigung für ihn ſei. Aber das Mädchen achtete darauf nicht.

„Beim heiligen Giorgio von Scaricatoio,“ fuhr ſie jammernd fort, „hilf mir ihn ſuchen. Er iſt bis jetzt noch nicht zurückgekehrt und verſprach doch bei Tageslicht zurück zu ſein.“

„Was habe ich Dir geſagt? Habe ich Dir nicht geſagt, daß Matteo Galloni zurückgekehrt iſt? Sie werden ſich begegnet ſein, Roſidda. Komm, wir wollen den Padre Travolto wecken.“

Damit zog er ſie fort nach der Wohnung des Padre Travolto, die ſich hart neben der Kapelle des heiligen Giorgio befand. Der Prieſter war auch ziemlich raſch auf den Beinen, konnte aber nur mittheilen, daß Antonio in den Nachmittagsſtunden bei ihm geweſen ſei und Alles für die Hochzeitsfeierlichkeit, die am nächſten Tage ſtattfinden ſollte, geordnet habe. Noch vor dem Ave Maria-Läuten ſei er wieder von Scaricatoio fortgegangen, angeblich direkt nach der Oelmühle zurück.

Rosidda jammerte und schrie. Einige Leute wurden munter und kamen herbei, um sich zu erkundigen, was es gäbe. „Antonio ist mit dem Matteo Galloni zusammengerathen," erklärte Pinotto ohne Weiteres, als ob eine andere Möglichkeit gar nicht vorhanden wäre, „macht Licht, holt einige Fackeln. Es muß auf dem Wege nach der Oelmühle passirt sein. Wir wollen sehen, ob wir von dem Einen oder von dem Andern eine Spur entdecken. Wir werden sie schon finden, wenn nicht etwa die unzugänglichen Höhlen der Punta Revellata verschlungen haben, was wir suchen."

Etwa sechs oder acht Männer machten sich auf, um die Revellata abzusuchen. Man fand nichts. Soweit man mit den ewig flackernden, dunkelqualmenden Kienfackeln in der Nacht vordringen und sehen konnte, war nichts zu entdecken. Die Leute waren unermüdlich; sie suchten die ganze Nacht — vergebens.

Rosidda war in Verzweiflung. Mit Tagesgrauen sandte man einige Burschen nach Calvi, um den Vorfall der Behörde anzuzeigen. Es wurde ein Protokoll gemacht, zwei Gendarmen abgesandt und ein öffentlicher Aufruf erlassen — ohne Erfolg. Antonio war und blieb verschwunden. Nach Verlauf von einigen Tagen war es für Jedermann klar, daß Antonio ein Opfer der Vendetta mit Matteo Galloni geworden, und seine Leiche in das Meer oder auch in die Abgründe der Revellata, die sich in grausiger Ausdehnung und undurchdringlichem Dunkel unter den Felsen bis nach dem Meere hinzogen, geworfen worden war. Solche Ereignisse waren auf Korsika zu gewöhnlich, als daß man sich deshalb hätte besonders aufregen oder gar eine unsichere, jedenfalls aber höchst kostspielige und gefährliche, wenn nicht gar unmögliche Untersuchung der unterirdischen Höhlen veranlassen sollen.

4.

Es war seit dem Verschwinden Antonio's fast ein Jahr vergangen. Rosidda, die, wie sie bald einsehen mußte, die Oelmühle nicht allein betreiben konnte, hatte das kleine Hüttchen zugeschlossen und sich zu einer Pathin, die in der Gegend von Olmi wohnte, begeben. Es war ihre einzige Zuflucht gewesen, und sie hätte zwischen Himmel und Erde kein Oertchen gefunden, wo ihres Bleibens gewesen wäre, wenn nicht bei der alten Mariuccia. Letztere war an einen gewissen Santelli verheirathet, der Forstaufseher war, nebenbei auch etwas Viehzucht betrieb. Da aber die Korsen, den uralten Traditionen folgend, im Leben so wenig wie möglich selbst arbeiten, so fielen die Mühen, die mit letzterem Betrieb verbunden waren, der Mariuccia und neuerdings auch der Rosidda zu. Sie mußten das Futter für das Vieh, die Streu und sonstige Stallbedürfnisse zusammenholen und waren infolge dessen häufig tagelang im Walde beschäftigt.

In letzterer Zeit hatte sich auch Pinotto wieder öfters in Olmi gezeigt und seine Bewerbungen um Rosidda fortgesetzt. Er hatte ihr zugeredet, sich doch nun endlich über das Unglück, das ihr und dem Antonio widerfahren war, zu trösten, sich in's Unvermeidliche zu fügen und ihm nach Scaricatoio zu folgen als seine Frau.

Die alte Mariuccia fand die Sache ganz in der Ordnung und redete ebenfalls auf Rosidda ein, sie solle sich doch endlich wieder trösten, nicht immer so schrecklich starr vor sich hinsehen, sondern wieder fröhlich mit den Fröhlichen werden. Was man nicht ändern könne, müsse man eben hinnehmen, sagte sie oft zu ihr, und das Beste sei, sie verheirathe sich mit Pinotto, der ihr den Trübsinn schon bald vertreiben würde. Das sei nun einmal der Lauf der Welt, und sie müsse sich endlich doch wieder zufrieden geben.

Das war ohne Zweifel sehr vernünftig gesprochen, wie denn die alte Mariuccia auch eine ganz kluge Frau war, aber — Rosidda tröstete sich nicht und gab sich nicht zufrieden. Sie hatte sich seit einem Jahre sehr verändert. Die sonst so angenehme, weiche Rundung des Gesichts hatte einem strengen, herben Ausdruck Platz gemacht, die Augen, die sonst so kindlich, so glücklich lächelten, blickten jetzt tiefernst, durchdringend, oft verzweifelt starr und wild. Ihr Gemüth war offenbar erschüttert, und sie litt stumm, aber tief, wie alle einfachen Naturen. So hatte Pinotto, trotzdem er in der letzten Zeit von einer rührenden Dringlichkeit, von einer schmeichelnden, aufopfernden Ausdauer geworden war, doch nichts von ihr erreicht. Sie sagte nicht Ja und nicht Nein, sondern sie vertröstete ihn auf später.

Eines Morgens, noch vor Sonnenaufgang, im ersten Grauen des Tages, ging Rosidda in die Einöde südlich von Olmi, um Ulmenblätter zu sammeln. Der kleine, oft kaum sichtbare Waldpfad, den sie verfolgte, war nur wenig begangen, während rechts und links Wald mit dichtem, struppigem Unterholz die Aussicht versperrte. Plötzlich blieb sie erschrocken stehen. Zwischen den Zweigen zu ihrer Seite sah sie den Lauf einer Flinte blitzen, der direkt auf sie gerichtet war, und ein Mann mit verwahrlostem, zottigem Bart und wilden Gesichtszügen rief ihr zu: „Steh!"

Der Zuruf war ganz überflüssig, denn Rosidda blieb schon vor Schreck stehen.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr von mir?" fragte sie zitternd.

Der Mann ließ die Flinte sinken und trat aus dem Gebüsch heraus. Jetzt konnte ihn auch Rosidda genauer ansehen. An der zerrissenen, vom Wetter und Schmutz stark beschädigten Kleidung, dem wüsten, schon stark er-

grauten Bart, der wohl seit Jahren weder Kamm noch Scheere gesehen hatte, und vor Allem an den verwetterten und verwilderten Gesichtszügen erkannte ihn Rosidda sofort als einen jener Unglücklichen, die in der Leidenschaft mit den Menschen und ihrer Ordnung zerfallen und ihre That mit dem unstäten, elenden Leben eines Ausgestoßenen, eines gehetzten Wildes büßen.*) Er war schon alt, und Rosidda hätte ihn etwa auf fünfzig Jahre oder darüber geschätzt. Es konnte aber auch sein, daß er älter aussah, als er war. Nur die Augen waren an dem Manne noch von jener durchdringenden Schärfe und Energie, die die Korsen charakterisirt.

Er trat ziemlich nahe an Rosidda heran und schien sie sehr aufmerksam zu betrachten. Das Mädchen hatte rasch Furcht und Schrecken verloren und beobachtete ihn ziemlich ruhig. Es war etwas Kummervolles, etwas Leidendes in seinen Zügen, das Rosidda die Sicherheit gab, sich weniger einem Verbrecher, als eben einem — Unglücklichen gegenüber zu befinden.

„Wie heißt Du?" fragte der Mann.

„Rosidda Gabbatuzzi," antwortete sie.

Der Mann kam darüber in außerordentliche Aufregung. Er fing an zu zittern, und Thränen traten in seine Augen.

„Du bist aus — aus Calvi?" fragte er weiter mit stotternder Hast und Bestürzung.

„Aus Calvi."

---

*) Solcher „Unglücklichen", wie sie das Volk nennt, gab es nach einer Mittheilung der Staatsanwaltschaft von Sartena noch im Jahre 1879 auf der Insel etwa 250, nach anderen Mittheilungen noch mehr — alle Opfer jener eigenthümlichen Volksjustiz, die man „Vendetta" nennt. Manche stellen sich der Justiz freiwillig und kommen dann, wenn sie großen Anhang haben, mit sehr gelinden Strafen davon. Andere, die das nicht voraussetzen dürfen, stellen sich nie und leben in der Wildniß der Berge von Wilddieberei, Bettel, auch Raub. Das Volk gibt ihnen gern, was sie brauchen, und sieht in ihnen weniger Verbrecher, als Opfer ungerechter Gesetze. Es schützt sie sogar vor den Gendarmen.

„Und Deine Mutter — und Deine Mutter ſtammt aus Sartena?"

„Aus Sartena. Mein Großvater hatte dort einen Weinhandel."

Bei dieſen Worten brach der Mann vor Roſidda zuſammen und fiel auf ſeine Kniee. Er wollte offenbar noch mehr ſagen, aber er brachte vor heftiger innerlicher Erregung kein Wort heraus. Dann riß er plötzlich Rock und Hemd am Halſe auf, als ob er zu erſticken fürchte, hielt dem jungen, erſchrockenen Mädchen ſein Gewehr hin und rief: „Nimm, Roſidda! Hier — hier iſt meine Bruſt! Ziele gut. Nimm, ſage ich Dir — ich mag nicht mehr leben."

„O heilige Gottesmutter Maria, was ſagt Ihr? Was wollt Ihr von mir? Steht auf. Ich kann Euch nicht todtſchießen."

„Schieß, Roſidda, ich will, ich darf nicht mehr leben."

„Wer ſeid Ihr denn?"

„Ich bin Matteo Galloni."

Eine wilde Wuth loderte plötzlich in den Augen Roſidda's, eine Leidenſchaftlichkeit, der ſie nicht widerſtehen konnte.

„Der Mörder Antonio's!" rief ſie ziſchend und packte das Gewehr.

„Antonio's?" fragte Matteo erſtaunt zurück. „Nein, ich bin der Mörder Deiner Mutter, die ich erſtach, weil ſie mich verrieth. Antonio habe ich ſeit achtzehn Jahren nicht mehr geſehen."

„Nicht mehr geſehen?" ſtammelte Roſidda tonlos.

„Meinſt Du, ich würde lügen? Das lohnt ſich für mich nicht mehr, Roſidda. Nicht um ein Königreich. Ich bin ſo elend, ſo von Reue und Jammer gefoltert, daß ich ſterben will, und Du ſollſt mich tödten, Roſidda; Du haſt das Recht dazu. Niemand ſonſt."

„Du haſt Antonio nicht in die Revellata geſtürzt?" fragte Roſidda weiter.

„Ich ſage Dir, daß ich Antonio ſeit faſt neunzehn Jahren nicht mehr geſehen habe und daß ich ſeit dieſer Zeit auch nicht an der Revellata geweſen bin. Was willſt Du alſo?“

„Wer — wer hat ihn dann erſchlagen?“

Der Blick, der jetzt aus Roſidda's Augen auf den alten Mann, der noch immer vor ihr lag, fiel, veranlaßte dieſen, langſam aufzuſtehen und Roſidda aufmerkſam zu betrachten. Ihre Bruſt hob und ſenkte ſich wie im Fieberſturm, ihre Augen lagen mit einer entſetzlichen Starrheit und Verzweiflung auf ihm. Matteo Galloni errieth ſofort, daß Antonio dem jungen Mädchen näher geſtanden habe, als irgend Jemand im Leben, näher als ihre Mutter, die ſie allerdings nicht gekannt hatte.

„Du meinſt den Antonio Gabbatuzzi, Roſidda, Deinen Onkel?“

„Denſelben.“

„Er iſt erſchlagen?“

„Er iſt ſeit September vorigen Jahres verſchwunden. Pinotto ſagte, Du habeſt ihn wahrſcheinlich in's Meer oder in die Revellata geworfen.“

„Er lügt. Warum denn gerade ich?“

„Aus Vendetta. Man behauptete, Dich in jener Zeit an der Revellata geſehen zu haben.“

„Man lügt, ich war nicht da.“

Noch immer ſtand Roſidda, eine Beute wildeſter Aufregung, mit keuchender Bruſt und unheimlich vor ſich hinſtarrend, vor dem alten Mann. Dieſe neue Wendung ſchien ſie um ihre Beſinnung zu bringen; denn daß Matteo Galloni ſie belüge, konnte ſie nicht annehmen. Ein Mann, der ihr das Gewehr in die Hand gedrückt hatte, damit ſie ihn tödte, konnte nicht lügen. Aber wer, wer in aller Welt hatte die Hand wider Onkel Antonio erhoben, wenn nicht er?

„Matteo," sagte sie endlich stoßweise, mit kurzem Athem. „Du hast Dich in meine Hand gegeben, damit ich Dich tödte."

„So ist's. Leg' an. Ich habe dieses elende Leben satt. Hier, Rosidda, hier drinnen wühlt's und brennt's. Du weißt nicht, was die Reue ist."

„Und wenn — wenn ich Dir verzeihe, Matteo, wenn ich Dir den Tod meiner Mutter verzeihe, willst Du dann thun, was ich Dir sage?"

„Du willst verzeihen? Mir verzeihen, Rosidda?" rief der alte Mann mit leuchtenden Augen. Ein Hoffnungsstrahl, eine Freude lag auf seinen verwetterten Zügen, wie vielleicht schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Man sah's, er paßte gar nicht mehr in die rauhen, harten Falten — so lange war er davon verbannt gewesen.

„Unter einer Bedingung, Matteo."

„Sie ist erfüllt, Rosidda. Sei es, was es sei, sie ist erfüllt! Was ein Mensch kann, der Tod und Teufel nicht fürchtet, das werde ich thun, um meiner Ruhe willen. Sage, was es ist, Rosidda. Ich will es gleich thun."

„Du sollst mir Gewißheit über den Tod Antonio's verschaffen," sagte das junge Mädchen finster.

Matteo sah sie an. Er wußte sofort, um was es sich handelte. Er sah, daß Rosidda entschlossen war. Er wartete einen Augenblick, dann antwortete er mit der überlegenen Ruhe des Alters: „Ich will's thun, Rosidda. Ich will thun, was ich kann. Aber höre mir einen Augenblick zu, mein armes Kind; ich will an Dir gut zu machen suchen, was ich an Deiner Mutter verschuldet habe."

„Was willst Du sagen, Matteo?" antwortete sie kurz.

„Hüte Dich vor der Vendetta, Rosidda! Die Rache ist ein Giftpilz im menschlichen Gemüth, aus dem nicht Befriedigung oder Glück hervorsprießt, sondern Reue, Unglück und Tod!"

„Komm, Matteo," sagte sie ungeduldig.

„Höre auf mich, Rosidda, und sieh mich an. Ich weiß etwas von der Sache, das kannst Du mir wohl glauben. Achtzehn Jahre in der Macchia sind schlimmer, als ebensoviel Jahre auf der Galeere. Warum glaubt das nur Niemand? Muß denn Jeder erst selber die Erfahrung machen? Rosidda, glaube Du es mir. Du bist so jung, so schön — glaube Du es mir. Ich will thun, was ich kann, Dir Gewißheit über Antonio zu verschaffen, aber hüte Dich vor der Vendetta."

„Ich will Antonio begraben. Er soll ein christliches Begräbniß haben. Weiter nichts. Ist das ein Verbrechen?"

„Gut, Rosidda, Du kannst auf mich zählen. Wann soll's geschehen?"

„Wir können nicht gut zusammen nach der Revellata gehen, aber Du kannst mich morgen Abend an der Oelmühle treffen."

„Ich werde da sein. Um welche Zeit?"

„Um die Stunde des Ave Maria."

„Gut. Morgen Abend zu dieser Stunde bin ich an der Oelmühle."

Ein kurzer Handschlag, und Matteo Galloni verschwand wieder in dem dichten Unterholz, während Rosidda nachdenklich und langsam weiterging. Hatte die mit der schweren Stimme der Erfahrung und des Alters ausgesprochene Warnung auf sie Eindruck gemacht? Sie wußte es selbst nicht. Die Korsen handeln nicht nach vorausgefaßten, wohlerwogenen und reiflich überlegten Entschlüssen, sondern sie stehen unter dem natürlichen, aber furchtbaren Einfluß unmittelbarer, augenblicklicher Erregungen, die aus einer ungebändigten, unwiderstehlichen Leidenschaftlichkeit hervorgehen. So auch Rosidda. Sie wußte noch nicht, was kommen würde, und wußte auch deshalb nicht, was sie thun würde.

5.

Als Rosidda am nächsten Tage nach der Oelmühle kam, die etwa vier oder fünf Wegstunden von Olmi entfernt war, bemerkte sie, wie Pinotto an dem Tische saß, wo sonst immer Antonio gesessen hatte. Sie wunderte sich darüber. Der Bursche, der das Gesicht dem Meere zugewandt hatte und sie infolge dessen nicht kommen sah, schien in tiefe Grübelei versunken, denn auch nachdem er ihre schweren Holzschuhe auf dem Felsgeröll hätte vernehmen können, blieb er ruhig sitzen.

Hinter dem kleinen Häuschen angekommen, setzte sie einen Tragkorb, den sie auf dem Rücken trug und in dem sie mehrere dicke Seile nebst einigem Mundvorrath mitgebracht hatte, ab, und ging langsam um das Haus herum, bis sie hart hinter Pinotto stand. Dieser hatte sie noch immer nicht bemerkt und starrte trübe und finster hinaus über das Meer.

„Pinotto," rief sie ihn an.

Hastig und erschrocken fuhr er auf; als er sie erblickte, schien er sich zu bezwingen, und das Lächeln, das auf seine Züge trat, war nicht ganz ungekünstelt.

„Rosidda, Du hier? Welches Glück, daß Du wieder da bist. Ich sage Dir, ich hätte es nicht länger ausgehalten. Du bleibst doch nun wieder hier?"

„Bis morgen."

„Weshalb nur bis morgen? Willst Du nach Olmi zurück?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Du darfst nicht wieder dorthin zurück. Weshalb willst Du fremden Leuten die Magd machen, wo Du Deine eigene Herrin sein kannst? Rosidda, endlich, endlich mußt Du Dich doch entscheiden und mir sagen, daß Du mein Weib werden willst."

Er schwieg, aber sie antwortete ihm nicht. Sie sah

ihm einige Sekunden lang in die Augen, in denen sein heißes Begehren, seine leidenschaftliche Liebe zu ihr leuchtete. Sie war sicher, daß er sie liebte, und oft war sie schon nahe daran gewesen, zu ihm zu sagen: „Ja, Pinotto, ich will Dein Weib werden!“ Aber sie brachte es nicht über die Lippen. Ein unerklärliches, unverständliches Etwas, eine gewisse Scheu hielt sie ab. Auch jetzt brachte sie kein Wort hervor.

„Willst Du mit mir nach Scaricatoio hinunter gehen, Rosidda?“ fuhr er nach einer Pause fort. „Wir gehen zum Padre Travolto und richten Alles aus. Du hast nur zu bestimmen. Willst Du?“

Matt und müde setzte sie sich nieder, sagte aber wieder kein Wort. Er faßte stürmisch ihre Hand.

„Rosidda, hörst Du mich nicht? Siehst Du nicht, daß ich ohne Dich nicht leben kann, daß Du mich elend und unglücklich machst mit Deiner Weigerung? Was will ich denn? Du sollst nur dulden, daß ich Dich liebe, Du sollst die Herrin über mich und Alles, was mir gehört, werden. Ist das so schwer, so unmöglich? — Verlange von mir, was Du willst,“ preßte er in wilder Leidenschaftlichkeit zwischen den Zähnen hervor, „was es auch sei, ich thue es; nur werde mein Weib.“

Sie ließ ihm ihre Hand. Er sah sie mit flehenden Augen an, und sie legte seufzend ihre linke Hand, wie im Traume, auf seine Locken. Sie hatte ihn lieb, sie fühlte es. Warum hätte es nicht auch ihr Recht sein sollen, wie es das Recht jeder Frau ist, zu sagen, was sie liebt, und glücklich zu sein, wo sie liebt?

„Sage ein Wort, Rosidda,“ flüsterte er wieder mit zitternder Stimme, „wenn Du nicht willst, daß ich mich den Felsen hinunterstürze oder mir das Hirn mit einer Kugel zerschmettere, gib mir einen Strahl von Hoffnung, sonst vergehe ich.“

„Morgen, Pinotto, morgen," hauchte sie leise.

Da faßte er sie stürmisch um die Hüfte und drückte ihr einen wilden, glühenden Kuß auf die Lippen.

„Rosidda, Rosidda!" jubelte er zwischen den Küssen, „morgen wirst Du mein Weib."

Endlich machte sie sich wieder los, nicht hastig, nicht schroff, aber entschieden und ernst.

„Jetzt laß mich, Pinotto. Jetzt geh' und laß mich allein. Hörst Du? Morgen sprechen wir weiter."

„O, warum nicht schon heute!" seufzte er auf.

„Morgen. Geh'! Ich muß jetzt allein sein. Geh' nach Scaricatoio und richte Alles her. Morgen kannst Du mich hier holen."

„Gut, sei es so, wie Du sagst, Rosidda," stieß Pinotto hervor, der ganz trunken vor Freude, ganz berauscht von Liebe und Liebesglück zu sein schien. Auch in Rosidda's Augen hatte es in alter Gluth und Glückseligkeit aufgeleuchtet. Das Leben, die Gegenwart erhielt in ihr auf Augenblicke Recht, und diese Augenblicke hatte Pinotto zu benutzen verstanden.

Nun ging er nach vielem Händedrücken und Schütteln, nach vielem Winken und Grüßen davon, und Rosidda verfiel in ihr dumpfes Schweigen, in ihren düsteren Ernst zurück, der sich seit der Begegnung mit Matteo Galloni ihrer bemächtigt hatte. Weshalb hatte sie Pinotto, der ihr Gatte, ihr Gott, ihr Alles sein sollte, nicht von Antonio sprechen können? Weshalb hatte sie ihn nicht aufgefordert, an ihrem Vorhaben theilzunehmen? Weshalb hatte er nicht gefragt, was sie hier suche? Alle diese Fragen zuckten wie Blitze durch ihr Gehirn, aber sie scheute sich, sie auch nur stillschweigend zu beantworten. Sie scheute sich vor dem Geständniß des Mißtrauens, das sie seit gestern gegen Pinotto ergriffen hatte. Wie ein dunkler Abgrund lag dieses Mißtrauen auf dem Grunde

ihrer Seele und drohte nicht nur ihre Liebe, sondern sie selbst, Pinotto und Alles, was sie umgab, zu verschlingen. Noch heute sollte sich dieser Abgrund aufhellen, wollte sie sich Gewißheit verschaffen, was aus Antonio geworden war. Was dann wurde — das war vorläufig noch mit dem undurchdringlichen räthselhaften Schleier der Zukunft verhüllt.

Rosidda wandte sich, als Pinotto außer Sicht war, nach der Mühle zurück und schloß die niedrige Thür derselben auf. Zu ihrer Ueberraschung erschien Matteo Galloni auf der Schwelle.

„Matteo!" rief sie, „wie kommt Ihr hier herein?"

Dieser lächelte verächtlich. „Wenn man achtzehn Jahre in der Macchia war, so weiß man schon ein Mauerloch oder sonst eine Lücke zu finden. Durch den Wasserlauf bin ich hereingekrochen. Wer ging dort fort, Rosidda?"

Rosidda sagte es ihm.

„Dein Liebhaber?" forschte er weiter. Sie nickte stumm.

„So!" sagte Matteo in eigenthümlicher Weise und blickte einige Sekunden starr vor sich nieder. Dann hob er langsam den Blick und sah Rosidda ernst an. Es war eine eigenthümliche stumme Sprache zwischen den Beiden. Sie verständigten sich durch Blicke rascher und besser, als Andere durch Worte.

„Liebte er Dich schon, als Antonio verschwand?" fragte dann Matteo weiter.

Sie nickte wieder, verschämt und mit niedergeschlagenen Augen.

„Und das ist derselbe Pinotto, der mich verdächtigt hat?"

„Ja, Matteo."

„So!" sagte dieser wieder in seiner sonderbaren nachdenklichen Ruhe. Dann entstand wieder eine Pause, bis

endlich Matteo, einige Schritte näher zu ihr hintretend, mit ganz anderer, leichterer Betonung ſagte: „Roſidda, wäre es denn nicht vielleicht beſſer, wenn wir unſer Vorhaben aufgeben würden?“

„Was willſt Du damit ſagen, Matteo!“ fuhr ſie heftig auf.

„Wenn wir — Antonio liegen ließen, wo er nun einmal liegt.“

„Matteo!“ ſchrie ſie entſetzt auf, „was denkſt Du von mir!“

Dieſer zuckte die Achſeln. „Ich bin ein alter Mann, Roſidda, und habe in meinem Leben ſchon viel gedacht, aber von den Frauen habe ich noch immer nicht Alles gedacht, was ich hätte denken ſollen und denken können. Was ſoll ich von Dir denken? Ich denke, Du biſt auch eine Frau!“

„Matteo, bei dem Andenken meiner armen Mutter beſchwöre ich Dich, laß mich nicht in dieſer Nacht allein.“

Da bot ihr der alte Mann ſeine ſchwielige braune Fauſt; ſie legte ihre Hand hinein, und er ſchüttelte ſie mit einem merkwürdigen Nicken des Kopfes, als ob er befriedigt von ihr ſei.

„An mir ſoll's nicht fehlen, Roſidda. Ob ich heute Nacht ſterbe oder in zehn oder in zwanzig Jahren — das gilt mir gleich. Komm, wir wollen gehen. Haſt Du Alles?“

„Ja. Es iſt Alles bereit.“

„So komm. Wir wollen keine Zeit verlieren.“

Roſidda nahm ſchweigend ihren Tragkorb wieder auf und ſchloß, nachdem ſie noch zwei von den kleinen blechernen Oellampen, mit denen Antonio ſo viel hantirt hatte, an ſich genommen, die Oelmühle wieder zu. Dann ging ſie fort. Matteo Galloni war ſchon voraus, aber ſie ſah ihn noch gehen. Er ging nicht den Weg, den ſie ging, ſondern kroch bald rechts, bald links davon hinter Felſen

und niedrigem Gebüsch herum, bald blieb er stehen, bald ging er wieder ein Stück zurück, als ob er etwas suche oder nach etwas lausche, war aber trotzdem immer einige hundert Schritt voraus.

Nach etwa einer Viertelstunde waren sie mitten in den wildesten Felsformationen drinnen, der Weg wurde immer schmaler und steiler, die Felsen immer zackiger und schroffer, und immer jäher stürzten die Bergwände ab in Abgründe, in welche weder Sonne noch Mond hineinscheinen konnte, und die deshalb in einem dämmerigen farblosen Dunkel dalagen. Hier wurde die Aufgabe Matteo Galloni's offenbar eine schwierigere. In waghalsigen Sprüngen kletterte er von Fels zu Fels, aufmerksam auf jeden abgerollten Stein, auf jeden gebrochenen Ast achtend, und seine dunklen, etwas zusammengekniffenen Augen schienen die Tiefen zu durchdringen. Bald mußte Rosidda sich auf einen Felsen setzen, da nun Matteo wirklich mit seinen Untersuchungen so lange Zeit brauchte, daß er nicht mehr mit ihr Schritt halten konnte. Sie saß eine lange Zeit allein, Matteo war ihr längst aus dem Gesicht, und sie fing an zu fürchten, es könnte ihm ein Unfall zugestoßen sein. Rufen wollte sie nicht, denn das hätte Unberufene aufmerksam machen können, und so stand sie endlich wieder auf, um selbst nach Matteo auszuschauen.

Plötzlich stand sie vor einer fürchterlichen, unheimlichen Schlucht, die, durch einige Ginstersträuche halb verborgen, sich gleich dicht am Wege, der hier freilich nur noch ein Pfad für Einheimische oder geübte Bergsteiger war, öffnete. Sie erschrak vor dem grausigen Schlund, gleichzeitig sah sie aber auch, wie Matteo am entgegengesetzten Rande derselben heraufkletterte. Er winkte ihr zu. Wenige Minuten später stand er wieder an ihrer Seite.

„Hast Du etwas entdeckt?" fragte sie.

Matteo zuckte in seiner eigenen Weise die Achseln und

musterte aufmerksam den Boden, worauf sie standen und das Wegstück, das am Rande der Schlucht hinlief.

„Es kann ein Felsblock hinuntergerollt sein," sagte er, „es kann aber auch ein Menschenkörper abgeglitten sein. Um das näher zu erforschen, müssen wir hier hinunter."

Rosidda erschrak. Wie sollten sie da hinunter kommen? Aber Matteo verlor keine Zeit. Hurtig nahm er ihr den Korb ab, hieß sie, ihm zu folgen, und ging genau den Weg zurück, den er eben gekommen war. Es war ein halsbrecherischer Weg. Einen einzigen Fehltritt — und sie lagen zerschmettert hundert Fuß tief in den Felsen. Aber Matteo war von einer Zähigkeit und Gewandtheit, von einer Umsicht und Wagehalsigkeit, daß sie doch ziemlich rasch vorwärts kamen.

Am meisten hatten sie, obgleich oben noch heller Tag war, mit der immer zunehmenden Dunkelheit zu kämpfen. und als sie endlich auf dem rissigen, mit Moos und Ginster bewachsenen Boden der Schlucht ankamen, war es so finster, daß sie die mitgebrachten Lampen anstecken mußten, um ihre Suche fortsetzen zu können. Sie suchten lange, aber sie fanden keine Spur von Antonio, und Matteo wollte schon die Hoffnung aufgeben, hier etwas zu finden, als er plötzlich stehen blieb und mit angehaltenem Athem lauschte. Ein unheimliches, graufiges dumpfes Rollen und Tosen schlug an sein Ohr.

„Was ist das?" fragte er leise mit bebender Stimme.

Rosidda war mehr todt als lebendig, sie wußte sich noch viel weniger als Matteo das furchtbare Geräusch zu erklären.

Matteo stand jetzt fast ganz genau unterhalb der Stelle, an der oben der Weg entlang führte, und als er jetzt, sich sammelnd, seine scharfen Augen umhergleiten ließ, gewahrte er, daß das Rauschen aus einer unmittelbar neben ihm befindlichen, fast kreisrunden Bodenöffnung

heraufscholl. Matteo war nicht abergläubisch, und sein jahrelanger Aufenthalt in der Macchia hatte ihn an die Erscheinungen einer großartigen, majestätischen, oft aber auch Furcht erregenden Natur gewöhnt. Aber angesichts dieses geheimnißvollen Eingangs in die Unterwelt sträubten sich ihm doch die Haare. Wie die Unerschrockensten, so mußte auch Matteo hier die Erfahrung machen, daß die Furcht im Menschen instinktiv ist und unwillkürlich, unabhängig von Vernunft und Verstand den Menschen fesselt. Indessen dauerte das bei Matteo nicht lange. Er trat näher und untersuchte die Umgebung des Schlundes. Dabei bemerkte er auf einmal an der Kante eines Felsblockes, der ein wenig über die Oeffnung hereinhing, etwas, das wie der halb vermoderte Fetzen eines Kleidungsstückes aussah. Er sagte kein Wort, sondern nickte nur nach sorgfältiger Prüfung des Gegenstandes vor sich hin.

„Wo hast Du die Seile, Rosidda?" fragte er kalt und kurz.

„Hier. Was willst Du thun?"

„Ich will das Loch untersuchen."

„Bei allen Heiligen, Matteo, laß uns umkehren."

„Und Antonio?"

Rosidda raffte sich auf und bezwang bei dieser Frage nun auch ihrerseits alle Furcht.

„Vorwärts, Matteo," sagte sie, „ich helfe Dir."

Matteo schlang eines der Seile um den Felsvorsprung und knüpfte es fest, dann murmelte er ein kurzes Gebet, bekreuzigte sich und ließ sich an dem Seile hinab in den unheimlich brausenden und vollständig finsteren Raum. Da er mit Händen und Füßen sich an dem Seile festhalten mußte, so hatte er sich eine der kleinen Blechlampen auf den Kopf festgebunden, damit er sehen könne. Mit den Füßen fühlte er von Zeit zu Zeit, ob er noch nicht bald Grund unter sich fände, aber der Raum schien nicht nur

ziemlich tief, sondern auch breit und lang zu sein.*) Dazu wurde das Rollen und Rauschen immer heftiger und klang jetzt, als ob in einiger Entfernung die Meereswogen sich donnernd an den Wänden der Höhle brächen. Langsam aber stetig ließ sich Matteo immer tiefer hinab, und endlich fühlte er wieder Felsboden unter seinen Füßen.

Er nahm die Lampe vom Kopf herunter und leuchtete umher. Er stand auf einem Felsblock. Rings um ihn war der Boden mit ähnlichen größeren und kleineren Blöcken und Steinen bedeckt; zwischen zwei solchen unmittelbar neben ihm befindlichen größeren Felsstücken lag, zu einem unförmlichen Klumpen zusammengerollt, die Leiche eines Menschen, eines Mannes, und wie er bald herausfand, diejenige Antonio's. Nun band er die Leiche, die sich hier unten in der eisigen und gleichmäßigen Kühle sehr gut erhalten hatte, an das Seil fest, kletterte dann selbst daran wieder hinauf und bat Rosidda, ihm ziehen zu helfen. Nach einer Viertelstunde war die schreckliche Last oben angelangt, und Rosidda kniete neben Antonio nieder. Er hatte, wie noch gut zu erkennen war, am Hals eine tiefe Wunde, die offenbar auch stark geblutet hatte, denn die Haut in der Nähe der Wunde und im Gesicht war braun durch getrocknetes Blut. In der krampfhaft geballten Rechten hatte der Todte einen Fetzen gelber Halbseide. Rosidda erkannte den Fetzen auf der Stelle; es war ein Stück von Pinotto's Schärpe.

Mit einem lauten Schrei fiel sie ohnmächtig zwischen das Gerölle.

---

*) Die Höhlen der Revellata sind im vorigen Jahr einer wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen worden, bei welcher es sich herausgestellt haben soll, daß sie das Bett eines vielleicht schon seit vielen Jahrhunderten ausgetrockneten unterirdischen Flusses sind, der seinen Lauf aus dem Innern der Insel nach dem Meere zu nahm.

6.

Die ganze Nacht und einen großen Theil des nächsten Morgens hatte Rosidda in wilden Fieberphantasien gelegen, in welche sie unmittelbar nach ihrer Rückkehr in die Oelmühle verfallen war. Matteo Galloni, der nicht von ihrem Lager gewichen war, hörte, wie sie immer und immer wieder von ihren Träumen zurückgetragen wurde in ihre Kindheit, wo sie in harmloser Ruhe und Vertraulichkeit um Onkel Antonio herum gespielt. Tausend kleine Züge, die Matteo aus dem wirren Geplauder der Kranken heraushörte, aber nur mangelhaft verstand, machten ihm doch klar, wie innig das Verhältniß zwischen Rosidda und Antonio gewesen war, wie tief die Kluft, wie groß die Verwüstung sein mochte, die sein plötzlicher Tod in dem jungen Gemüth des Mädchens angerichtet hatte.

Die Sonne stand schon hoch, und Matteo Galloni, der in seinem und auch Rosidda's Interesse fürchten mußte, in der Oelmühle überrascht zu werden, wurde unruhig. Rosidda schlief seit einiger Zeit etwas besser, und Matteo lief öfters nach der Thüre, um zu sehen, ob ihm keine Gefahr drohe. Er wollte nicht gehen und wieder in der Macchia verschwinden, ohne zuvor noch einmal mit Rosidda gesprochen zu haben. Endlich wachte sie auf.

„Wie ist Dir jetzt?“ fragte Matteo.

„Besser,“ antwortete sie, aber gleichwohl sah sie verzweifelt genug aus. Bleich, mit brennenden Augen erhob sie sich halb und suchte sich in den Geist zurückzurufen, was eigentlich passirt war. Alles war ihr dunkel, wie ein wüster Traum, nur wußte sie genau, daß sie die Leiche Antonio's in den Felsenhöhlen der Revellata gefunden und begraben hatten, und daß sie in der Tasche ein Stück gelber Halbseide trug. Ihre Augen glitzerten unheimlich und waren stier auf den Boden gerichtet.

„Rosidda,“ fing Matteo Galloni nach einer Pause wieder

an, „Du haſt nicht vergeſſen, was ich Dir vorgeſtern ſagte?“

„Was meinſt Du, Matteo?“

„Ich ſagte Dir, daß die Vendetta eine Giftſchlange im menſchlichen Gemüth iſt, die keine Befriedigung gibt, keine Ruhe, ſondern nur Gewiſſensbiſſe und Elend bringt. Sie iſt ein Kind wilder Leidenſchaft — hüte Dich, Roſidda. Verſtehſt Du mich?“

„Ja, Matteo, ich weiß, was Du ſagſt.“

„Und wirſt Du mir auch glauben?“

„Ja, Matteo.“

„Was willſt Du nun thun?“

„Ich — ich weiß es noch nicht.“

„Geh' wieder nach Olmi zurück, Roſidda. Bleibe nicht hier,“ bat er inſtändig.

Da erſchallten plötzlich luſtige Mandolinen- und Guitarreklänge, munteres Singen und Jauchzen von draußen herein, und als Matteo erſtaunt nachſah, was das zu bedeuten hatte, bemerkte er einen Zug junger Burſchen und Mädchen, die bunt mit flatternden Bändern und Schärpen geſchmückt, den Weg von Scaricatoio heraufkamen.

„Ich kann nicht länger bleiben,“ ſagte er raſch und ängſtlich, „ich bringe ſonſt Dich und mich in Gefahr. Verſprich mir, Roſidda, daß Du nach Olmi zurückkehren willſt.“

„Ich werde zurückkehren, wenn ich kann,“ ſagte ſie matt.

„Du kannſt es, verſuche es nur, Du biſt ja nicht krank. Lebe wohl, Roſidda, Du weißt, wie gut ich es mit Dir meine. Alle Heiligen mögen Dich beſchützen, ich kann nicht länger bleiben. Geh' nach Olmi, Roſidda, hörſt Du? Lebe wohl.“

Wie ein Aal wand und drehte ſich Matteo Galloni durch ein ſchmales Loch in der Mauer des Hintergrundes, durch welches das Waſſer auf die Mühle geleitet wurde, und verſchwand im Nu.

Der luſtige Zug kam immer näher. Roſidda ſaß,

bleich und mit ſtarren Augen vor ſich auf den Boden blickend, auf ihrem Lager. Ihr war zum Sterben elend. Vor ihrer Mühle hielt der Zug ſtill. Man brachte ihr, wie es ſchien, ein Ständchen.

Mit rothem, freudeſtrahlendem Geſicht und lebhaft blitzenden Augen ſtürzte Pinotto feſtlich geputzt herein.

„Roſidda, Roſidda!“ rief er laut und luſtig. „Mein Herz, meine Königin, mein Weib, wo biſt Du?“

Wie von einer Natter gebiſſen ſprang jetzt auch Roſidda auf und trat ihm mit zornglühenden Augen entgegen. Sie warf ihm den gelben Fetzen, den ſie aus Antonio's Hand genommen hatte, in's Geſicht.

„Iſt das von Deiner Schärpe?“ fragte ſie in einer unheimlich ziſchenden Weiſe.

Pinotto wurde todtenbleich und taumelte einen Schritt zurück.

„Roſidda — es geſchah —“

Aber er vollendete nicht. Wie ein Blitz fuhr Roſidda auf ihn los und ſtieß ihm ein Meſſer, das ſie vom Tiſch aufgerafft hatte, in die Bruſt. Mit einem erſchütternden Schrei brach Pinotto ſeinen angefangenen Satz ab und ſtürzte blutüberſtrömt zuſammen.

Stumm und ſtarr ſtand Roſidda vor ihm.

„Roſidda,“ röchelte der Sterbende leiſe, „es geſchah — aus Liebe — zu Dir!“

Dann ſah ſie noch ein paar krampfhafte Zuckungen an ſeinem Körper, und gleich darauf lag er ſtill, ſtarr, todt!

Dieſer Fall machte damals in Korſika außerordentliches Aufſehen. Da ſich Roſidda ſchon am nächſten Tag der Behörde von Calvi freiwillig ſtellte, ſo verfolgte man die Sache mit ungewöhnlicher Aufregung. Die einige Zeit ſpäter ſtattfindenden Verhandlungen wurden in der ganzen

Gegend beſprochen. Roſidda Gabbatuzzi wurde zu der außerordentlich milden Strafe von ſechs Monaten Gefängniß verurtheilt und zur Verbüßung derſelben nach Frankreich gebracht. Seitdem hat Niemand wieder auf der Inſel von ihr gehört. Die kleine Oelmühle aber brannte im darauffolgenden Winter während eines Sturmes nieder, ſo daß auch von dieſer nur noch einige ruß- und rauchgeſchwärzte Mauertrümmer übrig geblieben ſind.

Ein deutſcher Kämpfer.

Biographiſche Skizze.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

Auf einer der ſchönen Bergkuppen des Ruhrthales ſteht ein achtzig Fuß hoher, mächtiger Thurm in gothiſchem Style und ſchaut nieder auf ein geſegnetes Land, auf Städte, Dörfer, Induſtrieanlagen, Saaten und Wälder, durch welche der glitzernde Strom ſich ſchlängelt. Jedermann im Weſtfalenlande kennt dieſen Thurm und ſeine Bedeutung. Alljährlich an einem Oktobertage verſammelt ſich an ſeinem Fuße die Turnerſchaft der Grafſchaften Berg und Mark, und Tauſende ziehen von weit und breit an dieſem Tag mit ihr auf die Haldenhöhe, um das „Harkortbergfeſt“ zu feiern. Es geſchieht zu Ehren des Mannes, dem zum Andenken der ſtolze Thurm geweiht wurde, deſſen Wiege in ſeiner Nähe geſtanden, und deſſen Name in Weſtfalen und auch in der preußiſchen Geſchichte der Induſtrie wie des Parlamentarismus mit hellem Klange ertönt: des wackeren, knorrigen Vaters Fried-

rich Harkort, des echten Volksmannes von deutſchem Schrot und Korn. Sein ganzes Leben war ein Kampf, ein Kämpfen für die gemeinnützige Sache, für das Recht des Volkes und deſſen Wohl im Sinne eines einſichtigen Patriarchen bis zu ſeinen letzten Greiſestagen.

In jener Zeit, welche unter gewaltigen, langen und blutigen Kämpfen dem 19. Jahrhundert mit ſeinen großartig umgeſtaltenden Ideen und Arbeiten die Bahn brach, im Jahre 1793 am 22. Februar, wurde Friedrich Harkort, der dritte Sohn ſeiner mit neun Kindern geſegneten Eltern auf Harkorten geboren, wie im Ruhrlande das uralte Freigut hieß, welches ſeit drei Jahrhunderten nachweislich ſchon der Familie Harkorten oder Harkort gehörte und als Majorat ſtets an den älteſten der Söhne vererbt wurde. Infolge davon mußten die anderen Kinder ſich mit geringem Vermögensantheil begnügen und ihr Fortkommen durch eigene Kraft erſtreben.

Der junge Friedrich, Fritz genannt, beſuchte die Handelsſchule im nahen Hagen, kam dann mit fünfzehn Jahren in die Lehre des Kaufherrn Mohl in Wichlinghauſen bei Barmen, der Handel mit Teppichen und Wupperthaler Webewaaren trieb, und gewann die Tochter deſſelben als Jüngling von achtzehn Jahren zu ſeiner Braut. Er war ein Bild der Kraft und Geſundheit, faſt ſechs Fuß groß, mit breiter Bruſt und Schultern, blondlockigem Haar und ſinnigen, ſtrahlend blauen Augen.

Die napoleoniſche Kriegszeit hatte die weſtfäliſchen Lande ſchwer heimgeſucht. Mit der Erhebung des preußiſchen Volkes war die Zeit der Befreiung gekommen, und im November 1813 konnten auch die Weſtfalen durch Bildung von Landwehrregimentern ſich dem großen Rachezug gegen Napoleon anſchließen. Friedrich Harkort trat begeiſterungsvoll in die Reihen der Kämpfer ein und machte als Offizier den Feldzug von 1814 in Belgien

mit, wurde bei der Erneuerung des Krieges 1815 gleich im Anfang verwundet und kehrte nach der schnellen Beendigung des Krieges zu seinem bürgerlichen Beruf zurück.

Er begann zunächst auf dem heimathlichen Gut Harkorten eine Gerberei und übernahm zugleich ein nahebei gelegenes Hammerwerk. Er hatte scharfsinnig bereits die neue Macht erkannt, welche in England durch Benutzung der Dampfmaschine und durch neue Erfindungen erstanden war, und verband sich jetzt mit dem wohlhabenden Kaufmann Heinrich Kamp zur Anlage einer englischen Mustern nachstrebenden Maschinenfabrik, wofür eine alte verfallene Burg in Wetter an der Ruhr 1818 angekauft wurde. Aus der ehemaligen Ritterburg ward eine industrielle Werkstatt, in Deutschland damals wohl das erste Beispiel dafür, daß sich das industrielle Leben der neuen Zeit auf der Stätte versunkenen Feudalwesens rührig entfalten sollte. Zugleich hatte sich Harkort verheirathet und machte dann eine Reise nach England, um die Fortschritte in der Eisenindustrie kennen zu lernen und für seine neue Werkstätte Sachverständige und tüchtige Arbeiter herüberzuholen. Mit ihnen begann er unter schwierigen Verhältnissen den Maschinenbau, was mit einem hartnäckigen Kampf gegen starre Vorurtheile im Lande und unter der alten Arbeiterbevölkerung gleichbedeutend war; denn es erscholl von Weherufen über das Eindringen des Maschinenwesens in die deutsche Industrie. Unbeirrt jedoch ging Harkort seinen Weg weiter, mehr an den gemeinnützigen Vortheil seiner Unternehmungen denkend, als auf Gewinn für sich selbst ausgehend.

Das Eisenbahnwesen lag damals noch in der Kindheit. In England arbeitete Stephenson erst daran, seine Dampfmaschine einmal auf einer Schienenbahn laufen zu lassen und dadurch die ungläubige Menschheit von dem ungeheuren Werth seiner Erfindung überzeugen zu können.

In Deutschland hatte man noch keine Ahnung davon oder betrachtete diese Versuche als Spielerei. Aber Harkort verstand sie besser zu würdigen.

Im März 1825 schrieb er in dem Blatte seiner Heimath einen belehrenden Aufsatz über Eisenbahnen und forderte zum Bau von solchen in den Rheinlanden auf, bestimmt voraussagend, daß „die Eisenbahnen manche Revolutionen in der Handelswelt hervorrufen werden." Es war nachweisbar die erste Anregung solcher Art in einer deutschen Zeitung. Friedrich List, welcher allgemein als derjenige gilt, der in Dentschland zuerst um die Erbauung von Eisenbahnen sich verdient gemacht habe, war im März 1825 eben daran, auszuwandern und sah in Amerika erst eine Eisenbahn. Mehrere Jahre später, nach seiner Rückkehr in's Vaterland, nahm er die Sache mit Feuereifer in die Hand. Derweil jedoch hatte Harkort nicht nur öffentlich dafür gekämpft, sondern auch zur Verbindung der Eisengruben in seinem heimathlichen Ländchen eine Bahn von einer deutschen Meile Länge (1829) erbaut, die freilich nur mit Pferden betrieben wurde, und außerdem zur Herstellung der Steele-Vohwinkler Linie und damit zugleich zur Bildung der ersten Aktiengesellschaft Deutschlands (1830) Veranlassung gegeben.

Im September 1831 befuhr der damalige Generalgouverneur von Rheinland-Westfalen, Prinz Wilhelm, der jüngste Bruder Friedrich Wilhelm's III., diese Bahn, worauf sie den Namen Prinz Wilhelm-Eisenbahn erhielt, und zwei Jahre später kam auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der 1840 den Thron Preußens besteigen sollte, und machte in Begleitung Harkort's dieselbe Fahrt, wodurch er ein lebhaftes Interesse für Eisenbahnen gewann, denen noch immer auch bei den Gebildeten ein starres Vorurtheil entgegenstand. So sagte noch einige Jahre später ein westfälischer Abgeordneter auf dem Landtage:

„Mir schaudert vor der furchtbaren Umwälzung, wenn ich mir denke, daß Deutschland, mit den schönsten Kunststraßen übersäet, nach allen Richtungen mit guten Verkehrswegen versehen, plötzlich von einer Eisenbahn durchschnitten werden sollte.“ Und als 1838 schon die Berlin-Potsdamer Bahn erbaut war, und der Bürgermeister von Brandenburg um ihre Verlängerung zunächst bis zu dieser Stadt sich bemühte, fragte ihn der preußische Finanzminister: „Halten Sie es denn wirklich für einen so großen Vortheil für Brandenburg, wenn es an eine Bahn zu liegen kommt?“

Es war in der That ein Kampf, den Harkort mit der Eisenbahnfrage gegen viele und starke Feinde aufgenommen hatte; aber im Kämpfen mehrte sich seine Kraft. Schon im Dezember 1830 beantragte er eine Verbindung der Weser mit der Lippe vermittelst einer Eisenbahn beim westfälischen Landtag; dann entwarf und veröffentlichte er den Plan einer solchen von Minden nach Köln. Ja, er sprach sogar von einer Eisenbahn mit Telegraphen auf dem rechten Rheinufer von Mainz nach Wesel. „Dergleichen Dinge,“ fügte er diesem Vorschlag selbst hinzu, „klingen jetzt noch seltsam; allein im Schoße der Zeiten schlummert der Keim so großer Entwickelung der Eisenbahnen, daß wir die Resultate nicht zu ahnen vermögen.“

Wegen derartiger „toller Phantasien“ wurde der junge Mann in der Presse weidlich verspottet und von seinen Freunden und Verwandten ernsthaft getadelt. Denn er versäumte darüber sein Geschäft und ließ sich immer neue Verbesserungen viel Geld kosten. Aber er erklärte auf solche Vorwürfe, daß er nur zum Anregen da sei, nicht zum Ausbeuten. Das müsse er Anderen überlassen. Das Allgemeine ging ihm über seine persönlichen Interessen. Im Jahre 1835, als er in Sorgen um die eigene Existenz war und sich daher von der Stelle des Vorkämpfers für

den Bau von Eisenbahnen zurückziehen mußte, klagte er einem Freunde vor Allem: „Heute sind es zehn Jahre geworden, als ich zum ersten Male über Eisenbahnen schrieb. Großes hätte man in Preußen erreichen, Alles mit einem Schlage voranbringen können, wenn die Sache damals energisch angegriffen wurde. Statt dessen ist nichts geschehen; wir haben noch nicht eine Meile Staatsbahn, und unsere Nachbarn, das junge Belgien vorauf, schöpfen das Fett von der Suppe. O über unsere unüberwindliche deutsche Schlafmützigkeit!"

Nun warf er sich, mühsam sein Maschinengeschäft in Wetter und im nahen Walde von Hombruch neu errichtend, an einer anderen Stelle, als wo er das erste, inzwischen aufgelöste, gegründet, auf Herstellung von Schiffsdampfmaschinen, indem er zugleich für Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt auf Rhein und Weser wirkte. Eine erste Bestellung kam ihm darauf für einen Weserdampfer zu. Um die Wirkung seiner Maschinen für dieses Schiff zu erproben, begab sich Harkort 1836 selbst auf dasselbe und machte die erste Fahrt auf dem Rhein bis zur Mündung und von da auf tobender See nach der Weser und darauf aufwärts bis Minden mit. Diese wahrhaft abenteuerliche Reise dauerte fünf Wochen und endigte mit einem förmlichen Triumpheinzug Harkort's im Mindener Hafen. Dann baute er eine noch stärkere Maschine für einen Rheindampfer, der auch seetüchtig war, und brachte das Schiff selbst zunächst nach Köln, wo es mit großem Jubel Seitens der Behörden wie der Bevölkerung empfangen wurde, dann den Rhein hinunter über die Nordsee nach London, wo sein Eintreffen großes Aufsehen erregte und Harkort von Lordmayor auf einem Banket als eine Art neuer Kolumbus gefeiert wurde.

Alles war soweit vortrefflich, auch diese Verkehrsbahn für den deutschen Handel glücklich gebrochen, aber Harkort

hatte keine materiellen Vortheile davon. Im Gegentheile, er hatte sich in Schulden gestürzt, die pünktlich zurückzuzahlen ihm unmöglich war. Man legte nun rücksichtslos Beschlag auf sein Geschäft, und damit war es ruinirt.

Es ereignete sich dies 1837. Der so schwer Betroffene schrieb damals einem Freunde, daß er in dieser Zeit die Sorgen und den Kummer eines ganzen Menschenlebens erduldet habe.

Friedrich Harkort war seit 1830, bei dem großen Ansehen, dessen er als Mitglied einer erbgesessenen Freisassenfamilie von Westfalen, wie als industrieller Vorkämpfer im Lande genoß, von den Landgemeinden des Hagener Kreises zum Abgeordneten des westfälischen Landtags erwählt worden. Er hatte sich in diesem namentlich durch seinen Antrag auf endliche Einberufung der schon 1815 vom König verheißenen preußischen Reichsstände sehr mißliebig gemacht, und in Berlin am Hofe wurde er deswegen als „Pumpernickel-Lafayette" verspottet. Auch auf diesem Gebiet sollte er zum Kämpfer immer schneidiger und immer volksthümlicher erwachsen. Zugleich bewies er in Gedichten und Schriften die glühende Vaterlandsliebe eines alten Landwehrmannes von 1815, als 1840 ein Krieg mit Frankreich drohte.

Dann aber erkor er sich ein neues Ziel: die Hebung der Volkserziehung und des Lehrerstandes in Preußen. Mehr als seinen eigenen, aus den Verlegenheiten sich nicht lösenden Geschäftsverhältnissen, widmete er sich diesen allgemeinen Bildungsfragen. Er wurde zu einem ausgesprochenen Volksschriftsteller, der das rechte Zeug hatte, furchtlos nach oben und eindringlich nach unten, zu den Leuten zu sprechen; mit klarem Blick erfaßte er auch solche Kultur- und wirthschaftliche Aufgaben, die aller Welt noch gar nicht als wichtig oder nöthig erschienen. Er verlangte eine höhere Ausbildung des Lehrerstandes und

beſſere Bezahlung deſſelben, Vermehrung der Volksſchulen, paſſende Volksſchriften und Anlage von Bibliotheken. Er regte die Gründung von Gewerbevereinen für Arbeiter wie Fabrikanten an, ebenſo ein Verbot der Beſchäftigung von Kindern in Fabriken vor zurückgelegter Schulzeit.

Damals, in den vierziger Jahren, als die Arbeiter in Deutſchland noch nichts von ſozialen Fragen wußten, behandelte er ſolche ſchon in Flugſchriften, indem er erklärte, daß er, ſelbſt ein Leiter der Induſtrie, doch von Herzen jedes Erwerben von Werthen und Reichthümern verachte, das auf Koſten der Menſchenwürde, auf Erniedrigung der arbeitenden Klaſſen begründet wäre. Darum forderte er geſetzliche Feſtſtellung der Dauer der Arbeit, als Maximum eine Arbeitszeit von ſechs Uhr Morgens bis ſieben Uhr Abends mit zweiſtündiger Pauſe — alſo etwas, was der erſt vierzig Jahre ſpäter agitatoriſch aufgeſtellten Forderung der Arbeiterpartei in Deutſchland entſprach. Er forderte ferner die Sorge für gute und billige Nahrungsmittel und geſunde Wohnungen, den Bau von Arbeiterhäuſern, möglichſt niedrige Eiſenbahnfahrpreiſe für Arbeiter, Anlage von Pferdebahnen zwiſchen Arbeiterkolonien und den Fabrikſtädten, und die Einrichtung von Unterſtützungs- und Krankenkaſſen.

Dieſe Thätigkeit fand eine ausdrückliche amtliche Anerkennung in dem Bericht über die erſte preußiſche Landesgewerbeausſtellung von 1844, worin es hieß: „Wir können nicht umhin, bei dem Namen Harkort, einem der thatkräftigſten und regſamſten Fabrikanten, zu verweilen, deſſen unausgeſetzte Beſtrebungen auf die Ausdehnung und Vervollkommnung ſeiner Werke, wie auf die Solidität und Vortrefflichkeit ſeiner Erzeugniſſe gerichtet ſind und dem es Ernſt iſt, aus ſeinen Fabriken nutzbringende Anſtalten zu machen. Wenn dies beharrliche Streben ſchon die vollſte Anerkennung verdient, ſo muß noch mehr die große Un-

eigennützigkeit hervorgehoben werden, mit welcher dieser achtbare Fabrikant seinen westfälischen Landsleuten vorangegangen, vielen bei der Einrichtung ihrer Fabriken behilflich gewesen und ihnen mit Hintansetzung des eigenen Vortheils seine Erfahrungen und Entdeckungen, anstatt nach beliebter Art sogenannte Fabrikgeheimnisse daraus zu machen, offen mitgetheilt hat." Harkort seinerseits freilich schrieb 1847 einem Freunde über die „Freunde" und die Erkenntlichkeit derselben: „Ich besitze die Resignation, auf 99 Prozent von ihnen zu verzichten. Nur die Hoffnung bleibt mir noch, daß die Lehrer vielleicht meiner gedenken werden. Manchem Gemeinnützigen habe ich im Vaterlande die Hand geboten und ebensolchen schlechten Lohn empfangen, wie bessere Männer vor mir. Da ich nie mehr erwartete, bin ich zufrieden."

Das Jahr 1848 rief ihn auf einen anderen, wesentlich politischen Posten. Die Revolution in Berlin war ihm ein Greuel, und gegen die anarchische Verwilderung, welche darnach in manchen Kreisen der Bevölkerung einriß, zog er zunächst mit scharfen Waffen des Wortes zu Felde. Er ließ Briefe an die Arbeiter seiner Heimath erscheinen, in denen er ihnen die Verhältnisse klar machte und ihnen zur Aufrechterhaltung der Ordnung in's Gewissen redete.

Er wurde auch als Abgeordneter zur Nationalversammlung in Berlin erwählt und galt da als ein volksthümlicher Mann, der sich auf unklare Ideen nicht einließ. Er wurde der Führer einer besonderen, gemäßigt-liberalen Fraktion. Ein Redner war er nicht; aber in offenen Briefen fuhr er fort, über brennende Fragen und den Gang der Zeitverhältnisse in seiner derben Schreibweise das Volk, zumal die Arbeiter, zu belehren, und diese rührige Thätigkeit hob seinen politischen Einfluß außerordentlich. Die Regierung konnte sich beglückwünschen, einen solchen Beistand zu haben, und seine parlamenta-

riſchen Kampfgenoſſen, die beiden Brüder Auerswald mit den Altliberalen, wie Vincke, Grabow, Bockum-Dolffs an der Spitze, verehrten ihm am Schluß der ſturmvollen 1848er Sitzungsperiode einen prachtvollen „Dankesbecher“ und ſprachen es dabei aus, „daß er mehr gethan, als ſie Alle.“

Aus ſeinen Provinzbriefen war ſchließlich eine Art Zeitſchrift entſtanden, „der Bienenkorb“, die eine gewaltige Verbreitung im ganzen Lande fand und großen Einfluß auf Diejenigen ausübte, für die ſie beſtimmt war. Ein Menſchenfreund und ein Mann mit dem Herzen für das Volk ſprach darin zu ſeinen Zeitgenoſſen freimüthig und väterlich. Als die Reaktion 1849 ihr Werk ſowohl in der auswärtigen Politik wie auch im Innern mit unglaublicher Polizeiwillkühr und Verfolgungswuth begann, war aber Friedrich Harkort derjenige, der wie vorher gegen die Revolutionäre, ſo nun gegen die Regierung den Kampf aufnahm. Er gab „Bürger- und Bauernbriefe“ heraus, in denen er der Reaktion entſchloſſen zu Leibe ging. Gleich der erſte dieſer Briefe zog ihm eine Anklage Seitens der Regierung zu. Das Gericht ſprach Harkort frei.

Fort und fort ſtand er auf der Wacht, und wie er politiſch ein treuer Kämpfer der Volksrechte blieb, wenn ſie, wie in jener Zeit, ſo ſchwer bedroht waren, ſo auch raſtlos für gemeinnützige Intereſſen. Eiſenbahnweſen, Dampfſchiffverkehr, Schule und Lehrerſtand blieben die Angelegenheiten, in denen er ein Rufer und Wecker und Förderer war. Außerdem trat er 1852 mit einem ausführlichen Plan für eine preußiſche Flottenſchöpfung, Werftanlagen und Hafenbauten auf. Er machte auf Kiel und den Jahdebuſen aufmerkſam, und in dieſem Kampf für Schöpfung und planmäßige Ausbildung einer vaterländiſchen Seewehr ſtand er jahrelang faſt allein. Auch für den Erwerb von preußiſchen Kolonien in Oſtafrika

erhob er seine Stimme, als dergleichen nur erst ein Lächeln über solche Träumereien erregte, und als 1864 Schleswig-Holstein erobert war, forderte er scharfblickend sogleich die Durchführung eines Kanals zwischen Ost- und Nordsee. Der alte Kämpfer, der 1814 gegen Frankreich gezogen, erhob seine Stimme auch mit unter den Ersten, um Straßburg und Metz als Vorposten der Wacht am Rhein zu behalten. Er jubelte, der Alte mit dem ehrwürdigen, von schmalem, schneeweißem Bart umrahmten Furchengesicht, als Deutschlands Einheit, der Traum auch seiner Jugend, verwirklicht war, und nahm als fast Achtzigjähriger noch ein Mandat seiner treuer Hagener Wähler für den ersten Reichstag an. Immer noch, mit schon zitternder Hand, schrieb er über öffentliche Fragen und freute sich der Genugthuung, daß er, der früher seinen schwerfälligen Zeitgenossen zu rasch vorangestürmt, im hohen Alter noch so vielfach Recht bekam. Bis 1878 arbeitete er im öffentlichen Leben weiter; dann zog er sich zurück, um, noch immer eine aufrechte westfälische Eiche, die letzten ihm vergönnten Tage in Ruhe zu genießen.

Er durfte es auch sorglos. Seine Vermögensverhältnisse hatten sich längst gefestigt, und er lebte in patriarchalischer Einfachheit auf seinem eigenen Gute Hombruch bei Dortmund. Dort versammelte sich alljährlich um den Alten ein Viertelhundert fröhlicher Enkelkinder. Da empfing er manche schöne Huldigung seiner tapfer erstrittenen Verdienste als Industrieführer und als unsträflich reiner Volksmann. Im Februar 1873 fand sich auch eine Abordnung der westfälischen Lehrerschaft ein, die ihren besten Freund zum achtzigjährigen Geburtstage beglückwünschte. Briefe und Telegramme kamen zu Hunderten hinzu. Eine schöne Abendröthe war diesem reichbewegten Leben beschieden. Ein jeder Gruß, ein jeder Dank wiederholte es dem knorrigen Greise:

„Wenn heut' ein Lebensodem weht,
Uns ſchon umſtrahlt des Frühroths Schein:
Er war der neuen Zeit Prophet,
Sein Name ſoll uns heilig ſein!“

Während eines Aufenthalts im lieblichen Siebengebirge, wo Harkort ein einfaches Haus erworben hatte, um ſich dorthin aus dem Kohlenſtaube des Hombruchs für einige Wochen des Jahres zurückziehen zu können, befiel ihn im Herbſt 1876 eine ſchwere Erkältung. Zwar erholte er ſich wieder, aber der Verfall ſeiner Kräfte war nicht mehr aufzuhalten. Noch erlebte er den 88. Geburtstag; dann, am 6. März 1880, fuhr Fritz Harkort „zur letzten Schicht“ an. Aus ſeinem Häuschen trugen ſie ihn hinaus in dem Sarge aus feſtem Holze eines einſt ſelbſtgepflanzten Baumes, den er ſich längſt hatte anfertigen laſſen. Die Flagge des erſten Rheindampfers, den er als noch junger Mann nach London geführt, deckte ſeine Leiche. Im Wald von Schede, wo die Familiengruft ſich befindet, bettete man ihn neben ſeiner ein halbes Jahrhundert ihm vorausgegangenen Gattin. Lehrer ſenkten den Sarg hinab. Keine Rede und kein Prunk — ſo wie er es gewünſcht. Eine Marmortafel auf dem Grabe trägt nur ſeinen Namen. Ein ſchönes, liebevolles Andenken hat ihm jüngſt in einer Biographie der Abgeordnete für Witten, L. Berger, unter dem Titel „Der alte Harkort“ geſetzt.

In der Station.

Bilder aus dem Verkehrsleben.

Von

Alr. Myers.

(Nachdruck verboten.)

Mehrere der letzten großen Eisenbahnunfälle sind innerhalb der Stationen erfolgt, während unter den Laien bisher die ganz falsche Ansicht verbreitet war, daß man sich als Passagier eines Eisenbahnzuges in der Station am sichersten befände. Die Fachleute wissen aber längst, daß gerade die Station für den Eisenbahnzug die größten Gefahren bietet, und daß, ruhiges Wetter und gutes Material vorausgesetzt, der Zug sich nirgends sicherer befindet, als draußen auf der freien Strecke. Ob der Zug in einer Station hält oder sie als Schnellzug durchjagt, hier lauern stets vermehrte Gefahren auf ihn, und die Beamten, die innerhalb der Station den Dienstbetrieb aufrecht erhalten, haben nicht nur eine im höchsten Grade verantwortliche, sondern auch eine aufregende, Körper und Geist aufreibende Stellung.

Um dem Publikum klar zu machen, wie sich der Dienstbetrieb in einer Station gestaltet, wollen wir uns diesen einmal näher ansehen. In erster Linie haben wir dabei die Thätigkeit zweier Beamtenkategorien in's Auge zu fassen: die des Bahnhofsvorstehers und die der Weichensteller, die des Ersteren ausübende Organe sind, für die er zwar mit verantwortlich bleibt, von deren eigener

Tüchtigkeit aber Betriebssicherheit oder schweres Unglück abhängt.

Eine mittelgroße Station gleicht mit ihren Schienensträngen gewissermaßen einer großen Stadt, und es gehört viel Ortskenntniß und Diensterfahrung dazu, mit Sicherheit ebenso wie mit der unumgänglich nothwendigen Schnelligkeit den gesammten Verkehr vor sich gehen zu lassen. Der Kommandeur dieser Station ist immer der Vorsteher, den in Behinderungsfällen ein oder mehrere Assistenten vertreten. Die Verantwortlichkeit für diese Assistenten trägt aber ebenfalls der Bahnhofsvorsteher.

Wenn es sich nur um ein Ein- und Ausfahren oder um ein Durchpassiren von Personen- oder Güterzügen handeln würde, dann wäre der Dienst der Stationsbeamten kein so komplizirter. Es kommt aber zu dieser Art des Dienstes noch der Rangirdienst, das Ein- und Ausladen von Gütern, die Materialienverwaltung, die Beförderung von Publikum und Gepäck, die Entsendung von Extrazügen und Extramaschinen hinzu. Ein Stationsvorsteher kommt deswegen dort, wo der Verkehr einigermaßen stark ist, vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht aus dem Dienst heraus, und fast jede halbe Stunde können Entscheidungen an ihn herantreten, bei denen er alle seine Gewandtheit und Dienstkenntniß zusammennehmen muß, um nicht ein Unglück herbeizuführen oder sich Beschwerden von Seiten des Publikums zuzuziehen. In den Fällen, in denen sich der Verkehr durch irgend welche außerordentliche Veranlassungen übermäßig steigert, wird von den Stationsvorstehern und ihren Gehilfen oft geradezu Unmögliches gefordert, und nur zu leicht entsteht dann ein Versehen, das zu größeren oder kleineren Unglücksfällen führt. Wer aber weiß, wie viel in solchen Fällen von den Beamten verlangt wird, wundert sich höchstens, daß nicht mehr Katastrophen zu verzeichnen sind.

In größeren Stationen hat für die verschiedenen Zweige der Verwaltung und des Betriebes der Vorsteher Gehilfen; er hat einen Güterexpedienten, einen Billetverkäufer und Kassirer, er hat eine Anzahl von Telegraphisten, er hat endlich einen Rangirmeister, Werkstattsvorsteher u. s. w. unter sich, die unter seiner verantwortlichen Leitung die Geschäfte wahrnehmen, die auf kleinen Stationen der Vorsteher allein mit einem oder zwei Weichenstellern auszuführen hat. Mit Rücksicht auf den Umfang der dem Stationsvorsteher obliegenden Dienstpflichten und in Anbetracht der Betriebssicherheit finden daher Eisenbahnbeamte erst eine Anstellung als Stationsvorsteher, wenn sie sich ausreichende Erfahrungen und Kenntnisse erworben haben. In Deutschland ist nach den Bestimmungen über die Befähigung von Bahnpolizeibeamten vom 12. Juli 1878 erforderlich, daß Jemand, der Bahnhofsvorsteher werden will, erstens einen mindestens zweijährigen Dienst als Stationsassistent hinter sich haben muß, daß er zweitens die Kenntniß der für den Stations- und Expeditionsdienst in Betracht kommenden Vorschriften des Kassen- und Rechnungswesens besitzt, daß er drittens über seine Kenntniß der Einrichtungen des Post- und des Telegraphenwesens, sowie des Verhältnisses der Eisenbahnen zur Post- und Telegraphenverwaltung sich ausweist, und daß er endlich viertens mit den Bestimmungen für die Eisenbahnen betreffs der Kriegsleistungen genau vertraut ist. In Kriegszeiten, wenn der gesammte Privatverkehr durch Truppentransporte aufgehalten und gehemmt wird, kann ein Bahnhofsvorsteher so recht zeigen, welche Fähigkeiten er besitzt. Sein Posten wird dann noch verantwortlicher und wichtiger, und da die Kenntniß der Lokal- und Personalverhältnisse in den Stationen in diesem Falle von der größten Wichtigkeit ist, so sind die Stationsvorsteher aller größeren Bahnhöfe stets als unabkömmlich von ihrem

Dienſt für den Kriegsfall bezeichnet und werden nicht zur Waffe eingezogen.

Auf größeren Stationen hat der Vorſteher einen oder mehrere Aſſiſtenten, für die er aber wiederum mitverantwortlich bleibt, ſo lange er ſich noch auf dem Bahnhofe befindet. Nur wenn er vom Bahnhof abweſend iſt, geht die Verantwortlichkeit für den Dienſt auf den betreffenden Aſſiſtenten ſelbſt über.

Wird ein Zug von einer Nachbarſtation gemeldet, ſo darf der Stationsvorſteher erſt das Einfahrtsſignal geben laſſen, nachdem er ſich davon überzeugt hat, daß der geſammte Bahnhof in Ordnung iſt. Es gehört dazu, daß ſämmtliche Weichen richtig geſtellt ſind, denn man braucht nur an das ſchreckliche Unglück von Röhrmoos zu erinnern, um dem Leſer klar zu machen, was eine falſch geſtellte Weiche bedeutet. Alle Drehſcheiben und Schiebebühnen müſſen richtig geſtellt ſein; Schiebebühnen, welche das Geleiſe durchkreuzen, das der einfahrende Zug paſſiren ſoll, dürfen ſich nicht in Bewegung befinden. Rangirbewegungen, durch welche Güter- oder Perſonenzüge zuſammengeſtellt oder getrennt werden, dürfen nicht in der Nähe des Geleiſes ſtattfinden, das der einfahrende Zug zu paſſiren hat. Die beweglichen Arme der Waſſerkrahne müſſen richtig ſtehen und nicht etwa aus Nachläſſigkeit ſo belaſſen worden ſein, daß ſie das Geleiſe, neben dem ſie liegen, ſperren. Dabei ſollen aber alle Bewegungen, welche von Rangirern, Lokomotiven, Weichenſtellern u. ſ. w. vorzunehmen ſind, nicht allzu ſehr aufgehalten werden, weil man ſonſt mit dem Dienſt nicht fertig wird.

Dem Bahnhofsvorſteher bleibt in der That manchmal nichts übrig, als im letzten Augenblick noch Dienſte vollziehen zu laſſen, die keinen Aufſchub dulden und die nach der Vorſchrift doch nicht mehr vorgenommen werden dürften, weil der ankommende Zug bereits in Sicht iſt.

Ist der Zug in die Station eingefahren, so hat der Vorsteher dafür zu sorgen, daß von beiden Seiten das Haltesignal gegeben wird, und wenn für einen Zug aus entgegengesetzter Richtung noch ein Signal steht, darauf zu achten, daß der bereits angekommene Zug nicht etwa noch auf den Geleisen steht, die der demnächst ankommende zu passiren hat. Ein Versehen dieser Art verursachte bekanntlich das schreckliche Unglück, das den Extrazug des Cirkus Carré in der Nähe von Hannover betraf.

Der Inspektor hat ferner dafür zu sorgen, daß Gepäck und Publikum möglichst rasch aus dem angekommenen Zuge herauskommen, sowie daß die neuen Fahrgäste nebst dem Gepäck so rasch wie thunlich wieder hineinbefördert werden, dann darf er aber dem Zug nicht eher die Erlaubniß zum Ausfahren geben, bis er sich davon überzeugt hat, daß die Strecke, die der Zug zu passiren hat, bis zur nächsten Station frei ist. — Wenn Schnellzüge durchfahren, hat er auf dem Bahnsteig mit der rothen Mütze zu erscheinen, weil seine Anwesenheit für den Lokomotiv- und Zugführer das Zeichen ist, daß sich Alles in Ordnung befindet. Er darf aber den Zug nicht durch die Station jagen lassen, wenn er nicht auch von der Nachbarstation bereits die Nachricht bekommen hat, daß dieselbe frei für die Einfahrt des Zuges ist.

Der Stationsvorsteher hat des Weiteren zu bestimmen, auf welchem Geleise die Güterzüge einzulaufen, wie sie zu rangiren und Wagen in der Station abzuhängen oder aufzunehmen haben; er revidirt, ob die beladenen Wagen auch das Normalprofil nicht übersteigen, ob sie unter dem sogenannten Lademaß, das auf jeder Station vorhanden ist, hindurchgehen. Wegen der Tunnels, Durchlässe und Brücken, welche nämlich der Eisenbahnzug zu passiren hat, dürfen die beladenen Wagen nur eine bestimmte Höhe und Breite haben, da sonst Entgleisungen oder schwere

Beſchädigungen an Bauten und Betriebsmaterial eintreten könnten. Der Bahnhofsvorſteher hat endlich darauf zu achten, daß der Bahnmeiſter und ſeine Gehilfen ſämmtliche Signalapparate, Telegraphenmaſten, Schienengeleiſe u. ſ. w. in tadelloſem Zuſtande erhalten. Mehrmals täglich hat er ſeinen Bezirk zu begehen, um ſich zu überzeugen, ob Alles in Ordnung iſt. Er hat die Kontrole in Bezug auf Pünktlichkeit im Dienſt gegenüber den anderen Beamten, er gibt den Weichenſtellern täglich genau an, auf welche Geleiſe ſie die verſchiedenen Züge laufen zu laſſen haben, und jede Veränderung in dieſer Beziehung muß augenblicklich dem betreffenden Weichenſteller mitgetheilt werden, ſollen nicht furchtbare Unglücksfälle, zum Mindeſten aber Betriebsſtörungen und Verwickelungen vorkommen.

Der Weichenſteller iſt, wie bereits erwähnt, das ausführende Organ für die Befehle des Stationsvorſtehers; er iſt gewiſſermaßen im Bahnhof daſſelbe, was der Bahnwärter auf der freien Strecke iſt. Vor Allem aber liegt ihm, wie dies ja auch ſchon der Name beſagt, die Bedienung der Weichen und Geleiſekreuzungen ob. Er hat das Stellen der Weichen nach den Befehlen des Bahnhofsvorſtehers zu beſorgen, es ruht alſo auf ihm eine koloſſale Verantwortlichkeit, und er wird daher zu einem der wichtigſten Beamten in der Station. Zu Weichenſtellern nimmt man nur Leute, welche ſich durch beſondere Nüchternheit, durch Dienſttüchtigkeit, Solidität und gute Führung innerhalb und außerhalb des Dienſtes auszeichnen. Ein Weichenſteller muß geläufig leſen, ſchreiben und rechnen können, er muß entweder Bahnwärter geweſen oder vier Monate mit Inſtandhaltung oder Erneuerung des Oberbaues, d. h. der Schienenſtränge und der Weichen beſchäftigt geweſen ſein. Er ſoll ferner, bevor man ihn zur Weichenſtellerprüfung zuläßt, zwei Monate im Weichenſteller- und Signaldienſt aushilfsweiſe beſchäftigt geweſen ſein und eine Aus-

bildung am Telegraphenapparat erhalten haben, damit er einfache Depeschen annehmen und aufgeben kann. Er muß vertraut sein mit der Handhabung der Blocktelegraphensignale, mit den Drehscheiben, Schiebebühnen, Centesimalwagen, Wasserkrahnen, mit den Vorschriften über den Gang des Rangirgeschäfts und die lokalen Eigenthümlichkeiten derselben. Man verlangt von ihm Kenntniß des Fahrplans und der Bahnhofsfahrordnung, ferner eine eingehende Kenntniß jedes einzelnen Theiles, jedes Bolzens und jeder Verschraubung einer Weiche oder einer Geleisekreuzung. Er soll ein überlegender Mensch mit Geistesgegenwart sein und gerade in den Augenblicken, in denen andere Leute durch Schreck oder Angst den Kopf verlieren, die größte Ruhe bewahren. Er darf sich nicht dazu verleiten lassen, im Dienst an andere Dinge zu denken. Ein Versehen bei einer Weiche, die fälschlich offen bleibt oder versperrt wird, wenn ein Zug einfährt — und das Unglück ist fertig. Nicht allein Entgleisungen und Zusammenstöße, Tod und Verwundungen von Passagieren und Beamten kann der Weichensteller durch verhältnißmäßig kleine Versehen verursachen, sondern auch Zerstörungen von Material, von Schienen und Weichen, wodurch eine Störung, wenn nicht Aufhebung des Dienstbetriebes der ganzen Bahnstrecke erfolgt.

Wird es dunkel, so muß der Weichensteller seine Aufmerksamkeit verdoppeln. Er soll dann womöglich vor jedem Zuge seinen Bezirk abpatrouilliren und sich von dem Stand der Weichen, der Telegraphenmasten und anderer Signale überzeugen. Er hat dafür zu sorgen, daß nicht unbefugte Personen, welche vielleicht in der Güterexpedition oder an den Abladestellen zu thun haben, die Geleise überschreiten, und hat die elektrischen Glockensignale sorgfältig zu beachten. Er muß in sehr vielen Fällen rasch nach eigener Ueberlegung handeln und vielleicht noch im letzten

Augenblick einen Zug durch Schwenken der rothen Fahne oder bei Nacht der rothen Laterne zum Halten bringen, wenn er sieht, daß irgend etwas im Bahnhofe nicht in Ordnung ist. In vielen Fällen hat er auch noch die Schranken zu öffnen und zu schließen, welche Wegeübergänge durch den Bahnhof absperren. Dazu kommt der stundenlang andauernde Rangirdienst, während dessen, ganz gleich ob das Wetter gut oder schlecht ist, der Weichensteller außerhalb seiner Bude bleiben muß, um die Weichen zu bedienen oder um das Rangirgeschäft selbst zu überwachen. So gehört denn wirklich eine eisenfeste Gesundheit und ein kerniger Körper dazu, um den Dienst eines Weichenstellers gewissenhaft und pünktlich zu versehen.

Auf großen Bahnhöfen, wo Hunderte von Weichen zu stellen sind und wo jedes Versehen unabsehbares Unglück bringt, hat man in der letzten Zeit Centralweichen oder aber die sogenannten Stellwerke eingeführt, welche dem Weichensteller wenigstens das schwierige Amt der genauen und richtigen Weichenstellung abnehmen.

In den Bahnhöfen, gewöhnlich dicht an der Einfahrt, wird der Leser schon einzeln stehende Häuschen bemerkt haben, in denen sich ein Beamter befindet, welcher vor sich und um sich eine große Zahl von Hebelgriffen hat, die am oberen Ende einen runden Handgriff tragen. Dieses Häuschen enthält das Stellwerk, und die Elektrizität arbeitet unsichtbar neben dem Beamten, um ihn vor verhängnißvollen Fehlern zu bewahren und gleichsam zu kontroliren. Soll ein Zug einfahren, so kann der Beamte im Stellwerk die Hebel erst ziehen, nachdem der Bahnhofsvorsteher ihn benachrichtigt hat: „Einfahrt frei für Zug Nummer so und so viel.“ In dem Augenblicke, in dem der Bahnhofsvorsteher diese Mittheilung auf telegraphischem Wege macht, werden alle diejenigen Hebel, welche nicht gezogen werden dürfen, elektrisch gesperrt,

d. h. ihre Eisentheile werden durch einen elektrischen Strom, der durch sie hindurchgeht, magnetisch und halten die Hebel so fest, daß der Beamte nicht im Stande ist, sie aus der Ruhelage zu bringen. Der Beamte zieht dann sämmtliche Hebel hoch, welche für den betreffenden Zug das Geleise freimachen; am Schluß zieht er den Hebel, der am Abschlußtelegraphen und am Vorsignal das Zeichen „Einfahrt frei!" gibt. — Die Verbindung zwischen dem Stellwerk und den Weichen und Telegraphenmasten besteht aus Ketten, Eisenstangen oder doppelten Drahtzügen, welche sämmtlich über Rollen oder Kugeln laufen. Automatische Drahtspanner halten diese Leitungsdrähte stets so gespannt, daß sie weder zu straff sind, was sie zum Reißen bringen würde, noch daß sie zu schlaff sind, in welchem Falle sie von den Rollen und Leitungskugeln heruntergleiten würden.

Man hat endlich noch in den Stationen an besonders gefährdeten Stellen, vor Allem aber an den sogenannten Spitzweichen, d. h. dort, wo die freie Strecke in den Bahnhof einmündet, verriegelte Weichen eingerichtet, d. h. Vorkehrungen getroffen, durch welche die beweglichen Theile einer Weiche, die beiden sogenannten Zungen, mechanisch festgestellt werden, damit sie nicht durch irgend einen Zufall sich verschieben und so den Zug auf ein falsches Geleise laufen lassen. Das Verriegeln und Entriegeln der Weichen erfolgt entweder durch einen Weichensteller mit der Hand oder ebenfalls durch Stellwerke.

Werden aber auch die Verriegelung der Weichen und ihre Umstellung von einem besonderen Stellwerkhäuschen aus vorgenommen, so müssen die Bahnwärter des Bezirkes doch ununterbrochen auf dem Posten sein, um zu beobachten, ob sich auch die gesammte Einrichtung des Stellwerkes in gutem Zustande befindet. Sehen sie, daß im entscheidenden Moment am Stellwerk etwas versagt,

ſo müſſen ſie entweder mit der Hand die Weichen ſtellen oder das Signal am Telegraphenmaſt geben, im Nothfall aber durch Zeichen mit der rothen Fahne oder, bei Nacht, mit der rothen Laterne den ausfahrenden oder einfahrenden Zug zum Halten zu bringen ſuchen.

Wird eine Drehſcheibe benutzt, um eine Lokomotive oder einen Wagen aus dem Schuppen oder auf ein anderes Geleiſe zu bringen, ſo muß ſtets ein Weichenſteller als verantwortlicher Beaufſichtiger zugegen ſein. Schiebebühnen, welche Wagen oder Lokomotiven von einem Geleiſe zum anderen bringen, dürfen ebenfalls nur von vereideten Weichenſtellern in Thätigkeit geſetzt werden. Ebenſo darf eine Lokomotive aus einem Waſſerkrahn nur dann Waſſer entnehmen, wenn ein Weichenſteller zugegen iſt, der entweder ſelbſt den Krahn in Thätigkeit ſetzt oder unter ſeiner Aufſicht von einem Arbeitsmann handhaben läßt.

Beſonders ſchwierig wird der Dienſt der Weichenſteller im Winter. Eis und Schnee, die ſich in die Weichen, in die Schiebebühnen, in die Drehſcheiben, in die Stellwerke u. ſ. w. ſetzen, verhindern deren Funktioniren, verurſachen Beſchädigungen und dadurch Betriebsſtörungen. Ununterbrochen muß der Wärter mit Schaufel und Beſen unterwegs ſein, um zu reinigen und, wo es nothwendig iſt, durch Aufſtreuen von Salz ein Schmelzen der Schnee- und Eismaſſen herbeizuführen. Weder Froſt, noch Schneeſturm darf er ſcheuen, da in ſolchen Fällen gerade von ſeiner Aufmerkſamkeit und Thätigkeit die Betriebsſicherheit des Bahnhofes abhängt.

Was von den Weichenſtellern hier geſagt iſt, gilt natürlich auch von allen anderen Stationsbeamten, und nur ihr gleichmäßiges Zuſammenwirken ermöglicht die Betriebsſicherheit und die volle Dienſtausführung in der Station. Bedenkt man aber, daß auf den großen Bahnhöfen das Zuſammenwirken von dreißig bis vierzig Per-

sonen nothwendig ist, um diese Sicherheit aufrecht zu erhalten, dann wird man sich sagen, daß die peinlichsten, strengsten Dienstvorschriften nicht genügen, um jederzeit Fehler zu verhüten. Es erscheint dann erklärlich, daß eben gerade in der Station immer wieder Fehler und Unglücksfälle vorkommen, da ja auch die Beamten nichts anderes sind als Menschen, die einmal einen Augenblick der Vergeßlichkeit und der Zerstreuung haben, und die zuweilen meist mit Dienst so belastet sind, daß man es ihnen verzeihen kann, wenn sie hin und wieder nicht mehr mit voller Geistesfrische und Kraft ihre Obliegenheiten ausführen.

Ein König im Reich der Lüfte.

Schilderung aus der Vogelwelt.

Von

Ludwig Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt wohl keinen Freund der schönen Natur, der nicht auch an der lustigen, immer so geschäftigen Vogelschaar seine Freude hätte. Je mehr wir uns aber dem stillen Vergnügen überlassen, die kleinen heiteren Gäste in ihrem Thun und Treiben zu belauschen, um so mehr erwacht auch unser Groll gegen ihre muthwilligen oder boshaften Vernichter unter den Menschen. Die größten Feinde jedoch finden unsere kleinen Freunde in ihrem eigenen Lager, und sie kennen dieselben recht gut. Es sind die Raubvögel.

Die Raubvögel zeichnen sich sämmtlich durch ihre kräftige Gestalt, durch die außerordentliche Entwickelung ihrer Sinnesorgane und durch eine besondere Struktur des

Schnabels und der Füße aus. Der Schnabel ist stark und bis zu seiner scharfen Spitze nach unten zu gekrümmt; die Füße haben lange und kräftige Zehen, von denen die äußerste nach hinten zu gerichtet ist; die Zehen aber sind mit scharfen, abwärts gerichteten Krallen bewaffnet, welche dem Thiere gestatten, seine Beute zu erfassen und im Fluge davon zu tragen. Die Flügel sind lang und zugespitzt. Trotz seltener Ausnahmen ernähren sich unsere Raubvögel fast nur von lebender Beute und hauptsächlich von kleinen Säugethieren oder Vögeln, die sie mit ihren Krallen festhalten und mit Hilfe ihres Schnabels zerreißen. Schauen wir uns jedoch in unseren heimathlichen Gefilden um, so bekommen wir doch nur selten so einen Räuber zu Gesicht, und dann auch nur einen von der kleinsten Art, etwa einen Sperber oder Falken, einen Bussard oder Habicht. Allein steigen wir aus den Ebenen oder Thälern hinauf nach den himmelanstrebenden Bergriesen der Alpen, bis nach und nach der Teppich der Vegetation um uns verschwindet und kaum noch der Laut eines belebten Wesens unser Ohr erreicht, so erblicken wir wohl am blauen Himmelsgewölbe, das über uns majestätisch sich ausspannt, einen dunklen Punkt, der sich nähernd die Gestalt eines Vogels annimmt. Er schwebt über unserem Haupte fast ohne Flügelschlag in weiten Kreisen dahin, indem er dann und wann ein schrilles drohendes Pfeifen vernehmen läßt und sich bald nach der Tiefe herabläßt, bald wieder in die Höhe empor sich schwingt, bis er endlich zwischen hochaufstrebenden Felsenspitzen unseren Blicken entschwindet. Es ist der mächtige königliche Geier der Alpen, der in seinem Reiche Inspektion hielt, um zu erforschen, ob für ihn oder die Seinen eine Beute zu finden sei.

An der Spitze unserer europäischen Raubvögel stehend, unterscheidet sich der Geier von jenen sowohl durch den

mächtigen Wuchs und ſeine großen, breiten Flügel, als auch durch die Form ſeines Schnabels und ſeiner Füße. Denn während der kräftige Schnabel ſeiner übrigen Berufsgenoſſen ſich ſchon an der Wurzel zu krümmen beginnt, zeigt ſich der verhältnißmäßig ſchwache Schnabel des Geiers den größten Theil ſeiner Länge gerade gerichtet und nur kurz vor der ſchneidigen Spitze rund hakenförmig umgebogen. Auch die Füße ſind weniger kräftig, und die Zehen mit kürzeren, abgeſtutzten Krallen bewehrt, deren er ſich nur zur Noth als Greiforgane bedienen kann. Sein Kopf und Hals erſcheinen gewöhnlich nackt oder höchſtens mit einem kurzen, dünnen Flaum bedeckt. Nur bei dem Bart- oder Lämmergeier, mit dem wir uns jetzt näher beſchäftigen wollen, ſind dieſe Körpertheile mit langen, flaumigen Federn umgeben, ſowie auch der Grund ſeines Schnabels mit Borſten beſetzt iſt, welche unten am Kinn einen anſehnlichen Bart bilden.

Dieſe Geierart (Gypaëtus barbatus), die ſchon in alter Zeit gefürchtet wurde und ehemals auch eine größere Verbreitung hatte, zeigt ſich bei uns nur noch in einigen der höchſten Alpengebiete der Schweiz und der Pyrenäen. Als der größte Raubvogel der alten Welt beſitzt er oft eine Länge von 1,60 Meter und eine Flügelſpannung von 3 Metern und darüber. Gewiß ein ſtattlicher Vogel, ſollte man denken, und doch iſt der Eindruck, den er auf uns macht, wenn wir ihn in ſitzender Stellung mit ſeinem eingezogenen Halſe und in ſeinem oben glänzend dunkelbraunen, hell geränderten und unten pommeranzenfarbigen, bisweilen ſchmutzig gelblich-grauen Federkleide betrachten, trotz der prächtig gefärbten intelligenten Augen durchaus kein angenehmer. Beſonders in der Gefangenſchaft iſt dieſe zuſammengedrückte, an nichts Intereſſe nehmende Vogelgeſtalt uns bald unſympathiſch, und wir wenden uns gerne von ihr ab. Wenn der Lämmergeier jedoch im Zu-

ſtaude der Freiheit ſich in die Luft erhebt und bis zu den Wolken emporſteigt, ſo iſt dieſer Anblick prächtig und ſtaunenerregend ſchon bezüglich der gewaltigen Muskelkraft, die er in ſeinen Flügeln beſitzen muß, um ſeine nicht unbedeutende Körperlaſt mit ſcheinbar ſpielender Leichtigkeit zu tragen und in anmuthigen Kreisbewegungen durch das Luftmeer hindurch zu ſteuern. Ja, die Kraft ſeiner Flügelſchläge iſt ſo gewaltig, daß er mit Hilfe derſelben bisweilen Ziegen, Schafe, Gemſen, ſelbſt Rinder, wenn ſie an ſteilen Abhängen weiden, blitzſchnell und unter furchtbarem Geräuſch auf ſie niederſtürzend, in den nahen jähen Abgrund zu ſchleudern vermag, um ſie dann in Ruhe zu verzehren. Selbſt der kräftige Mann, der wohl ausgerüſtete Jäger iſt in ſolchen Lagen nicht immer vor ſeinen Angriffen ſicher.

Im Allgemeinen verſchmähen die Geier den Ueberfall lebender Thiere und ziehen bereits in Zerſetzung und Verweſung übergegangene Leichen vor, deren Vorhandenſein ſie durch ihren ungemein entwickelten Geruchsſinn ſchon in weiter Ferne aufzuſpüren vermögen. Deshalb leiſten ja auch dieſe Thiere den Bewohnern mancher heißer Gegenden durch die Vertilgung des Aaſes in ſanitärer Hinſicht ſehr wichtige Dienſte und werden geſchont. Unſer Bartgeier dagegen nimmt nur im äußerſten Nothfall, wenn der heftigſte Hunger ihn treibt, ſeine Zuflucht zu todten Thieren, die er nicht ſelbſt erlegt hat. Kaum iſt die Nacht vorüber, und die erſten Sonnenſtrahlen beginnen die Gipfel jener Bergkoloſſe zu erleuchten, ſo erhebt er ſich ſchon in die Lüfte, um ſein Revier zu überſchauen, und wehe dann dem armen Thiere, das er erſpäht und zu überwältigen vermag, ſei es mit Gewalt oder mit berechnender Liſt und Verſchlagenheit. Es iſt verloren. Wohl ſind Lämmer und junge Ziegen ſeine Lieblingsſpeiſe, doch jagt er auch Hunde und Füchſe, Haſen und

Murmelthiere, die Jungen von Rehen und Gemſen, Kälber und junge Schweine, ja wir haben verbürgte Beiſpiele, daß er ſich ſogar an Menſchen vergreift und Kinder als Beute davongetragen hat.

Daß unſer Vogel bei ſeinen weiten und gewiß anſtrengenden Flügen durch die reinen, ſcharfen Luftſtröme mit einem guten Appetit geſegnet iſt, erſcheint ſelbſtverſtändlich; die Unterſuchung ſeines recht anſehnlichen ſchlauchförmigen Magens hat überdies ergeben, daß derſelbe reich mit kleinen Drüſen ausgeſtattet iſt, welche einen ätzenden Saft ausſcheiden, der die aufgenommenen Speiſen und Knochen in kürzeſter Zeit zu zerſetzen und zu verdauen vermag. Wenn ſchon der Kukuk in unſeren Gegenden hinſichtlich ſeiner außerordentlichen Verdauungsfähigkeit ſich eines weiten Rufes erfreut, ſo bleibt er doch hinter der Gefräßigkeit und der Verdauungskraft des Bartgeiers himmelweit zurück. Man muß wahrhaft ſtaunen, wenn man aus Dr. Schinz' Bericht vernimmt, daß der Magen eines erlegten Vogels dieſer Art den Hüftknochen einer Kuh, ein 6½ Zoll langes Schienbein einer Gemſe, ein halbverdautes Gemſenrippenſtück, außerdem noch eine Maſſe kleiner Knochen, ganze Ballen Haare und die Klauen eines Birkhuhns enthielt! Braucht man ſich da noch zu wundern, wenn die Bewohner ſolcher Gegenden, die von dergleichen Verwüſtern beſonders heimgeſucht werden, alle nur möglichen Mittel anwenden, um ſich von der Nachbarſchaft eines ſo gefährlichen Nimmerſatt zu befreien? Sie thun dies auch mit allem Nachdruck; doch nur ſelten haben ſie das Glück, ihre anſtrengenden, oft mit Lebensgefahr verbundenen Verfolgungen von Erfolg gekrönt zu ſehen.

Die fortwährende Sorge für Erlangung neuer Beute, um ſeinen und der Seinigen Hunger zu ſtillen, die aufzuwendende Berechnung, um das erſpähte Opfer auch von der richtigen Seite zu überfallen, damit es nicht etwa

entſchlüpft, und die unabläſſig zu beobachtende Vorſicht, um Nachſtellungen der Menſchen zu entgehen, Alles dies hat viel zur Entwickelung ſeiner Intelligenz beigetragen. Er iſt äußerſt vorſichtig geworden und berechnet in den meiſten Fällen vorher genau den Standort des von ihm erkorenen Opfers, bevor er daſſelbe überfällt, und ſucht dabei immer Gewalt mit unverkennbarer Liſt zu vereinigen.

Dem bewaffneten Menſchen gegenüber iſt der Bartgeier ganz beſonders auf ſeiner Hut, auf Unbewaffnete dagegen nimmt er weniger Rückſicht, ſo daß er ſeine Dreiſtigkeit im Bewußtſein ſeiner Ueberlegenheit ſo weit treibt, in unmittelbarer Nähe derſelben ſich ſeiner Beute zu bemächtigen. So ereignete ſich vor wenigen Jahren nahe bei dem Dorfe Schuders in Graubünden folgender Vorfall. Der Bauer Keßler daſelbſt führte im Frühjahr ſein Vieh zur Tränke, als plötzlich ein Lämmergeier auf einen jungen Bock ſich herabſtürzte und ihn wegzutragen ſuchte. Natürlich wollte der Beſitzer der kleinen Heerde ſich das nicht gefallen laſſen, ſchlug mit ſeinem Stocke aus Leibeskräften auf den räuberiſchen Vogel los und wurde mit ihm handgemein. Der Geier ſchlug jedoch bald den Angreifer in die Flucht, wendete ſich dann ſiegesbewußt zur Heerde zurück, ergriff auf's Neue das Böckchen, hob es vor den Augen ſeines Herrn in die Luft und verſchwand mit ihm hinter den Bergen. Der arme Bauer aber hatte nicht blos den Verluſt ſeines hübſchen Bockes zu beklagen, ſondern er trug auch noch den Spott davon, daß er von dieſer Zeit an faſt nur das „Gyrenmändli" (Geiermännchen) genannt wurde.

Dergleichen Fälle ereignen ſich jedoch nur höchſt ſelten und zwar nur dann, wenn der Vogel, vom heftigſten Hunger getrieben und jede Gefahr aus dem Auge ſetzend, wie blind auf irgend eine Beute herabſchießt. Dies geſchieht namentlich in langen ſtrengen Wintern, wenn die ganze

obere Alpenregion hoch mit Schnee bedeckt iſt und einige ſeiner Beutethiere dem ruhigen Winterſchlaf ſich hingeben, andere aber ihren Aufenthalt in die ſchützenden Wälder verlegt haben, wohin ihnen ihr Erzfeind nicht zu folgen vermag. Da ſteigt er, von der bitteren Noth getrieben, in die Bergthäler hinab und lungert in der Nähe der menſchlichen Wohnungen herum, um hier etwa einen Hund, eine Katze oder kleineres Geflügel zu ergattern. Dabei erreicht ihn jedoch ſein Geſchick gar bald. Die Bergbewohner legen ein Stück friſches oder gedörrtes Fleiſch oder auch ein Aas auf eine ebene Stelle, um den Räuber anzulocken. Wittert dieſer die Beute, ſo ſcheut er ſich anfangs lange, ſich an einer für ihn ſo gefährlichen Stelle niederzulaſſen. Allein Hunger thut weh; er wagt es ſchließlich doch. Kaum jedoch iſt er über die hingelegte Lockſpeiſe hergefallen, als er auch durch einen Schuß niedergeſtreckt wird; oder es fallen auch Leute mit Stangen ihn an, ſchlagen ihn, da ihn ſeine kurzen Beine verhindern, ſich ſchnell genug emporzuſchwingen, nieder und gewinnen damit eine hübſche Prämie.

Daß ein ſolcher Vogel, wie unſer Lämmergeier, der ſich vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde nie ſicher fühlt, auch einen unzugänglichen Platz zum Niſten auserſehen wird, iſt leicht begreiflich. Zwiſchen zerklüfteten Felſenkuppen oder auf unzugänglichen, hochgelegenen und von oben geſchützten Abſätzen ſteil abfallender Felſenwände bereitet er auf einer Unterlage von Baumäſten aus einer Menge von Heu und Moos ſein umfangreiches Neſt, polſtert es ſodann mit weicheren Stoffen, mit Federn, Haaren und dergleichen aus und legt ſeine drei bis vier anſehnlichen weißſchaligen Eier hinein, von denen er in der Regel nur zwei ausbrütet. Die Jungen erfreuen ſich in ihrer rauhen Umgebung bis zu ihrer vollſtändigen Befiederung der ſchützenden Wärme ihrer Eltern, die ſich auch fortwährend beſorgt

zeigen, ihren lebhaften Hunger mit herbeigeschafften Alpenhasen und Murmelthieren, mit Lämmern, jungen Ziegen oder Gemsen zu befriedigen. Die Zerstörung eines solchen Nestes hat daher für die Besitzer von Kleinvieh denselben Werth, wie die Erlegung eines alten Vogels. Allein das ist ungemein schwierig und gelingt nur in den seltensten Fällen.

Bisweilen erblickt man einen Geierhorst scheinbar ganz nahe, dennoch ist er immer noch so weit entfernt, daß er durch keine Büchsenkugel zu erreichen ist, und wenn ja einmal ein tollkühner Wagehals dessen Plünderung versucht, so geschieht dies doch stets mit der größten Lebensgefahr. Vor mehreren Jahren hatten zwei junge Bursche hoch oben auf einer flachen Felsenkuppe eine Stelle ausfindig gemacht, von der aus sie glaubten, ein Geiernest ausheben zu können. Legten sie sich der Länge nach auf den Boden und streckten den Kopf über den Felsrand hinaus, so erblickten sie in einiger Entfernung unter sich einen schmalen Felsenvorsprung, welcher die Unterlage einer Ausbuchtung bildete, worin sich nach ihren sonstigen Beobachtungen ein Geierhorst befand. Es war ein gewagtes Unternehmen, das sahen sie ein; doch um die mühevolle Besteigung dieser beträchtlichen Höhe nicht umsonst gemacht zu haben, entschlossen sie sich, zur Ausführung zu schreiten. Flugs legte der Eine das Ende eines dünnen, zu diesem Zweck mitgenommenen Seiles um seine Hüften, nahm einen leeren Sack auf die Schulter und ein langes, scharfes Messer in die Hand, und der Kräftigere ließ ihn nun langsam vom Felsenplateau nach dem schaurigen Abgrunde hinab. Auf dem Vorsprunge angekommen, ergriff er eiligst die beiden im Neste befindlichen jungen Vögel und steckte sie in den Sack. Schon hatte er seinem Kameraden das verabredete Zeichen zum Aufziehen gegeben, als plötzlich die Geiermutter mit grimmiger Wuth auf

ihn zugeſtürzt kam. Es entſtand ein verzweifelter Kampf: der am Seile ſchwebende Neſträuber mußte den Sack mit den Jungen preisgeben und ſelbſt dann noch ließ die Geiermutter nicht von ihm ab. Der bedrohte Burſche hieb aus Leibeskräften mit dem Meſſer um ſich, dabei ließ er aber das Seil außer Acht und durchſchnitt, als er einmal zu weit ausholte, einen von den drei Strähnen, aus welchen das Seil zuſammengedreht war. In dieſem Augenblick verließ ihn der Vogel und ſtürzte ſich in die Tiefe, ob nach ſeiner Brut oder infolge einer erhaltenen Verwundung, Niemand weiß es. Der unglückliche Horſtbeſucher hatte trotzdem noch ſchreckliche Todesangſt auszuſtehen. Durch die Verletzung des Seiles drehte ſich daſſelbe der Länge nach auf; es dehnte ſich dadurch aus und wurde länger, und der daran Hängende drehte ſich eine Strecke nach dem gähnenden Abgrunde zu. Seine Sinne ſchwanden und er war vor Schrecken ſchon halb todt. Zum Glück war das Seil noch feſt genug, um das Emporziehen und damit die Rettung des Aermſten zu geſtatten.

Nicht viel beſſer erging es dem berühmten Gemſenjäger Joſ. Scherrer von Ammon, der barfuß mit dem Gewehr auf dem Rücken nach einem Geierhorſt hinaufkletterte, in dem er Junge vermuthete. Noch ehe er denſelben erreicht hatte, flog das Männchen herbei und wurde niedergeſchoſſen. Scherrer lud die Flinte auf's Neue und kletterte dann weiter fort. Beim Neſte endlich angekommen, ſtürzte das Weibchen mit fürchterlicher Wuth auf ihn, packte ihn mit den Fängen an den Hüften, brachte ihm tüchtige Schnabelhiebe bei und ſuchte ihn vom Felſen hinabzuſtoßen. Die Lage des Jägers war entſetzlich. Er mußte ſich mit aller Gewalt an die Felſenwand ſtemmen und den Vogel abwehren, ohne das Gewehr aufnehmen zu können. Seine Geiſtesgegenwart rettete ihn aber vor dem ſicheren Verderben. Mit der einen Hand richtete er das Rohr der Flinte auf

die Bruſt des an ihm haftenden Vogels, mit der nackten Fußzehe ſpannte er den Hahn und drückte los. Der Geier ſtürzte todt zwiſchen die Felſen hinab. Scherrer war gerettet, aber die tiefen Wundenmale am Arm behielt er ſein Lebenlang.

Nur in den größten Nothfällen jedoch — entweder zur Rettung der Jungen oder zur Stillung des wüthendſten Hungers — läßt ſich der Lämmergeier in einen Kampf mit einem erwachſenen Menſchen ein. Ganz ungenirt ſtürzt er ſich aber vor den Augen des Hirten, mag dieſer ſchreien und mit Steinen werfen ſoviel er will, auf ein junges Lamm und trägt es davon. Vor Jahren ſtürzte ſich ein ſolcher Vogel, wie uns Pfarrer Steinmüller zu Rheineck verſichert, auf der Mürtſchen-Alp im Glarnerlande auf einen jungen Fleiſcherhund und trug ihn vor den Augen des Eigenthümers und der Sennen auf einen Felſen, wo er ihn verzehrte.

Allein man denke nicht, daß unſer ſo muthiger Vogel beim Raube und bei dem Transport ſeiner vierfüßigen Beute immer ſo heiler Haut davon käme. Aus einem Bericht aus der Schweiz entnehmen wir, daß der Lämmergeier auch einmal im Kampfe mit einem Vierfüßer den Kürzeren zog und ſein Leben einbüßte. Beim Drachenloch in der Nähe von Alpnach in Unterwalden ertappte einſt ein Geier einen lebenden Fuchs und trug ihn mit ſich durch die Lüfte. Doch der Fuchs verlor ſelbſt in dieſer Lage ſeine bekannte Geiſtesgegenwart nicht. Denn kaum gelang es ihm, ſeinen Hals auszuſtrecken, ſo packte er ſeinen Feind bei der Kehle und durchbiß ſie. Der Gegner ſtürzte todt zur Erde, und Meiſter Reineke hinkte wohlgemuth heimwärts.

Lange hat man die Erzählungen bezweifelt, welche meldeten, daß der Lämmergeier auch Kinder raube, und auch heute noch zuckt Mancher ungläubig die Achſel, wenn

er davon hört. Allein es liegen eine Anzahl vollständig erwiesener und beglaubigter Fälle dieser Art vor, die jeden Zweifel ausschließen. In den fünfziger Jahren lebte im Urnerlande noch eine Frau, die als kleines Kind von einem solchen Geier entführt worden war. — Die kleine dreijährige Anna Zurbuchen aus Habchern im Berner Oberlande wurde von ihren Eltern beim Einsammeln von Grummet mit auf die Matten genommen, und in der Nähe eines Stalles auf die Erde gesetzt. Bald schlummerte das Kind ein. Der Vater bedeckte ihm das Gesichtchen mit einem Strohhut und ging dann seiner Arbeit nach. Als er bald darauf zurückkehrte, war das Kind verschwunden. Die Eltern suchten es überall vergebens. Unterdessen ging der Bauer Michel von Unterseen auf einem rauhen Pfade dem Bergbache nach, als er auf einmal zu seinem Erstaunen ein Kind schreien hörte. Mit schnellen Schritten eilte er dem Tone nach. Da erhob sich, von ihm aufgeschreckt, von einer nahen Anhöhe ein Lämmergeier und schwebte über dem Abgrund hin. Am Rande dieses Abgrundes fand nun Michel das kleine Mädchen, das keine andere Verwundung aufzeigte, als am linken Arm und der Hand, wo es jedenfalls gepackt worden war; Strümpfe, Schuhe und Käppchen aber waren bei der Luftfahrt verloren gegangen. Die Anhöhe, auf der das Kind gefunden wurde, ist von jener Stelle, wo es der Vater niedergelegt hatte, 1400 Schritte entfernt. Die Geschichte wurde in's Kirchenbuch eingetragen, und das gerettete Kind hieß von da an nur die „Geier-Anni".

Diese Thatsache steht nicht vereinzelt da. Wir wollen nur noch den neuesten derartigen Fall anführen, der durch Dr. Girtanner's Nachforschungen genau konstatirt worden ist, so daß kein Zweifel möglich ist. Es war am 2. Juni 1870 Nachmittags 4 Uhr, als Joh. Betschen, ein munterer vierzehnjähriger Knabe aus Kien im Kienthal, nach Aris hin-

aufging und etwa 1000 Schritt von diesem Weiler auf einer kleinen Bergweide in der Nähe eines Heuschobers plötzlich mit furchtbarer Gewalt von hinten von einem großen Vogel überfallen und mit den ersten Flügelschlägen zu Boden geworfen wurde. Wohl suchte sich der überraschte Knabe auf den Rücken zu wenden, doch die folgenden Flügelschläge, die ihm um den Kopf sausten, raubten ihm fast die Besinnung. Nun erst fuhr der Vogel auf ihn los, packte ihn mit den Krallen in der Seite und an der Brust, benahm ihm mit neuen Flügelschlägen fast den Athem und begann mit dem Schnabel auf seinen Kopf einzuhauen. Vergebens strengte sich der Geängstigte an, durch Strampeln mit den Beinen und Wenden des Körpers sich den Krallen zu entwinden. Erst als er mit den Fäusten aus Leibeskräften auf den Feind losschlug, ließ ihn dieser los und erhob sich etwas, wahrscheinlich zu erneutem Angriff. In diesem Augenblicke kam eine Frau, die in der Nähe beschäftigt war und den Hilferuf des Knaben gehört hatte, zu seinem Beistand herbei, und der Geier ergriff die Flucht. Der von den Schnabelhieben am Hinterkopf und von den Krallen am Leibe verwundete Knabe war jetzt so schwach und von Angst und Schreck gelähmt, daß er sich kaum von dem Boden zu erheben vermochte, und nur langsam erholte er sich von den Nachwirkungen dieses Angriffs.

Selbst Beispiele sind vorhanden, daß der Lämmergeier, auch ohne durch Verfolgung oder Bedrohung seiner Brut gereizt worden zu sein, Menschen überfallen hat, um sie in den Abgrund zu stürzen, wenn nur die äußeren Umstände seiner Absicht günstig schienen.

Ein Gemsjäger, der auf einer Jagd begriffen war, hatte sich mit einem Kameraden nahe am Rande einer Felsenwand niedergesetzt, um ein wenig zu verschnaufen, als Beide plötzlich durch ein furchtbares Geräusch hinter

ſich erſchreckt wurden. Erſtaunt ſahen ſie ſich um, und erblickten einen gewaltigen Lämmergeier, deſſen Flügelſchläge jenes Geräuſch verurſachten, und der auf ſie zugeflogen kam. Kaum waren beide zur Seite gewichen, ſo fuhr auch ſchon das Thier mit unbeſchreiblicher Kraft und Schnelligkeit über ihren vorigen Sitz hinweg, ſo daß ihnen kein Zweifel blieb, der Vogel habe einen von ihnen in den Abgrund hinabſtoßen wollen. Ein anderer Jäger hatte ſich auf einer Gemſenjagd zwiſchen Brienz und Grindelwald an einer Felſenwand verſtiegen und befand ſich am Rande eines Abgrunds, als er plötzlich von zwei Geiern angegriffen wurde, die ihm mit heftigen Flügelſchlägen ſo arg zuſetzten, daß er ſich nur mit Mühe halten konnte. Unermüdlich drangen ſie auf ihn ein und ließen nicht eher ab, bis es ihm gelang, einen davon zu erlegen, worauf dann der andere ſich entfernte.

Liſt und Ueberlegung, Muth und raſche Entſchloſſenheit ſind unſerem Geier in hohem Grade eigen; ſelbſt bedeutender Ueberlegung iſt er fähig. Denn mit einem Knochen, den er nicht durch ſeine elaſtiſche Kehle hinabzuſchlingen vermag, erhebt er ſich hoch in die Luft und läßt ihn dann auf den Felſen herabfallen, bis er zerſpringt, was ohne eine Berechnung von Urſache und Wirkung nicht möglich wäre.

Schauen wir einmal einen Lämmergeier in einer Menagerie oder in einem zoologiſchen Garten, wie er ſo theilnahmlos, furchtſam und feig dahockt, ſo ſeien wir eingedenk, daß er in ſeinem wahren Element ein ganz anderer Vogel iſt, bei dem ſich das Sprichwort: „Der Schein trügt“ im vollſtem Maße beſtätigt.

Unſere Gewerbegerichte.

Sozialpolitiſche Studie.

Von

Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

Wenn es ſich um Streitigkeiten zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern einerſeits, um gewerbliche Streitigkeiten zwiſchen Arbeitern und Arbeitern andererſeits handelt, langen erfahrungsmäßig die gewöhnlichen Gerichte inſofern nicht aus, als zur Beurtheilung dieſer Streitigkeiten eine ganz beſondere Fachkenntniß nothwendig iſt. Wollte man hier nach dem Buchſtaben des Geſetzes entſcheiden, ſo würde man wahrſcheinlich in den meiſten Fällen zu Ungerechtigkeiten gegen die eine oder gegen die andere Partei kommen, und die Ueberzeugung, daß nur Fachleute in ſolchen Fachdingen ein Urtheil fällen könnten, hat ſich ſchon vor faſt hundert Jahren Bahn gebrochen. Auch die Koſten, welche durch das gewöhnliche Gerichtsverfahren entſtehen, ſind viel zu bedeutend und ſtehen nicht im Verhältniſſe zu den bei ſolchen kleinen Streitigkeiten in Frage kommenden Objekten.

In Frankreich beſchäftigte man ſich zuerſt mit der Frage der zweckentſprechenden Entſcheidung von gewerblichen Streitigkeiten, als man im Jahre 1806 in Lyon durch beſonderes Geſetz die „Conseils de prud'hommes“ (gewerbliche Schiedsgerichte, halb aus Arbeitgebern und halb aus Arbeitnehmern beſtehend) einführte, welche Streitig-

keiten zwiſchen Fabrikbeſitzern und Arbeitern zu beurtheilen hatten.

Das neue Inſtitut bewährte ſich derartig, daß im Jahre 1809 dieſe Einrichtung in Frankreich durch Geſetz allgemein eingeführt wurde. Seit dieſer Zeit haben dieſe Schiedsgerichte ſehr günſtige Reſultate für den Frieden zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern erzielt. Ihre Organiſation iſt heute eine derartige, daß durch Antrag oder mit Zuſtimmung der Gemeindebehörden von dem Handelsminiſter ein Rath errichtet wird, der aus einer gleichen Anzahl (mindeſtens drei) von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, einem Präſidenten und einem Vicepräſidenten beſteht; der Präſident muß ein Arbeitgeber, der Vicepräſident ein Arbeiter ſein; der „Conſeil" wird alle drei Jahre zur Hälfte erneuert. Für die Rechtſprechung in einzelnen Fällen wird aus dem „Conſeil" ein „Bureau particulier" gebildet, vor welches zunächſt der Streitfall zu bringen iſt, und falls hier keine Einigung erfolgt, gelangt die Sache vor ein „Bureau général", welches endgiltig Streitſachen bis zur Höhe von zweihundert Franken erledigen kann.

In Deutſchland wurden nur in der preußiſchen Rheinprovinz, als dieſe unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtand, die „Conseils de prud'hommes" in den wichtigſten Induſtrieplätzen eingeführt und durch einen Erlaß der preußiſchen Regierung vom Jahre 1815 ausdrücklich beibehalten. Dieſe „Conſeils" beſtanden aber nur aus Fabrikanten, Werkmeiſtern und ſelbſtſtändigen Handwerkern, und ihre Zuſtändigkeit bezog ſich theils auf die Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältniß, theils auf geringere Strafen, wie z. B. ſolche für Vergehungen gegen die Gewerbepolizei und Ruheſtörung in den Werkſtätten.

Aus dieſen preußiſchen „Conſeils" entwickelte ſich aber eine doppelte Art von Thätigkeit, eine gerichtliche und

eine vergleichende, d. h. dieſe „Conſeils" waren im heutigen Sinne Einigungsämter und ſogenannte Gewerbegerichte.

Die Einigungsämter ſind urſprünglich eine engliſche Erfindung, ſie ſind freiwillige Schiedsgerichte zur Schlichtung von Streitigkeiten zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern über Aenderungen des bisherigen Arbeitsvertrages, über Bedingungen neu abzuſchließender Arbeitsverträge, über Lohnhöhe, Art der Lohnzahlung, Dauer der Arbeitszeit, Fabrikordnung, Kündigungsfriſt u. ſ. w.

Nachdem dieſe Einigungsämter aus freier Entſchließung der Fabrikbeſitzer und der Arbeiter in England hier und dort verſucht und erprobt waren, ſtellte ſich ein ſo bedeutender Nutzen ihrer Thätigkeit heraus, daß ſie von dort aus in immer weitere Kreiſe drangen. Im Jahre 1850 ging man daran, ſie einheitlich zu organiſiren, weil man genügende Proben auf ihren Werth und die Art der Ausführung gemacht hatte, und im Jahre 1872 erhielten dieſe Einigungsämter Geſetzeskraft, d. h. ſie wurden durch Beſchluß des Parlaments obligatoriſch in allen engliſchen Fabriken eingeführt.

In Deutſchland iſt man in dieſer Beziehung ſtets weitergegangen. Man beabſichtigte nicht nur eine Einigung, ſondern nöthigenfalls auch eine richterliche Entſcheidung in gewerblichen Streitigkeiten herbeizuführen, und empfahl daher ſchon durch die preußiſche Verordnung vom 9. Februar 1849 die Errichtung von Gewerbegerichten, ſtellte aber die Einführung jeder einzelnen Fabrik und den Arbeitern anheim. Bei dem Mißtrauen, das vielfach leider zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu herrſchen pflegt, dann aber auch infolge der geringen parlamentariſchen Bildung, welche die deutſchen Arbeiter bis vor Kurzem beſaßen, gewannen die Gewerbegerichte zuerſt in Deutſchland durchaus keinen Boden. Die verſchiedenen Verſuche, die man machte, ſcheiterten wohl an der mangelhaften Organiſation

und den geringen Erfahrungen, die man auf diesem Gebiete bisher besaß.

Da bestimmte die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom Jahre 1869 in Paragraph 108, daß gewerbliche Streitigkeiten, sofern dafür besondere Behörden beständen, durch diese, sonst aber durch die Gemeindebehörden zu entscheiden seien, daß aber auch durch Ortsstatut besondere Gewerbegerichte Seitens der Gemeindebehörden unter gleichmäßiger Zuziehung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gebildet werden könnten. Das Innungsgesetz vom 18. Juli 1881 verlieh den Innungen das Recht, Streitigkeiten zwischen Innungsmitgliedern und deren Lehrlingen an Stelle der Gemeindebehörden zu entscheiden; es wurde ihnen gestattet, Schiedsgerichte zu errichten, die solche Streitigkeiten auch zwischen Innungsmitgliedern und ihren Gesellen zum Austrag zu bringen vermöchten, und die Zuständigkeit der Innungen konnte sogar auch auf Streitigkeiten ausgedehnt werden, die zwischen Lehrlingen und der Innung nicht angehörigen Handwerksgenossen entstehen. Daneben waren durch die Novelle zum Gewerbegesetz von 1878 noch Gewerbegerichte gestattet, der damalige Beschluß der Regierungen aber, diese Gewerbegerichte obligatorisch zu machen, stieß auf Widerspruch im Reichstage.

Nachdem im Jahre 1879 auch Oesterreich zur Einführung von Gewerbegerichten nach dem Muster der französischen „Conseils de prud'hommes" sich entschlossen hatte, kam eine allgemeine Bewegung in diese Frage, die besonders in einer großen Zahl von Broschüren und Schriften sich äußerte. Man sah ein, daß diese Gewerbegerichte wirkliche Vortheile böten, daß sie aber nur segensreich wirken könnten, wenn sie einheitlich gestaltet würden und wenn man sie obligatorisch einführte. Gegen die einheitliche Gestaltung machten sich im Anfange Bedenken geltend, insofern als die lokalen Verhältnisse der

verſchiedenen deutſchen Staaten, Provinzen und Induſtriegebiete doch auch bei der Geſetzgebung berückſichtigt werden mußten und nicht über einen Kamm geſchoren werden durften.

Am 24. März 1886 beſchloß der deutſche Reichstag folgende Reſolution: „Den Herrn Reichskanzler zu erſuchen, dem Reichstage den Entwurf eines Geſetzes betreffend die obligatoriſche Einführung von Gewerbegerichten mit der Maßgabe baldthunlichſt vorzulegen, daß die Beiſitzer derſelben zu gleichen Theilen von den Arbeitgebern und von den Arbeitern in getrennten Wahlkörpern und in unmittelbarer, gleicher und geheimer Abſtimmung gewählt werden.“ Erſt im Mai des Jahres 1890 erfolgte die Vorlegung des „Entwurfs eines Geſetzes betreffend die Gewerbegerichte.“ Nachdem der Reichstag ſich eifrig in der Kommiſſion und im Plenum mit dieſem Geſetze beſchäftigt hatte, wurde die Schlußabſtimmung Ende Juni vorgenommen, und nachdem der Bundesrath den Beſchlüſſen des Reichstages zugeſtimmt hatte, am 29. Juli 1890 das „Geſetz betreffend die Gewerbegerichte“ von dem Kaiſer vollzogen.

Der größte Theil des Geſetzes trat erſt am 1. April 1891 in Kraft, und faſt allerorten iſt man augenblicklich beſchäftigt, die Durchführung des Geſetzes zu verwirklichen und gleichzeitig von der Vergünſtigung Gebrauch zu machen, durch beſondere Ortsſtatute, welche auch Kreis- oder Provinzialſtatute ſein dürfen, diejenigen lokalen Abänderungen zu treffen, welche das Geſetz ausdrücklich verſtattet. Die ſchiedsrichterliche Thätigkeit der Innungen wird durch das Geſetz ebenfalls nicht aufgehoben; wer einer Innung angehört, muß ſeine gewerblichen Streitigkeiten vor dieſer, und nicht vor dem Gewerbegericht zum Austrag bringen. Der Inhalt des Geſetzes, welches hochwichtig für unſere ſozialen Verhältniſſe iſt, insbeſondere aber dazu berufen

ſcheint, die ſchroffen Gegenſätze zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern abzuſchwächen, iſt ungefähr folgender:

Das Geſetz überläßt die Einſetzung von gewerblichen Schiedsgerichten der ſtatutariſchen Beſtimmung von Gemeinden oder Kommunalverbänden; auf Antrag betheiligter Arbeitgeber und Arbeiter darf aber der Staat ohne Weiteres ein ſolches Gewerbegericht in der betreffenden Gemeinde einſetzen, wenn ein Bedürfniß dafür vorhanden iſt und wenn die Gemeindebehörden es verſäumen, auf Antrag das Gericht einzuführen. Die Koſten der Unterhaltung fallen unter allen Umſtänden, ſoweit ſie nicht durch Gebühren oder Strafen gedeckt werden, der Gemeinde zur Laſt. Streitigkeiten, die vor das Gewerbegericht gehören, dürfen unter keinen Umſtänden vor ein anderes ordentliches Gericht gebracht werden.

Das Gericht muß in jedem Falle aus einem Vorſitzenden und mindeſtens zwei Beiſitzern beſtehen. Den Vorſitzenden wählt der Magiſtrat oder die Vertretung der Gemeinde; ſeine Wahl muß ſtaatlich beſtätigt werden. Die Beiſitzer gehen aus geheimer und direkter Wahl der Arbeitgeber und Arbeiter hervor; die Gewählten ſollen ebenſo wie der Vorſitzende das dreißigſte Lebensjahr zurückgelegt und in dem der Wahl vorangegangenen Jahre für ſich und ihre Familien Armenunterſtützung aus öffentlichen Mitteln nicht empfangen haben; endlich müſſen ſie Wohnung oder Beſchäftigung in dem Bezirk des Gerichts haben. Perſonen, die zu dem Amte eines Schöffen unfähig ſind, mithin auch Frauen, ſind zu dem Amte nicht wählbar. Das aktive Wahlrecht können nur Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Alter von fünfundzwanzig Jahren ausüben, welche ſeit zwei Jahren in dem Gerichtsbezirk Wohnung oder Beſchäftigung haben. Der Vorſitzende darf weder ein Arbeitgeber noch ein Arbeitnehmer ſein. Die Beiſitzer dürfen das Amt nur aus ganz beſtimmten Gründen ab-

lehnen und erhalten Vergütung für Reiſekoſten und Zeitverſäumniß.

Das Verfahren vor den Gewerbegerichten wird ziemlich genau ſo wie das Prozeßverfahren vor den Amtsgerichten gehandhabt, die Abweichungen, die in den beiden Verfahren vorhanden ſind, gehen darauf hinaus, eine Vereinfachung und Beſchleunigung des Prozeſſes zu erzielen. Insbeſondere iſt der Grundſatz durchgeführt, daß der Betrieb des Rechtsſtreites nicht den Parteien obliegt, ſondern daß das Gericht die Vorladungen und Zuſtellungen beſorgt. Der erſte Termin kann vor dem Gewerbegericht ohne Zuziehung der Beiſitzer abgehalten werden. Beim Ausbleiben einer Partei ergeht auf Antrag ein Verſäumnißurtheil, gegen das innerhalb drei Tagen Proteſt erhoben werden kann. Erſcheinen beide Parteien, ſo darf eine Entſcheidung nur dann ergehen, wenn beide Parteien ſie beantragen, oder wenn dieſelbe ſofort erfolgen kann; andernfalls iſt die Verhandlung vor das vollbeſetzte Gewerbegericht zu verweiſen. Ebenfalls zur Vereinfachung des Verfahrens und um nicht zu viel juriſtiſches Beiwerk in die Gerichtsbarkeit hineinzubringen, iſt die Vertretung der Parteien durch Rechtsanwälte oder Winkelkonſulenten durchaus verboten. Das Gewerbegericht darf Zeugen und Sachverſtändige eidlich vernehmen, und ſeine Urtheile können nur angefochten werden, wenn der Werth des Streitgegenſtandes den Betrag von hundert Mark überſteigt. Die Appellation gegen das Urtheil erfolgt durch Berufung an das Landgericht, in deſſen Bezirk das Gewerbegericht ſeinen Sitz hat. Die der Berufung oder dem Einſpruch unterliegenden Endurtheile ſind von Gerichtswegen für vorläufig vollſtreckbar zu erklären (die Vollſtreckung haben die Gerichtsvollzieher vorzunehmen), wenn der Gegenſtand der Verurtheilung an Geld und Geldeswerth dreihundert Mark nicht überſteigt.

Für die Verhandlung des Rechtsſtreites werden Gebühren erhoben, welche von einem Gegenſtand im Werthe bis 20 Mark eine Mark, von 20 bis 50 Mark eine Mark und fünfzig Pfennig, und von 50 bis 100 Mark drei Mark betragen. Schreibgebühren kommen nicht in Anſatz, für Zuſtellungen werden bare Auslagen nicht berechnet. Wird ein Rechtsſtreit durch Vergleich abgeſchloſſen und ein Protokoll aufgenommen, ſo wird eine Gebühr nicht erhoben, auch wenn eine Verhandlung vorausgegangen iſt.

Aus dieſen kurzen Angaben läßt ſich wohl deutlich genug die Abſicht erkennen, die Gewerbegerichte zu Behörden zu machen, die ebenſo billig als ſchnell und ſicher arbeiten. Da aber ja immer, wenn nicht ein Vergleich zu Stande kommt, eine Partei zum Nachgeben durch das Gewerbegericht gezwungen werden wird, wird es doch — ſo lange Menſchen eben Menſchen bleiben — wahrſcheinlich immer Unzufriedene geben, die den Nutzen des Gewerbegerichts vielleicht nicht ohne Weiteres einſehen werden. Einen um ſo größeren Nutzen wird daher diejenige Wirkſamkeit der Gewerbegerichte haben, welche ſich auf ihre Thätigkeit als Einigungsämter bezieht.

Die Aufgabe der Einigungsämter iſt die Verhütung drohender und die Beſeitigung bereits eingetretener Arbeitseinſtellungen oder Ausſperrungen, alſo der ſogenannten „Streiks“ und „Boykotts“. Eine Verpflichtung, dieſe Streitigkeiten vor einem Einigungsamte zum Austrag zu bringen, haben weder Arbeitgeber noch Arbeitnehmer, und die Thätigkeit der Gewerbegerichte als Einigungsämter ſoll daher nur eintreten, wenn ſie von beiden Theilen angerufen wird. Dadurch wird aber nicht ausgeſchloſſen, daß bei drohenden Arbeitseinſtellungen das Gewerbegericht oder deſſen Vorſitzender die Arbeitgeber und Arbeiter zur Anrufung des Einigungsamtes zu veranlaſſen ſucht, oder, wenn ein Theil das Gewerbegericht ſchon angerufen hat,

den anderen Theil auffordert, ſich an den Einigungsverhandlungen zu betheiligen. Koſten dürfen dafür unter keinen Umſtänden Seitens des Einigungsamtes von den Betheiligten erhoben werden, ſie fallen vielmehr der Gemeinde zur Laſt.

Zur Verhandlung vor dem Gewerbegericht als Einigungsamt haben ſowohl Arbeiter als Arbeitgeber je drei Vertreter zu entſenden, die das fünfundzwanzigſte Lebensjahr vollendet haben und ſich im Beſitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden. Das Einigungsamt kann eine größere Zahl von Vertretern zulaſſen, naturgemäß kann aber nur mit dieſen und nicht mit den Hunderten von Arbeitern oder mit den vielen Arbeitgebern verhandelt werden. Die Vertreter werden durch freie Wahl ernannt.

Das Gewerbegericht, das als Einigungsamt fungirt, ſoll neben dem Vorſitzenden mit je vier Arbeitgebern und Arbeitnehmern beſetzt ſein; das Einigungsamt kann ſich jedoch durch Zuziehung von Vertrauensmäunern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer verſtärken, die Beiſitzer und die Vertrauensmänner dürfen aber nicht den beiden ſtreitenden Parteien angehören.

Vor Allem hat das Einigungsamt, deſſen Verhandlungen ganz nach eigenem Ermeſſen öffentliche ſein oder geheim gehalten werden können, durch Vernehmung der Vertreter beider Theile den Streitpunkt und die zu ſeiner Beurtheilung nothwendigen Verhältniſſe feſtzuſtellen, zur Aufklärung der beſtehenden Verhältniſſe in der Fabrik oder Induſtrie dürfen Auskunftsperſonen geladen und vernommen werden. An dieſe Auskunftsperſonen und an die Vertreter der beiden ſtreitenden Parteien kann jeder Beiſitzer und jeder Vertrauensmann Fragen ſtellen; vereidigt dürfen die Auskunftsperſonen jedoch nicht werden.

Kommt eine Vereinbarung zu Stande, ſo iſt ihr Inhalt durch eine von den ſämmtlichen Mitgliedern des

Einigungsamtes und Vertretern beider Theile zu unterzeichnende Bekanntmachung zu veröffentlichen. Kommt eine Vereinbarung nicht zu Stande, so hat das Einigungsamt einen Schiedsspruch abzugeben; die Beschlußfassung erfolgt mit einfacher Stimmenmehrheit. Stehen sich bei diesem Schiedsspruch die Stimmen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer durchaus schroff gegenüber, so kann die Entscheidung durch den Vorsitzenden erfolgen; derselbe hat aber das Recht, sich seiner Stimme zu enthalten und einfach festzustellen, daß ein Schiedsspruch nicht zu Stande gekommen sei. In diesem Falle ist ebenfalls öffentlich mitzutheilen, daß das Einigungsamt weder einen Schiedsspruch gefällt hat, noch eine Vereinbarung herbeiführen konnte. Die Motive des Gesetzes führen aber ausdrücklich an: „Auch wenn eine Einigung zwischen den Vertretern beider Theile nicht erreicht wird, soll das Einigungsamt seine Bemühungen, eine Beilegung der Streitigkeiten herbeizuführen, nicht ohne Weiteres einstellen, vielmehr den Versuch machen, über die Bedingungen, auf welche hin eine Einigung erwartet werden kann, seinerseits zu einem Beschluß zu gelangen und den auf Grund dieses Beschlusses abzugebenden Schiedsspruch den Vertretern beider Theile zur Erklärung vorzulegen. Das moralische Gewicht, welches einem solchen Schiedsspruche innewohnt, wird um so größer sein, je sorgfältiger und objektiver das Einigungsamt bei der Feststellung der Thatsachen und bei den Einigungsverhandlungen vorgegangen ist, und es ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß — namentlich wenn die neue Einrichtung erst länger in Wirksamkeit gewesen ist — in nicht seltenen Fällen beide Theile sich schließlich dem Schiedsspruche unterwerfen werden. Dies wird allerdings in der Regel dann nicht zu erwarten sein, wenn auch innerhalb des Einigungsamtes die Ansicht sämmtlicher für die Arbeitgeber zugezogenen Beisitzer und

Vertrauensmänner derjenigen sämmtlicher für die Arbeiter zugezogenen gegenübergestanden hat, und der Schiedsspruch nur durch die ausschlaggebende Stimme des Vorsitzenden zu Stande gekommen ist. Deshalb soll in solchen Fällen der Vorsitzende berechtigt sein, sich seiner Stimme zu enthalten und nur konstatiren, daß ein Schiedsspruch nicht zu Stande gekommen ist."

Das Gesetz verpflichtet die Gewerbegerichte ferner, auf Ersuchen von Staats- und Provinzialbehörden Gutachten über gewerbliche Fragen zu erstatten, und berechtigt es, in solchen gewerblichen Fragen, welche Betriebe berühren, die seiner Gerichtsbarkeit unterstellt sind, Anträge an Staats- und Kommunalbehörden zu richten.

Der fünfte Abschnitt des Gesetzes trifft Fürsorge für den Fall, daß ein Gewerbegericht nicht vorhanden sein sollte. Die Parteien können dann direkt das ordentliche Gericht anrufen, es kann aber auch die Entscheidung des Gemeindevorstehers eingeholt werden, jedoch nur, wenn es sich um Antritt, Fortsetzung oder Lösung eines Arbeitsverhältnisses, um die Aushändigung oder den Inhalt eines Arbeitsbuches oder Zeugnisses und endlich um die Abrechnung oder Anrechnung der Krankenversicherungsbeiträge handelt.

Es werden endlich die Betriebe der Militär- und Marineverwaltung, die Gehilfen und Lehrlinge in Apotheken und Handlungsgeschäften von den Bestimmungen des Gesetzes ausgeschlossen und in einigen Paragraphen den eigenthümlichen Verhältnissen des Bergbaues Rechnung getragen, auch Sondervorschriften über die Gewerbegerichte gegeben, welche die Verhältnisse des Bergbaues aburtheilen sollen.

Dem Gesetz angehängt ist ein im Ministerium ausgearbeitetes Orts-, Kreis- oder Provinzialstatut, durch welches den betreffenden lokalen Eigenthümlichkeiten und

Verhältniſſen Rechnung getragen werden kann. Zur Annahme dieſes Anhanges iſt kein Verband von Intereſſenten verpflichtet, der Anhang dient vielmehr nur als Muſter, und faſt ſämmtliche größeren Städte haben ſich bereits beeilt, auf Grund dieſes Muſters Ortsſtatute aufzuſtellen, die zum Theil auch ſchon von den Gemeindebehörden berathen worden ſind, zum Theil erſt in der nächſten Zeit zur Berathung und Einführung gelangen ſollen.

Das Geſetz beſteht gegenwärtig erſt ſo kurze Zeit, daß ſich noch nicht ſagen läßt, was ſeine Folgen ſein werden. Annehmen kann man aber, daß es durchaus wohlthuend wirken wird; denn die ganze Abſicht des Geſetzes, der Geiſt, der aus demſelben ſpricht, iſt Zeuge dafür, daß man in Wirklichkeit einen Schritt thun wollte, um den ſozialen Frieden zu fördern, die gewaltſamen Ausſtände und Boykotts zu verhindern, mit dieſem Geſetze ſowohl Arbeitgebern wie Arbeitnehmern zu nutzen und dadurch auch die Allgemeinheit vor Schaden zu bewahren.

Darüber iſt man ſich ja längſt klar geworden, große Ausſtände, beſonders wenn ſie raſch aufeinander folgen, ſchädigen nicht allein ſchwer die direkt davon berührten Kreiſe ſelbſt, die Arbeiter wie die Fabrikanten, ſondern mittelbar oder unmittelbar auch alle anderen Staatsbürger, oft ſogar außerordentlich fernſtehende Kreiſe. Unſer ganzes ſoziales Leben iſt heute eingerichtet wie ein großes, komplizirtes Räderwerk, in dem ein Rad immer in das andere greift und es forttreibt. Steht eine Anzahl dieſer Räder plötzlich ſtill, oder drehen ſie ſich nach entgegengeſetzter Richtung, ſo muß die ganze Maſchinerie in Unordnung gerathen. Eine Einrichtung, die dazu beiträgt, die Ausſtände nach Möglichkeit einzuſchränken und unnöthig zu machen, muß daher mit allſeitiger Befriedigung begrüßt werden.

Mannigfaltiges.

Eine Begegnung mit Friedrich dem Großen. — Der 1846 in hohem Alter verstorbene Ritterschaftssekretär von Esthland, Peter v. Schwengelm, traf in seiner Jugend einst ganz unvermuthet mit Friedrich dem Großen zusammen, ein Erlaubniß, das er später sehr oft und sehr gern erzählte. Schwengelm's Erzieher war Joh. Joach. Bellermann, später Direktor des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin. Im Anfange des Jahres 1782 begleitete er den jungen Peter v. Schwengelm nach Deutschland, um ihn nach dem Philanthropin in Dessau, einer damals sehr berühmten Erziehungsanstalt, zu bringen. Die Reisenden kamen noch in den Wintermonaten nach Berlin und setzten von dort ihre Reise über Potsdam fort. Hier wurde das neue Palais und Sanssouci besehen. Den König glaubte man in Berlin und freute sich, um so ungestörter die Sehenswürdigkeiten betrachten zu können. Der Kastellan versicherte, daß die Reisenden auch die inneren Gemächer des Schlosses betreten dürften. Das geschah denn auch, und Bellermann führte seinen Zögling durch die Reihe der Gemächer, indem er ihn auf alles Bemerkenswerthe aufmerksam machte. Die Temperatur in diesen Räumen war aber eine sehr niedrige, da dieselben wenig oder wohl gar nicht geheizt waren. Der junge Schwengelm begann zu frieren, und während Bellermann die Gemälde betrachtete, fing er an, mit den Füßen zu stampfen und mit den Armen um sich zu schlagen, um sich auf diese Weise zu erwärmen. Dieses Verfahren aber rief in diesen hohen Räumen ein nicht geringes Getöse hervor. Da öffnete sich plötzlich die Thür eines Nebenzimmers, und ein Mann im blauen Rock, mit blitzenden blauen Augen stand im

Gemache. Der König war nicht in Berlin — ſondern ſtand vor ihnen.

„Was geht hier vor?“ rief er, „wer iſt Er? Wer iſt der Burſch dort?“ grollte er Bellermann zu.

Dieſer war ſelbſt zu Eis erſtarrt, doch geantwortet mußte werden, und ſo ſagte er zu der gefürchteten wohlbekannten Geſtalt: „Majeſtät, es iſt dies ein junger Livländer von Adel, und ich bin ſein Hofmeiſter, der ihn nach Deſſau bringt.“

„Was ſoll er dort?“

„Im Philanthropin erzogen werden.“

„Nun, das freut mich, daß Er erzogen werden ſoll,“ ſprach der König, ſich zu Schwengelm wendend, „Er kann das gebrauchen; fahre Er hin und hole Er ſich Erziehung!“

Damit zog ſich der König wieder in ſein Kabinet zurück. A. B.

Intereſſante Sammlung von Spielkarten. — Eine ſolche aller Länder und Jahrhunderte befindet ſich im Britiſh Muſeum zu London. Die älteſten Spiele, aus dem 14. Jahrhundert ſtammend, ſind nach ihrer bildlichen Ausführung und ihrem Umfange wahre Ungethüme: ſie umfaſſen 80 bis 100 Blätter von ungeſchickteſter Größe. Daneben finden ſich aber auch die zierlichſten Stücke, ſo ein franzöſiſches Spiel, deſſen Karten nur 5 Centimeter lang und 2⅔ Centimeter breit ſind. Dieſelben ſind aus ſo feiner Pappe angefertigt, daß man ſie mit aller Bequemlichkeit in der geſchloſſenen Hand verbergen kann. Ferner ſind Spiele aus Perſien und Indien vertreten, deren Karten aus kreisförmigen, etwa 5 bis 8 Centimeter im Durchmeſſer haltenden Silberplättchen beſtehen. Auf den älteſten ſpaniſchen Karten ſieht man ſich vergebens nach den „Damen“ um; das zarte Geſchlecht wurde im Geburtslande der Galanterie nicht wie ſonſt überall profanirt, ſondern man benutzte an Stelle der Damen eine zweite Reihe Cavallos oder Buben. Unter Karl II. von England ſuchte man das Angenehme des Kartenſpiels mit dem Nützlichen zu verbinden, indem man die einzelnen Blätter mit den Bildniſſen von Herrſchern oder Tagesberühmtheiten jener Zeit, ja ſogar mit Regeln der Grammatik, ſowie geographiſchen Anſichten und Beſchreibungen verſah. Am originellſten aber iſt ein Spiel, welches in Wort und Bild die Kunſt des „Verſchneidens“ lehren will. Bei demſelben werden

die einzelnen Karten nicht nach den vier Farben, sondern nach den Tafelbeſtandtheilen: Fleiſch, Fiſch, Geflügel und Gebäck unterſchieden, und jedes Blättchen zeigt eine Perſon, die das kunſtgerechte Tranchiren an einer dem betreffenden Gerichte entnommenen Schüſſel demonſtrirt; zum Ueberfluß iſt am Fuße eines jeden Bildes auch die jedesmalige Regel, nach welcher das Zerlegen geſchehen ſoll, angegeben. Das Coeuraß trägt die Worte: „Durch dieſe Karten kann jeder Menſch die Kunſt erlernen, nach welcher die gebräuchlichſten Gerichte: Braten, Fiſch, Geflügel und gebackene Speiſen gebührendermaßen zerlegt werden, und in Erfahrung bringen, mit welcherlei Saucen und Garnituren ſie auf den Tiſch zu bringen ſind." Dr. A. B.

Sitten bei Brautwerbungen. — In Dithmarſchen pflegt man noch heutzutage einem Freier, deſſen Bewerbungen nicht angenommen werden ſollen, in dem Hauſe der Angebeteten um die Zeit, wenn man ſein Kommen vermuthet, eine Schaufel aufzuſtellen, um ihm eine abſchlägige Antwort zu erſparen; dort iſt alſo „eine Schaufel bekommen" gleichbedeutend mit „einen Korb bekommen". In Litauen beſteht noch der Brauch, dem Liebhaber, der mit ſeiner Werbung abgewieſen werden ſoll, einen Kranz von Erbſen zu geben. An den Höfen einiger Gutsbeſitzer wird dem Brautwerber, der weder von Seite des Mädchens noch von jener der Eltern einen günſtigen Beſcheid erwarten darf, bei der Tafel eine Gans in ſchwarzer Sauce vorgeſetzt und dieſes Gericht vertritt die Stelle eines Korbes. In Livland genügt ſchon ein mit Blut bräunlich und ſauer gekochtes Eingemachtes von gewöhnlichem Fleiſche. Noch eine andere drollige Sitte beſtand ehemals in Livland. Man ſetzte dem Werber beim Mahl einen Kapaun vor, den er in der Luft zerlegen ſollte. Die Geſchicklichkeit, mit der er ſich dieſer Aufgabe unterzog, bedingte die bejahende oder verneinende Aufnahme ſeiner Bewerbung. Da geſchah es denn nicht ſelten, daß ein von der Braut und den Eltern gern geſehener Bewerber einen bereits zerſchnittenen Kapaun erhielt, während ein Anderer, dem man ein ſtumpfes Meſſer und ſtatt des Kapauns einen alten Hahn vorgeſetzt hatte, ſich lange abmarterte und zuletzt, unvermögend, ſeine Aufgabe zu löſen, von weiteren Verſuchen abſtehen mußte. C. T.

Vom Pferdeausspannen. — Als im Jahre 1818 König Friedrich Wilhelm III. von Preußen von seiner Reise nach Petersburg zurückkehrte, hatten sich auf der Landstraße in der Nähe von Elbing große Volkshaufen in der Absicht aufgestellt, die Pferde vor den Wagen des Königs ab- und sich selbst anzuspannen und ihn so jubelnd in die Stadt zu ziehen. Der Adjutant, General v. Witzleben, welcher früher angekommen, gab sich alle Mühe, die Leute von ihrem Vorsatze abzubringen, da er wußte, daß ein solches Vorgehen dem König zuwider war; allein die Leute waren von ihrem Vorhaben nicht abzubringen. Als nun der König bei seiner bald darauf erfolgenden Ankunft mit Jauchzen empfangen wurde, dankte er freundlich; sobald man aber wirklich anfing, die Pferde auszuspannen, und die Menge Anstalt machte, den Wagen fortzuziehen, befahl er, dies zu unterlassen, jedoch ohne Erfolg. Schon war man im Begriff, die Pferde fortzuziehen, als der König, der jetzt darin Ungehorsam erblickte, die Hauptschreier einfach verhaften ließ. Später wurde die Untersuchung jedoch auf des Königs Befehl eingestellt. Friedrich Wilhelm begnügte sich mit der einfachen Erklärung, „daß er nie Beweise der Liebe, durch welche die Menschenwürde verletzt werde, annehmen könne und werde." E. K.

Inhaltsvolle Briefe. — Die Briefsteller des 17. und 18. Jahrhunderts geben Anleitung, wie man in tausenden von Fällen sich schriftlich auszudrücken habe. Sie berücksichtigen auch die „Grußbriefe", die man nur schrieb, um dem Korrespondenten einen höflichen Gruß zu übersenden, ja sie stellen Muster auf, nach denen man auf einen Grußbrief, der ohne Antwort geblieben ist, einen zweiten verfassen kann, der nun das Bedauern ausdrückt, ohne Antwort geblieben zu sein. Ein solcher Grußbrief, „zufolge jetzt üblichem Hof-stylo eingerichtet", lautete folgendermaßen: „Gruß geneigt-sehr-werther Herr! Alldieweilen eine herztreugemeinte Freundschaft erfordert, einen liebewerthen Herrn dann und wann schriftlich heimzusuchen, so habe zur Bezeugung dienstschuldigster Aufwärtigkeit mich kraft dieses verschreiben wollen, daß meines Herrn Gebieter mein Erbieter sein und verbleiben solle, inmaßen ich lebenslangwierig verbleibe meines Herrn treu- und dienstwilliger Knecht." — Noch eine andere Probe eines solchen völlig

inhaltloſen Briefes! Freilich iſt er keinem Briefſteller entnommen, ſondern nur eine Karikatur. Er lautet: „Sie wollen verzeihen, daß ich es wage, Sie zu bitten, mir geneigteſt zu geſtatten, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie ergebenſt zu fragen, ob Sie die Gewogenheit haben würden, mir zu vergönnen, daß ich mich unterſtehe, Sie zu erſuchen, mir das Glück zu gewähren, mich Ihnen nahen zu dürfen, um Ihnen zu erklären, daß ich nicht ſehnlicher wünſche, als im Stande zu ſein, Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich mich freue, daß das Schickſal mir ſo günſtig iſt, den Augenblick herbeizuführen, der mir das unausſprechliche Vergnügen zu Theil werden läßt, Sie zu verſichern, daß es mir unmöglich iſt, durch leere Worte die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei dem Gedanken ergreifen, daß Ihre Güte mich berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß Sie überzeugt ſind, wie tief ich es empfinde, welch' ein großer Vorzug es iſt, daß ich die Ehre haben darf, mich in der lebhafteſten Hochachtung zu nennen Ihren gehorſamſten Diener." D.

Eine Vergleichung der Stärke des preußiſchen Heeres verſchiedener Zeitabſchnitte gewährt folgendes intereſſante Reſultat: Das preußiſche Heer zählte unter der Regierung des Kurfürſten Friedrich Wilhelm (1640—1688) 28,000 Mann, Unterhaltungskoſten 1,000,000 Thlr.; König Friedrich I. (1688 bis 1713) 36,000 Mann, Unterhaltungskoſten 1,420,000 Thlr.; König Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) 76,000 Mann, Unterhaltungskoſten 5,800,000 Thlr.; König Friedrich II. (1740—1786) 200,000 Mann, Unterhaltungskoſten 13,500,000 Thlr.; König Friedrich Wilhelm II. (1786—1797) 235,000 Mann, Unterhaltungskoſten 17,000,000 Thlr.; König Friedrich Wilhelm III. und zwar von 1797—1806 256,000 Mann, Unterhaltungskoſten 20,000,000 Thlr; von 1806—1815 42,000 Mann, Unterhaltungskoſten 8,000,000 Thlr. Nach dem Pariſer Frieden 122,000 Mann, Unterhaltungskoſten 23,000,000 Thlr. E. König.

Die Dicke der menſchlichen Haut beträgt nach den Unterſuchungen von Kölliker 1/3 bis 4 1/2 Millimeter. Die Haut iſt an der Rückſeite des Körpers dicker als an der Vorderſeite, an der äußeren Seite der Glieder dicker als an der innern. Ungewöhnlich dick erſcheint ſie über den Gelenken, ganz beſonders zart

dagegen an den Augenlidern. An Gegenden, welche einem Drucke von Außen ausgesetzt sind, wie an den Fußsohlen, ist sie fest mit der Sehnenhaut verbunden, während die Lücken mit Fettgeweben ausgefüllt sind, die ein elastisches Kissen bilden und die darunter liegenden verletzlicheren Theile noch weiter schützen.

H. Th.

Die Macht der Gewohnheit. — Der berühmte Philosoph Kant hatte an sich selbst die Bemerkung gemacht, daß er nach ziemlich vollendeter Verdauung in den Abendstunden am besten denken könne; und so stellte er sich denn zu jener Zeit gewöhnlich mit verschränkten Armen und dampfender Pfeife in seine Studirstube an den Ofen, die Augen unverwandt nach dem großen Knopfe eines Thurmes gerichtet, den er aus seinem Fenster sehen konnte. In dieser Lage und in jenen Stunden überließ Kant seinen Genius jenen Untersuchungen und scharfsinnigen Reflexionen, deren Resultat ihm mit Recht den Namen des „Königsberger Weisen" verschafften und diesen Namen unsterblich machten.

Einst konnte Kant mehrere Abende hintereinander, so sehr er sich auch anzustrengen suchte, dennoch keinen zusammenhängenden Gedanken fassen, er wurde unruhig, fand aber endlich die Ursache seiner ihm unbegreiflichen Zerstreutheit. Einer nöthig vorzunehmenden Reparatur halber war nämlich jener große Knopf vom Thurme genommen worden, welchen er vor Augen zu haben sich seit Jahren angewöhnt hatte, und er gestand selbst, daß er erst wieder ordentlich habe denken können, nachdem der Thurmknopf auf seine alte Stelle gesetzt worden war. St.

Ländlich-sittlich. — Ein Beduine, welcher als Begleiter eines Afrikareisenden in London gewesen war, wurde nach seiner Heimkehr in Afrika von seinen Landsleuten über England ausgefragt. „Ach!" begann er, „das ist ein Reichthum, eine Pracht! Große endlose Straßen mit glänzenden Kaufläden und Bazars, Märkte, großartige Paläste und Häuser, Karossen und prächtige Pferde mit goldenen und silbernen Geschirren, große Häfen mit gewaltigen Schiffen und ganzen Wäldern von Schiffsmasten. Ueberall sieht man Pracht und Herrlichkeit — aber trotzdem ist es nur ein elendes Land!"

„Wieso denn?“ fragten seine Zuhörer erstaunt.

„Weil es keinen einzigen Dattelbaum dort gibt.“

„Was?“ riefen Alle, „was, keine Dattelbäume? — O elendestes aller Länder! Wie ist es nur möglich, daß man dort leben kann?“

G. W—r.

Komische Beweisführung. — Der bekannte Opernsänger L. behauptete, daß in der Oper die Musik Alles, der Text aber gar nichts bedeute, und bewies dies, als es zu einer Wette kam, auf folgende Weise. Er nahm die Arie aus der Zauberflöte: „Dies Bildnis ist bezaubernd schön,“ und sang sie einem Engländer mit folgendem Text vor:

„Die Bratwurst ist entsetzlich dick,
Der Seppel ist ein Galgenstrick!“

und so weiter. Der Engländer wurde bis zu Thränen gerührt, und der Sänger hatte die Wette gewonnen. C. T.

Schnelles Wachsthum. — Nur wenig Pflanzen dürften ein so rapides Wachsthum entfalten, wie das Bambusrohr. Im botanischen Garten zu Kalkutta wurde 1884 konstatirt, daß die Bambusa gigantea (Riesenbambus) in 30 Tagen 25 Fuß 9 Zoll gewachsen war. — Im Glashause zu Chatsworth wuchs ein Bambusrohr in 42 Tagen eben soviel Fuß, also durchschnittlich ½ Zoll in jeder Stunde. Hier könnte man also das Gras in Wirklichkeit wachsen sehen. G. W—r.

Ein treuer Diener. — Ein junger Graf spielte einst mit seltenem Glück an der Roulette in Baden und gewann in kurzer Zeit 30,000 Gulden. Aber am nächsten Morgen war dasselbe gleichzeitig mit Fritz, dem Bedienten des Grafen, verschwunden. Nach acht Tagen erschien der Letztere jedoch wieder.

„Woher kommst Du?“ fuhr der Graf ihn an.

„Von Wien.“

„Was hattest Du da zu schaffen? Wo ist mein Geld?“

„Auch in Wien. Ich dachte, Herr Graf, Sie würden weiter spielen und das schöne Geld wieder verlieren, deshalb habe ich es nach Wien gebracht und hier ist die Quittung von Ihrem Herrn Vater.“ C. T.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Im Verlage der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart, Berlin, Leipzig** erscheint soeben die **dritte Auflage** von

Beckers Weltgeschichte.

Neu bearbeitet und
bis auf die Gegenwart fortgeführt
von

Prof. Wilhelm Müller.

Das Werk gelangt zur Ausgabe in 66 Lieferungen à 40 Pf., in 12 broschierten Bänden à M. 2.20, und in 6 gebundenen Bänden à M. 6.— und enthält zahlreiche Illustrationen und Karten.

Eine Reihe von Lieferungen und Bänden sind bereits erschienen.

Beckers Weltgeschichte ist eines der ältesten Geschichtswerke. Ein Jahrhundert hindurch ist das Werk bekannt und hat sich stets einen guten Ruf zu bewahren gewußt. Denn so viele neue und zum Teil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen, in einer Hinsicht steht das ursprüngliche Beckersche Werk heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der außerordentlich faßlichen, ansprechenden und fesselnden Darstellung, welche die gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden vor dem Leser aufrollt und dasselbe zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes, zu einem Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung gemacht hat. — Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Original-Werkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf die Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft zu bringen, war die Aufgabe, welche der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, Prof. Wilhelm Müller, sich gestellt und welche er glänzend gelöst hat.

Subskriptionen auf das Werk nehmen die meisten Buchhandlungen entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Spemanns
Schatzkästlein
des guten Rats.

6. vielfach vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit 54 Illustrationen.

Elegant gebunden Preis 5 Mark.

Das „Schatzkästlein des guten Rats" ist aus dem Gedanken entstanden, alle jene Kenntnisse zu sammeln und systematisch darzustellen, die das tägliche Leben, insbesondere das Leben der deutschen Familie erfordert. Inwieweit dies dem Herausgeber gelungen ist, möge daran ersehen werden, daß nach kurzer Zeit fünf Auflagen vergriffen waren und die Verlagshandlung zur Herausgabe einer sechsten schreiten mußte. Diese erfuhr eine wesentliche Umarbeitung und Vermehrung, so daß das Buch den Charakter einer ganz neuen Erscheinung trägt. Der Inhalt des Buches gliedert sich in die Abteilungen: Unser Haus. — Die Gesundheit. — Die Haushaltung. — Am Schreibtisch. — Unsre Tiere als Hausfreunde. — Der Hausgarten. — Die gute Lebensart. — Erziehung und Berufswahl. — Unser Recht. — Spiele — und umfaßt 2337 Nummern. Ein Register läßt das Gesuchte ohne jede Mühe finden.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9790

Gegen

Ottilie Wildermuths

Gesammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illustriert von Fritz Bergen.

Vollständig in 75 Lieferungen à 40 Pfennig, in 10 Bänden broschiert à M. 3.—, eleg. gebunden à M. 4.—

Mit einer illustrierten Ausgabe der Werke **Ottilie Wildermuths** kommen wir einem oft ausgesprochenen Wunsche großer Leserkreise entgegen. Die [illegible] e nach den gemütvollen Schriften der gefeierten Verfasserin bewies un[illegible] sie in ihren Erzählungen und Schilderungen dem Empfinden und [illegible] kommt. Man hat sie einen Apostel der Zufriedenheit genannt. [illegible] sie bald mit erquickendem Humor, bald mit tiefem Ernst ihre Mission [illegible] Frauengemüt erfüllt, wird niemals veralten und ihr die Herzen jeder[illegible] Viele ihrer Erzählungen, besonders die seinen humoristischen Schilderungen [illegible] bürgerlichen Lebens zu Anfang und in der Mitte des Jahrhunderts haben m[illegible] charakteristische Gestalt aus der damaligen Gesellschaft der Vergessenheit entrissen und bieten neben dem litterarischen Reiz ein kulturhistorisches Interesse, das die Zeit nur erhöhen kann.

Diese Gesichtspunkte waren es, welche uns bewogen, eine illustrierte Ausgabe zu veranstalten. Entsprechend den im besten Sinne realistischen Schilderungen hat der Künstler Landschaften, Kostüme, Oertlichkeiten streng nach der Wirklichkeit wiedergegeben und hierzu sich mit Land und Leuten auf längeren, eigens zu diesem Zwecke unternommenen Studienreisen bekannt gemacht, so daß wir dem deutschen Hause ein einheitliches Werk von hohem Werte darbieten können. Künstlerschaft ersten Ranges ergänzt das Wort der edlen Frau, die — solange der Sinn für fromme Sitte, herzerfrischenden Humor und edle Frauentugend, der Sinn für die Eigenart deutscher Stämme unter uns lebt — der Frauenwelt lieb bleiben wird.

Um es jedermann zu ermöglichen, sich auf bequeme Weise in den Besitz von **Ottilie Wildermuths** Schriften zu setzen, erscheinen die Lieferungen in Zwischenräumen

—: von ca. 14 Tagen :—

zum Preise von je 40 Pfennig. Die 75 Lieferungen umfassende illustrierte Ausgabe wird enthalten:

Bilder und Geschichten aus Schwaben. Erster und zweiter Teil — **Aus dem Frauenleben.** Erster und zweiter Teil. — **Lebensrätsel.** — **Die Heimat der Frau.** — **Im Tageslicht.** — **Zur Dämmerstunde.** — **Anguste.** **Beim Lampenlicht.** — **Perlen aus dem Sande.**

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf Ottilie Wildermuths **Gesammelte Werke** entgegen. Wir laden zur Subskription hi[illegible]

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart,

Filmed by Preserv